L. O. Germ.
668 t.

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Dritter Band.

Des Frauenſpiegels dritter Band.

Leipzig,
bey Carl Cnobloch
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, zweytes Buch . . . . . Seite 1

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, drittes Buch 153

Zerſtreute Blätter von Odos Hand 313

Erinnerungen
aus
dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Dieß war der erſte meiner ſeligen Tage in Mainau. Eine lange Reihe åhnlicher reihte ſich an ihn, wie ſich in einer Blumenſchnur Blume an Blume reiht, jede anmuthig und duftend, jede von andrer Art, aber alle harmoniſch zuſammenſtimmend. Die Blumen verwelken und lôſen ſich ab; aber die Erinnerung an mein ſtilles Glůck blůht immer ſchôner und reiner auf, und befeſtigt ſich mit ſeinen milden Farben immer mehr in meinem dankbaren Herzen.

Jetzt muß ich erſt von der Rückkehr erzählen. — Der Abend war, wie der gan=

ze Tag geweſen war, nur noch ſchöner; ſo weich und milde, als ob er das zarte Laub und die zitternden Blüthen ſchonte, und ſo freundlich, als ob er ſich des reifen Frühlings und der bräutlich geſchmückten Erde mit mütterlichem Gefühle freute. In unſer Gemüth aber ſchien nicht bloß der milde Tag mit ſeinem blauen Himmelsſchmucke, ſeinen Blüthen und Blumenkränzen, ſondern noch etwas Höheres und Herrlicheres, nemlich die durch Andacht beflügelte Liebe, und die durch Liebe erhöhte und begeiſterte Andacht. Still gingen wir neben einander; aber was keine Worte ſagten, das ſprachen die Ahndungen aus, die von Herzen zu Herzen gingen. Sebaſtian hielt mich an der Hand; ſeine Blicke waren nach mir gewendet; die Meinigen aber waren auf die Erde geheftet. Denn wenn ich ſein offnes, von der innern Freude und der untergehenden Sonne beleuchtetes Antlitz ſah, da ergoſſen ſich mei-

ne Thränen zu leicht aus dem vollen, glück-
lichen Herzen, und hätt' ich meinen Gefüh-
len Worte gegeben, die Töne hätten mich
zu ſehr überwältigt. So gingen wir bis
zur Linde am Scheideweg, immer zwiſchen
duftenden Wieſen und grünen Saaten, an
dem Rande des Baches hin, bis die Schei-
be der Sonne den Saum der Berge berühr-
te und in ihrem Purpurmeere zerfloß.
Mit dem Scheiden der Sonne trennte ſich
auch Sebaſtian von uns, küßte mich auf
die Stirn und ſagte: Dieſe Woche komm'
ich in die Stadt. Da ſind wir wohl nicht
ſo weich, und können von dem heutigen Ta-
ge ſprechen. — Dabey glänzten in ſeinen
Augen helle Tropfen, und das Abendroth
ſtrahlte daraus wieder, und ſeine ganze
Seele leuchtete in ſeinen Blicken. Dann
drückte er ſchweigend meinem Vater die
Hand, und der Mutter, und auch der al-
ten Regina. Als er aber abwärts ging,

und nun ſtatt ſeiner Hand nur die der armen Blinden in der Meinigen lag, und dieſe ſich in Bewundrung über die ſchönen Reden und die Predigt meines Verlobten ergoß, da ließ ich meinen Thränen freyen Lauf, und drückte Reginens harte Hand voll Dankbarkeit über ihr Lob und voll Freude über mein unausſprechliches Glück.

Mit der ſinkenden Nacht kamen wir in die Stadt zurück. Noch regte ſich auf den Straßen vieles Leben von Fußgängern, Wagen und Reitern, die den heitern Tag auswärts genoſſen hatten, oder noch im Sternenſchein luſtwandelten. Wären alle dieſe Menſchen, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo glücklich wie ich, ſo wäre das ein Himmel auf Erden, und die Seligkeit finge ſchon hier an. — Indem ich aber noch ſo dachte, und mich dieſes Gedankens erfreute, rauſchte mir aus einem hell erleuchteten Hauſe ein wildes Jauchzen, mit Tanzmuſik untermiſcht,

entgegen, und faſt in demſelben Augenblicke ſtürzten aus der weitgeöffneten Thür zwey Menſchen in heftigem Handgemeng heraus, und ſetzten auf der offnen Straße ihren Kampf unter wüſten Schimpfworten fort. Eine Menge von Zuſchauern strömte ſogleich herbey, und ſchien ſich an der Wuth der Raufer zu freuen; wir aber eilten beſtürzt unſrer ſtillen Wohnung zu, wo ſich nichts mehr regte, als aus der Ferne die Flöte eines Nachbars, der am Fenſter den Sternen ſein Abendlied bließ. Still ſang ich die edle Weiſe in meinem Innern mit, und es war mir, als ob die Sterne heller leuchteten, und der Himmel mit allen ſeinen Augen die Freude meines glücklichen Herzens beſchaute. Jetzt ſtieg auch der Mond über die Dächer, und überzog die Fenſter des gegenüberliegenden Erkers — ſonſt Sebaſtians Wohnung — mit ſeinem Silberglanz. Ich hatte das ſo oft geſehn;

aber jeƷt glitt mit dieſem milden Lichte jede Erinnerung an die vergangene Zeit, an meine ſtille Jugend, und an Sebaſtians erſtes Nahen in mein bewegtes Herz; die glückliche Vergangenheit umſchlang die glücklichere Gegenwart, und aus beyden ſchien eine frohe Zukunft voll milder Frühlingstage und mondheller Sommernächte aufzublühn. Und Gott ſey gedankt! dieſe Hoffnungen eines gerührten und glücklichen Herzens ſind nicht unerfüllt geblieben. Eine lange Reihe von Jahren liegt zwiſchen heute und jenem ſeligen Abend; längſt hat die Zeit die Blüthen meiner Jugend abgeſtreift; mein Auge iſt trübe geworden, und mein Haupt neigt ſich der Erde zu; aber immer ſehe ich noch mit überſtrömenden Dank in die hellen Tage meiner Ehe zurück, und, obgleich ſo weit von mir gerückt, liegen ſie doch nicht weniger klar vor meinen Blicken, als die Landſchaft von Mainau

im Glanze des unvergeßlichen Tages, den ich eben beſchrieben habe. Zwar erheben ſich in dieſem Blumengefielde zahlreiche Gräber theurer und geliebter Menſchen, und der Mann, deſſen edle Liebe die unerſchöpfliche Quelle meines Glückes war, ſchlummert auch ſchon in dem Schooße der Erde dem ſeligen Tage einer endloſen Wiedervereinigung entgegen. Der bittre Kelch der Leiden iſt nicht bey mir vorübergegangen; aber Gott, der mir die Leiden geſendet hat, hat mir auch immer eine Quelle des Troſtes und der Heiterkeit in ihnen eröffnet, die erquickender iſt, als die eiteln Genüſſe des alltäglichen Weltlaufs. Das trauernde Gemüth iſt dem Himmel näher, der uns nicht ohne Schmerzen von der Erde löſen kann; aber den Thränenthau dieſer Schmerzen umzieht der wunderbare Glanz überirdiſcher Farben, wie oft der ſterbende Menſch himmliſche Harmonien vernimmt, die ihn

die Dornen ſeines Sterbebettes vergeſſen laſſen. So ſind mir auch die Tage der Trauer heilſam geworden; ich habe Gott nicht weniger für ſie danken können, als für die Tage meines Glücks; und nie iſt die innere Freudigkeit meines Herzens auf lange Zeit unterbrochen worden. Noch jetzt, in meinem hohen Alter, iſt dieſe Freudigkeit überwiegend in mir, und überzieht, wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, auch die dunkelſten Stellen derſelben mit einem milden und erquickenden Lichte. —

* * *

Vier Wochen nach jenem Sonntage war meine Hochzeit. Sie mag wohl eine der ſtillſten geweſen ſeyn, die ſeit langer Zeit in der Stadt begangen worden waren, aber zuverläſſig auch eine der glücklichſten. Mein Vater war den ganzen Tag in einer feſtlichen Stimmung, wie ich faſt nie an ihm

geſehn hatte. Die Freude ſtrahlte in ſeinen Augen, die unablåſſig den geliebten Eidam ſuchten, und wenn ſie auf mich fielen, mir zu ſagen ſchienen: Du haſt das beſte Theil erwåhlt. Bey Tiſche ſprach er viel, und nicht ohne große Bewegung, von ſeinen Eltern, von ſeiner eignen engen und gedrückten Jugend, und der Vernichtung ſeiner liebſten Wünſche. Mit großer und inniger Liebe dachte er ſeiner guten und frommen Mutter, und der Freundlichkeit, mit der ſie ihn oft, wenn er ganz niedergebrochen geweſen, wieder aufgerichtet und geſtårkt habe, und verweilte mit Wehmuth bei der Erinnerung an die kleinen Sonnenblicke, welche die Freude in ſein engumbautes Leben geworfen hatte. „Die Jugend des Menſchen, ſagte er unter andern, hat eine höchſt wunderbare, faſt unverwüſtliche Kraft. Wenn die Wellen der åußern Noth auch noch ſo hoch gehn, immer bietet ihr die Hof=

nung die Hand, und hält ſie empor, und es iſt kein Kerker ſo feſt, durch den ſie nicht mit einem ihrer Strahlen dränge. So dunkel es auch meiſt um mich her war, ſo war doch immer Eine lichte Stelle in meinem Herzen, auf die ich meine Blicke heften konnte, und in der mir, wenn ich ſo über mir ſelbſt ſaß, eine Zauberwelt von Farben und Geſtalten aufblühte, bey deren Anblick ich alles Jammers und aller Noth vergaß. In meinen erſten Kinderjahren waren es die Blumen, die ich aus Saamen in Scherben zog, und deren Gedeihen ich durch alle Stationen ihres kurzen Daſeyns mit unglaublicher Theilnahme begleitete; etwas ſpäter hin war es die Schule, nach der ich als nach der Pforte eines Paradieſes ſah, und endlich das geiſtliche Lehramt, die Kanzel und eine Gemeinde. Nur Einiges iſt mir von dieſen Hofnungen in Erfüllung gegangen. Es muß auch gut geweſen ſeyn. Hab' ich nicht auf die

Weiſe, wie ich wünſchte und hofte, in dem Weinberge Gottes arbeiten können, ſo hat mir die Vorſehung doch oft andre Gelegenheiten dargeboten, nach meinen Kräften nützlich zu ſeyn. Ich erkenne auch dieſes mit Dank, und da du, mein Sebaſtian, jetzt den Weg gehſt, der mir verſchloſſen worden iſt, ſo fühl' ich mich dadurch wie verjüngt, und es iſt mir eben, als ob jetzt, da ich dem letzten Ziele ſchon ſo nah ſtehe, meine eignen Wünſche in Erfüllung gingen." — Bey dieſen Worten legte er die Hand auf Sebaſtians Schultern und fuhr fort: „Ich vermache dir alle Wünſche, Hofnungen und Vorſätze meiner Jugend, als das einzige Erbtheil, das ich dir, nebſt meiner Tochter, hinterlaſſen kann. Wenn du das ausführſt, was ich mir in meinen heiligſten Stunden vorgeſetzt hatte, ſo biſt du ein geſegneter Mann, und deiner Gemeinde ein treuer Hirt." — Sebaſtian, durch dieſe Wen-

dung überraſcht, ergriff die Hände meines Vaters mit ſeinen beyden und ſagte: „Ich nehme dieſes Vermächtniß mit nicht geringerer Freudigkeit an, als mit der ich Eure Tochter empfangen habe. Habt Ihr mir nicht von Jugend an als Muſter vor Augen geſtanden? Habt Ihr mich nicht in allem Guten gefördert? Und bin ich nicht jetzt mehr als je verpflichtet, alle Kräfte aufzubieten, um Euch nachzueifern, da ich Euer Sohn bin, und Ihr mein Vater ſeyd? Glaubet mir nur, ich werde nie Eure Lehren vergeſſen, und, wenn es Gottes Wille iſt, ſo wird mir dieſes Euer köſtliches Erbtheil nicht ohne Früchte bleiben.“

Meine Mutter verlohr kein Wort des geliebten Eidams. Ihr Herz erweiterte ſich einer frommen und andächtigen Freude, und ſo wehmüthig ihr die bevorſtehende Trennung war, ſo vergaß ſie doch Alles über den Reden der Männer. „Es iſt wohl

wahr, ſagte ſie, als dieſe ſchwiegen, daß die beſten Wünſche der Menſchen und die Wege des Himmels oft gar weit von einander gehn, und daß von dem, was ſie erwarten, vielmals das Gegentheil geſchieht. Ich weiß auch davon zu ſprechen, wie der Vater. Zuletzt aber gereicht doch Alles zum Segen, und man ſieht, daß es Gott, auch bey der Verſagung unſrer Wünſche, gut mit uns gemeint hat."

Da Sebaſtian nichts von der frühern Geſchichte meiner Mutter wußte, ſo bat er ſie darum, und ſie weigerte ſich nicht. „Wer ſpricht nicht gern von ſeiner Jugend, ſagte ſie, wenn er willige Zuhörer findet? und bey der Hochzeit ſeiner Kinder denkt gewiß Jeder an die eigne, wenn ſie ihm Glück und Segen brachte."

„Meines ſeligen Vaters Gedanken, fuhr ſie fort, waren ganz auf ſeine Geſchäfte gerichtet, und ſein einziger Wunſch war,

eine WaidFabrik, die er angelegt hatte, in rechten Schwung zu bringen. Da es ihm aber an Mitteln dazu gebrach, ſah er es gern, daß der Sohn eines reichen Nachbars, der auch Kaufmann war, die Augen auf mich warf. Mir gefiel zwar dieſer Freyer keineswegs; meiner ſeligen Mutter auch nicht recht; da aber mein Vater ganz in dem Gedanken lebte, mit Hülfe eines reichen Schwiegerſohnes ſeinen LieblingsEntwurf zu Stande zu bringen, und ſich Tag und Nacht mit dieſem Plane beſchäftigte, ſo gab ich ihm nach, und ſuchte mich zu bereden, daß das, was mein Vater für ein ſo großes Glück hielt, auch das Meinige werden könnte. Die Beſuche wurden immer regelmäßiger, die Aufmerkſamkeit auf mich immer deutlicher. Wir konnten täglich einer Erklärung entgegenſehn, und während ich bey dem Gedanken an eine ſolche Entſcheidung faſt vor Angſt ſtarb, ließ meinen

armen Vater die Ungeduld der Erwartung keine Ruhe. Da geſchah es nun, daß gerade in dieſer Zeit eine fremde Familie hierher zog, die, ihrem Aufwande nach, ſehr wohlhabend ſeyn mußte. Sie hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn knüpfte Umgang mit meinem vermeintlichen Freyer an, zog ihn in ſein Haus, und machte ihn mit ſeiner Schweſter bekannt, die ehemals wohl recht hübſch geweſen war, jetzt aber nicht mehr in ihrer Blüthe ſtand. Bald wurden nun die Beſuche unſres Hausfreundes ſeltner und immer ſeltner; endlich blieb er gar aus, und wir erfuhren, daß er mit der Fremden verſprochen ſey. Dieſe Nachricht wirkte verſchiedentlich auf uns. Mich befreyte ſie von einer Angſt, deren Größe ich erſt in dem Augenblicke der Befreyung recht fühlte: meine Mutter meinte, daß an einem ſo wankelmüthigen Freyer wenig verlohren ſey, und dankte Gott im Stillen für

ſeine Entfernung; mein Vater aber, der ſeine Hofnungen vernichtet, und ſein Gebäude von Glück und Reichthum zerſtört ſah, gerieth in heftigen Zorn, weniger gegen den Wankelmüthigen, als gegen uns, die er beſchuldigte, allzu große Gleichgültigkeit gegen den jungen Freyer gezeigt, und dadurch ſeine Erklärung verzögert zu haben. Von dieſem Tag an war ihm ſein ganzes Geſchäfte verhaßt; er ging tiefſinnig umher, verlohr den Schlaf, und wurde nach Verlauf von achtzehn Monaten — die wohl die traurigſten meines Lebens geweſen ſind — auf das Krankenbett geworfen, das er nicht mehr verließ. Nach ſeinem Tode gerieth meine Mutter in die größte Noth. Von allen Seiten meldeten ſich Gläubiger, die auf Bezahlung drangen, während ſich die Schuldner ruhig verhielten und auf Erinnerung warteten. Nun waren aber die Geſchäfte meines Vaters durch ſeinen Trübſinn

und ſein langes Krankenlager in die gröſste Verwirrung gerathen. Niemand konnte ſich in ſeine Bücher finden, und mein Oheim, der auch eine Forderung hatte, und ſich der Sache anzunehmen verſprach, verlohr gleich in den erſten Tagen ſo die Geduld, daſs er erklärte, es bliebe uns nichts übrig als Schulden, und wir müſsten unſre Grundſtücke losſchlagen, ehe die Gant über uns verhängt würde. — Mein Oheim war ein ſehr harter Mann, und die Beſorgniſs eines perſönlichen Verluſtes hatte ihn noch härter gemacht. Als daher meine Mutter und ich in Thränen zerfloſſen, ſagte er: Was nützt das Heulen? Das Unglück iſt, wenn einer ſo hoch hinaus will, wie mein Bruder ſeliger. Ihr hättet ihn abhalten ſollen. Jetzt bleibt Euch nichts übrig, als eine Stelle im Hospital; und die Sabine muſs in Dienſte gehn, je eher je lieber.

Hört Ihr! Je eher, je lieber! und allen ſtolzen Gedanken den Abſchied gegeben!

Mit dieſen harten Worten verließ uns der Oheim. Wir badeten uns in Thränen; alle unſre Kräfte waren durch Jammer und Schrecken gelähmt. In dieſer ſchrecklichen Stunde tratſt du bei uns ein. Dein Anbringen war freylich auch wie das der vielen andern, die uns in jener Zeit durch ihre Erſcheinung ängſtigten; denn die Armencaſſe hatte auch eine Forderung an uns; aber wie ſchonend richteteſt du dein Geſchäft aus! Du ſahſt wohl auf den erſten Blick, wie es mit uns ſtand; und als meine Mutter auf deinen Antrag erwiederte, ſie wiſſe nicht, ob ſie im Stande ſeyn werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen; ihre Sache ſey nicht in Ordnung; da fragteſt du eben ſo beſcheiden als theilnehmend, ob ſie denn auch Jemanden zur Hand habe, der im Rechnungsweſen hin-

länglich erfahren ſey? Was du damals ſo aus gutem Herzen ſagteſt, daß man bey ſo vielverwickelten Geſchäften vor der genaueſten Unterſuchung niemals den Stand der Sachen beurtheilen könne; das gab uns einen Schimmer der Hofnung, und eine leiſe Ahndung ſagte mir, daß uns die Hülfe von dir kommen könnte. Und ſo war es auch. Nie werde ich die Stunde vergeſſen, wo du nach Monatlanger Anſtrengung und unendlichen Gängen und Wegen mit verklärtem Angeſichte bey uns eintratſt, meiner Mutter den Abſchluß der Rechnung vorlegteſt, und ihr bewieſeſt, daß nach gewiſſenhafter Abzahlung aller Schulden noch ein Capital übrig bleibe, das zu unſrer Erhaltung hinreiche. Nach ſo vielen traurigen Monaten war das ein glücklicher Tag, der allen unſern Kummer in Vergeſſenheit brachte; und du, dem wir ihn dankten, der uns in den Stand ſetzte, unſer Haupt

wieder aufzurichten, und unſern Gläubi-
gern getroſt in die Augen zu ſehn, erſchienſt
uns nicht anders als ein Engel, den Gott
zu unſerer Rettung geſendet habe. Nur
das Eine drückte uns, daß wir kein Mit-
tel erſinnen konnten, dir unſre Dankbar-
keit zu beweiſen, oder die unendliche Mü-
he zu lohnen, mit der du aus reinem guten
Willen für das Wohl unbekannter Men-
ſchen gearbeitet hatteſt. Da gab dir Gott
den Gedanken ein, um mich zu werben;
und ich kann jetzt wohl geſtehen, daß mich
die erſte Anfrage, die du ſo von fern
an uns thun ließeſt, mit einer Freudigkeit
erfüllte, wie ich nie in meinem Leben ge-
fühlt hatte. So erkannte auch meine Mut-
ter in deiner Liebe zu mir eine Fügung des
Himmels, die uns in den Stand ſetzte, uns
dir für den ganzen Reſt unſers Leben
dankbar zu zeigen. Gott hat dieſen Bund
geſegnet, ſetzte meine Mutter lächelnd hin-

zu, und ich denke, es hat weder dich, noch mich gereut ihn geſchloſſen zu haben. —

Der Vater, dem bey dieſer Erzählung die Freudenthränen in die hellen Augen getreten waren, fuhr in der Erzählung fort: Ich hab' es dir wohl ſchon mehrmal geſagt, daß, da ich zum Erſtenmal bey Euch eintrat, und du vor deiner Mutter auf der Fußbank ſaßeſt, ihre beyden Hände hielteſt, und ſie mit deinen Thränen benetzteſt, mir gleich das Herz ſchlug, und ich dachte: Wenn du doch die armen tiefbetrübten Leute tröſten könnteſt! Du hatteſt mir gleich beym erſten Anblick Augen und Herz entwendet, und je öfter ich dich wiederſah, wurdeſt du mir jedesmal lieber, durch dein Schweigen, wie durch dein Sprechen — denn du warſt immer ſchüchtern — und ich erkannte dein frommes, liebendes Herz in tauſend kleinen Zügen, die der aufmerkſamen Neigung nicht entgehn, aber nicht

wiedererzählt, oder beſchrieben werden können. Wenn du und deine gute Mutter — auch eine recht ehrenwerthe Frau aus der alten guten Zeit — wenn Ihr gewußt hättet, mit welcher Luſt ich für Euch arbeitete, und welche Freude mir jede Euch günſtige Entdeckung, jeder kleine Poſten machte, den ich unter die Activa eintragen konnte, und die Wahrſcheinlichkeit immer höher ſtieg, daß Niemand etwas einbüßen würde, — Ihr hättet nicht von Dank geſprochen; denn ich war es, der Euch zu Dank verpflichtet war. Sorgen und Kummer hab' ich indeß damals auch genug gehabt. Nachdem ich Euch die berichtigten Rechnungen in die Hände gelegt hatte, und Ihr nun meiner Hülfe nicht mehr bedurftet, und Wochen hingingen, ohne daß ich Etwas von dir ſah, und mir doch der Wunſch, dich zur Meinigen zu machen, keine Ruhe ließ — da war mir oft das Le-

ben zur Laſt, und ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Denn daß mir deine Neigung entgegenkäme, kam mir nicht in den Sinn. Da fuhr mir einſt in einer ſchlafloſen Nacht, ich weiß ſelbſt nicht wie, der Gedanke an meinen guten Rector durch den Kopf, und daß er dein Pathe ſey, was ich bey Euerm Geſchäfte erfahren hatte. Der Mann war jetzt ausgedient und ſteinalt; aber mit dem Gedanken an ihn wuchs mir das Vertrauen, und ich konnte kaum den Morgen erwarten, um zu ihm zu gehn. Da fand ich nun den alten, ganz zuſammengekrochnen Mann in einer kleinen, ſchwarzgeräucherten Stube, die ſie ihm als Emeritus im Rectorate gelaſſen hatten, an einem grünbeſchlagenen Tiſchchen, wie ſonſt, und in einem abgetragenen ſchwarzen Rocke, den er, wie ſonſt, um des Anſtandes willen, und jetzt noch aus alter Liebe zu ſeinem ehemaligen Amte den ganzen Tag

nicht ablegte. Blaß und abgezehrt ſaß er auf ſeinem ledernen Lehnſtuhle, den er ſeit funfzig Jahren nie gewechſelt hatte, und ſchrieb mit zitternder Hand Cicero vom Alter ab, ein Buch, ſagte er, an dem er Zeit ſeines Lebens große Freude gehabt, und deſſen Inhalt ſich jetzt recht eigentlich für einen Mann ſeines Alters eigne. Er zeigte mir ſeine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen, weil ſie doch ſo reinlich und leſerlich ausfalle, was ihm ſauer werde. Viel anderes als abſchreiben, ſagte er, könne er jetzt in literis freylich nicht mehr thun; doch wolle er auch als rector emeritus nicht ganz unnütz ſeyn, und habe deshalb ſeine ſämmtlichen Abſchriften, unter denen ſich die beſten autores classici befänden, der Schulbibliothek zu Vermehrung ihrer Manuſcripte vermacht. — Das Herz ſchwoll mir in der Bruſt, da ich den treflichen, hochverehrten Mann vom Alter ſo niedergebrochen und

faſt kindiſch ſah, ſo daß er von den Todten ſprach, als ob ſie noch lebten, bekannte Menſchen unter einander verwechſelte — wie er mich denn auch einigemal Euſe- bius nannte — und mit Mühe nur das feſt hielt, was ihm die alte, beſſere Zeit vor die Seele führte. Ich mußte mich zu- ſammen nehmen, um ihm die Veranlaſſung meines Beſuches verſtändlich zu machen, und da er ſein Gehör faſt ganz verlohren hatte, mußte ich ihm die Sache mehr als Einmal ſagen. Nachdem er aber mein An- bringen gefaßt hatte, da war es rührend die Freude des Mannes zu ſehn, in wel- chem jeẓt mit Einemmal alle Liebe, die er in alten Zeiten zu mir getragen, mit neuer Kraft und Lebendigkeit zu erwachen ſchien. Siẓen konnte er nicht bleiben. Mit den zitternden Händen auf den Tiſch geſtüẓt, ſagte er: „Dieſen Gedanken, mein Sohn, hat dir Gott geſchickt. Meine Pathe Sa-

bine iſt das frömmſte Kind im Lande, und wird einſt, wie ihre Mutter, die Zierde ihres Geſchlechtes ſeyn. Da du mich nun zu deinem Freywerber erleſen haſt, ſo will ich mich der Sache mit allem Eifer unterziehen. Denn ob ich es gleich ſelbſt für anſtändiger gehalten habe, um in der Verwaltung meines Amtes weniger geſtört zu werden, im Cölibate zu bleiben — wie auch mein gelehrter Freund Arletius, und viele andre meines Standes gethan — ſo habe ich doch zu allen Zeiten dem heiligen Eheſtande das Wort geredet, und ihn bey andern aus Kräften befördert. Die Werbung ſoll alſo noch heute in Gottes Nahmen unternommen werden. Freylich würde es ſich wohl geziemen, mich ſelbſt in das Haus der Erwählten zu begeben; aber ich habe ſchon ſeit Jahren das Schulhaus nicht verlaſſen, da ich, um dem Gottesdienſte beyzuwohnen, nicht über die Straße zu gehen brauche.

Ich werde aber die Mutter zu mir einladen; und wenn mir noch ein Reſt der alten Eloquenz übrig geblieben iſt, ſo hoffe ich, mein Sohn, daß die Antwort zu deinen Gunſten ausfallen ſoll."

Ob mich nun gleich der theure Greis mit ſo guten Hofnungen entließ, ſo war ich doch nichts weniger als getroſt, und konnte den ganzen Tag nichts thun und denken, als meine Bewerbung um dich. Gegen Abend bekam ich ein lateiniſches Briefchen vom Rector, worinn er mir meldete, die Sache ſey unter guten Vorbedeutungen angefangen; die Mutter ſey mir von ganzem Herzen ergeben, und habe ihm vertraut, daß, allen Anzeichen nach, auch das Gemüth ihrer Tochter, ſeiner Pathe, mir nicht fremd und abgeneigt ſey. Das Gewiſſere ſollt ich in den nächſten Tagen vernehmen. —

Und wie ging es, fiel meine Mutter ein, dem guten Greis? Als er den über-

nommenen Auftrag ausrichten wollte, konnte er vor großer Begierde kaum Worte finden; und da er nach gemachter Einleitung auf die Hauptſache kam, war ihm der Nahme des Bewerbers entfallen. Er gerieth darüber in große Beſtürzung, ſuchte und ſuchte, aber immer umſonſt, bis ihn meine Mutter, der das Rechte ahndete, ſelbſt darauf half. Ich werde nie vergeſſen, wie gerührt meine Mutter nach Hauſe kam über die große Liebe, die der alte Mann zu dir bewieſen hatte; und ob es ſchon dieſes Zeugniſſes nicht bedurfte, ſo war es doch eine erfreuliche Zugabe zu dem, was wir ſchon ſelbſt wußten. Du weißt, daß ich nicht lange mit meiner Antwort zögerte, und es dir, bey aller meiner Schüchternheit, nicht verbarg, daß du der Mann nach meinem Herzen ſeyſt.“ —

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen verfloß der glückliche Tag, der mich mit

meinem Sebaſtian vereinigte, und aus den Thränen, die wir dazu weinten, blühte uns eine Ernte von Freuden auf, für die es mir an Worten gebricht. Zwey Tage nach der Hochzeit zogen wir in Mainau ein. Bey dieſem neuen Abſchnitte meines Lebens, der die Geſchichte meines Eheſtandes enthält, würde ich, wenn ich für die Welt ſchriebe, meine Feder niederlegen müſſen, da das Glück eines Ehepaars für das Publicum ſo wenig Intereſſe hat, daß ja meiſt jeder Roman und jedes Schauſpiel bey der Heirath zu enden pflegt. Aber ich ſchreibe für Euch, meine geliebten Kinder und Enkel; und da ich weiß, daß Eure Liebe auch den unbedeutenden Ereigniſſen meines Lebens eine Wichtigkeit gibt, die ſie an ſich nicht haben, und daß ihr in den Bildern meines häuslichen Glücks das Eurige mit Freuden erkennt, ſo werde ich ohne Bedenken in der Weiſe, wie ich bisher gethan, fortſchreiben, und das-

jenige in meinem Gedächtniſſe aufſuchen, wovon ich hoffen darf, daß es Euch erfreuen oder erbauen wird.

* * *

Der Tag unſers Einzugs in Mainau war aus mehr als einem Grunde für die Gemeinde ein Feſttag. Seit mehrern Wochen hatte der glühende Himmel wolkenlos über der Erde gelegen, und ein unaufhörlicher Oſtwind ſog ihre letzten Tropfen aus. Die Wieſen fingen an zu gelben; das Laub der Bäume hing welk herab; überall war der Boden geborſten oder in Staub aufgelößt. Da zog endlich in der Nacht ein Gewitter auf; der Himmel goß ſeinen Segen auf das durſtende Land, und als die Sonne über die Berge ſtieg, und die abziehenden Wolken mit ihren Strahlen vergoldete, zeigten ihr die Bäume ihre erfriſchten Kronen; die grünenden Halme erhoben ſich,

und in den Tropfen, die an ihnen hingen, glänzte die Farbenpracht des friſchen, erquickten Morgens. Auch in die Menſchen war ein neues Leben gekommen. Nur frohe Geſichter begegneten uns auf dem Wege, und die Meiſten machten ihrer Freude auch in Worten Luft, indem ſie uns nach dem Morgengruſſe zuriefen: Das war ein geſegneter Regen! — oder: Gottlob, nun iſt die Ernte geborgen! und was dergleichen mehr war. Unſere guten Mainauer aber waren nicht die letzten, die des Himmels Wohlthat mit dankbarem Herzen erkannten.

Wir waren kaum angekommen, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Einrichtung der Küche und die Anordnung des Geräthes im Hauſe zu muſtern, als die Vorſteher der Gemeinde erſchienen, uns zu begrüſſen, und mit Erwähnung der guten Vorbedeutung, die ihnen der ſo lang gewünſchte Regen gegeben, uns baten einige

Geſchenke anzunehmen, die ſie aus guter Meinung und wahrer Liebe brächten. — Hinter den Rednern ſtand auch ſchon ein Zug von jungen Burſchen, die eine Kuh an zwey Blumenſchnuren führten, die an den vergoldeten Hörnern befeſtigt waren. Ein Kalb, mit einem Blumenkranze um den Hals, folgte nach, und eine Ziege, über und über mit Epheu behangen, machte den Beſchluß. Und nachdem dieſe Thiere in die reinlichen Ställe gebracht, angebunden und mit reichlichem Futter verſorgt waren, näherten ſich die Frauen in ihren Sonntagskleidern. Die erſte trug ein neues zierliches Spinnrad vor ſich her, an dem ſich ein rieſenmäßiger Rocken von dem weißeſten Flachſe wie ein Thurm erhob, mit einem glänzenden ſeidenen Bande umwunden, deſſen Enden lang in die Luft wehten; die nächſte übergab eine Weife, auf welcher feines Garn aufgewunden, und ebenfalls

mit ſeidnen Bändern umſchlungen war; dann Flachs in Menge von der beſten Art und auf das ſorgfältigſte zubereitet. Den Beſchluß machte eine zierliche Wiege, die ſinnvoll mit weißen und Feuer-Lilien, Roſen und Paſſionsblumen bedeckt war. Nach den Frauen traten die Mädchen auf. Die meiſten dieſer Kinder waren hübſch, einige ſchön zu nennen; wie denn auch noch jetzt Mainau den Ruhm genießt, die kräftigſten Männer und netteſten Frauen zu erziehn. Alle waren in blanke Mieder gekleidet, die ſich in gefalteten Krauſen knapp unter dem Kinne anſchloſſen. Die langen, hoch über den Hüften gegürteten Röcke waren von hellen Farben, und in zahlreiche Falten gelegt. Ihre runden Köpfchen umwanden vielfache Zöpfe, die mit rothen Bändern durchflochten waren; und jede trug einen bedeckten Korb auf dem Kopfe. Die beyden Führerinnen, zu denen man die ſchlankſten

und blühendſten gewählt hatte, ſetzten ihre Körbchen zu meinen Füſſen nieder, und als ſie die Deckel lüfteten, ſchauten zwey ſtattliche Hennen heraus, die brütend auf ihren Neſtern ſaßen. Auch in den übrigen Körben waren Hennen, wohlgenährt und von mannichfaltigen Farben; aber aus dem letzten, den ein zehnjähriges, rothbäckiges, ſchwarzäugiges Mädchen trug, erhob ein prächtiger Haushahn den blutrothen Kamm, ſtieg, ſo bald er ſein Gefängniß geöffnet ſah, auf den Rand, krähte zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Verſammlung dreymal mit den Flügeln ſchlagend, und nahm ſogleich keck und wohlgemuth von ſeinem neuen Gebiete Beſitz. — Ich war vor Freude auſſer mir, und ich glaube nicht, daß die Aeltermutter des Menſchengeſchlechtes in ihrem Paradieſe glücklicher hat ſeyn können, als ich es war. In meinem Entzücken fiel ich den Ueberbringerinnen um den

Hals, drückte Jeder die Hand, dankte Jeder, und bey jedem wiederholten Beſehn und Muſtern kam mir mein Reichthum herrlicher und überſchwenglicher vor. —

Wer von Jugend auf Alles gehabt und Alles beſeſſen hat, wie es wohl in reichen Häuſern zu ſeyn pflegt, kann ſich keinen Begriff von dem Glücke eines Mädchens machen, das ſich zum erſtenmal in dem Beſitze eines eignen Hausweſens ſieht. Zwar war das Geräth, das jetzt Stuben und Küche ſchmückte, nicht viel anders, nur neuer, als was ich auch zu Hauſe gehabt hatte; aber es war mein, es war mir übergeben als Eigenthum, es war meiner Sorgfalt und Obhut anvertraut. Ich ſah es alſo mit andern Augen an; es war mir lieber, und ſeine Erhaltung lag mir mehr am Herzen. Das Erſte alſo, was ich that, nachdem mich die freundlichen Landleute wieder verlaſſen hatten, war, daß ich vom

Boden bis zum Keller, in der Küche, im Hof und im Stalle Alles muſterte, und mich mit allen Schätzen meines neuen Reiches bekannt machte, während mein Sebaſtian ſeine Studirſtube ordnete, und einen weißen Bogen zurecht ſchnitt, welcher die Predigt für den nächſten Sonntag aufnehmen ſollte. So wie an dieſem erſten Tage, ſo war auch in der ganzen übrigen Zeit unſer beyder Geſchäfte getheilt. Die Wirthſchaft des Hauſes war ganz in meine Hände gelegt, wie es, denk' ich, auch in jedem beſchränkten Hausweſen ſeyn ſollte; nur an der Bearbeitung des Gartens und an der Bienenzucht nahm Sebaſtian als an einer für ihn paſſenden Erholung Theil. Alle ſeine übrige Zeit widmete er den Geſchäften ſeines Amtes, und wenn dieſe verrichtet waren, den Studien. Nie wurde er müde, Unterricht zu ſuchen, um ſein Wiſſen zu befeſtigen und zu erweitern, weil, wer

nicht zulernt, wie er ſagte, zurückbleibt. Zwar hab' ich Viele ſeines Standes kennen gelernt, die von dem Augenblick an, wo ſie in das Amt getreten waren, aller weitern Bildung den Abſchied zu geben ſchienen, und jedem geiſtigen Erwerbe entſagten, um ſich nur ganz und ausſchließend dem irdiſchen zu widmen. Wenn ſie die nothwendigſten Geſchäfte ihres Amtes mit der geringſten Anſtrengung und oberflächlicher Eile verrichtet hatten, dachten ſie an nichts weiter als an ihr Hausweſen, fuhren auf den Acker, um zu ernten, auf den Markt, um den Ertrag ihrer Ernte umzuſetzen, und wandelten ſich ſo, aus Seelenhirten ihrer Gemeinde, zu Käufern und Verkäufern im Tempel des Herrn um. Bey dieſem ganz irdiſchen Treiben, das ſich eines Menſchen nur gar zu leicht bemächtigt, war es denn unvermeidlich, daß ſie an Achtung eben ſo viel einbüßten, als ſie an äußern Gütern gewan-

nen; daß ſie in dem ununterbrochnen Verkehr mit Knechten und Mågden, mit Roßtåuſchern, Kornjuden und Viehhåndlern die Bildung verlohren, die ſie mit in das Amt gebracht hatten; und meiſt die heiligen Pflichten dieſes Amtes nur mit Låſſigkeit trieben. Es wåre deshalb wohl zu wünſchen, daß mit keiner Pfarre ausgedehnte Güter und Grundſtücke verbunden wåren; oder wo dieſes iſt, ſollten ſie doch nicht von dem Pfarrer ſelbſt bewirthſchaftet werden. Die kleine Oekonomie aber wird, wie geſagt, in den Hånden der Frau am beſten gedeihn. Die liebende Anhånglichkeit an einem gemeinſchaftlichen Eigenthume, die unſchuldige Freude an dem Gedeihen ihrer Mühe, und die emſige Sorge auch um geringe Dinge, ohne die kein Haushalt beſtehen kann, — alles das iſt recht eigentlich in dem Sinne der Frauen gegründet, und mit der Eigenthümlichkeit ihrer Beſtimmung auf das Innigſte

verknüpft. Dieſe Freude an der Wirthſchaft hängt mit der Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit zuſammen, die das eigentliche Element des Weibes iſt, und ſie hat vielleicht eben deshalb etwas ſo erquickliches in ſich, daß ich in den düſtern Tagen meines Lebens, nächſt dem, was mir die Religion bot, nichts gefunden habe, das mich mehr hätte erheitern und meine trüben Gedanken zerſtreuen können, als die ununterbrochene Sorge für alle die kleinen, aber dem Ganzen unentbehrlichen Geſchäfte meines weiblichen Berufs. Dieſem widmete ich mich von den erſten Tagen an von ganzer Seele und mit unglaublicher Luſt, und erfuhr ſehr bald an mir ſelbſt, was ich oft von meinem Vater gehört hatte, daß die Zufriedenheit einen Bund mit der Pflicht geſchloſſen, und daß man jene nicht ohne dieſe haben könne. Auch das wurde ich bald inne, daß die regelmäßige Erfüllung der nothwendigen

Pflichten allmählig eine Gewöhnung her=
beyführt, die auch das Mühſamſte und
Schwerſte unglaublich erleichtert. Mein
Vater hatte mir ein Wirthſchaftsbuch ein=
gerichtet, und mich über ſeinen Gebrauch
und die Art der Führung vollſtändig belehrt.
„In Allem, pflegte er zu ſagen, was das
Mein und Dein betrifft, muß man dem
Gedächtniſſe ſo wenig als möglich aufbür=
den, wenn es auch ſonſt noch ſo treu und
zuverläſſig iſt. Kein Hausweſen kann be=
ſtehn, in welchem nicht Ausgabe und Ein=
nahme gehörig gegen einander abgewogen
iſt; um das aber zu können, muß man bey=
de deutlich vor Augen haben. Dieſes iſt
nur möglich, wenn man das Eine, wie das
Andre genau zu Buch bringt. Ein ſolches
Buch wird noch außerdem, wenn es ordent=
lich gehalten wird, in unzähligen Fällen ein
vermittelnder Freund ſeyn, Streitigkeiten
vorbeugen und ſchlichten, und das Mis=

trauen, das ſchlimmſte Unkraut des Lebens, tilgen.“ — Er führte dann Beyſpiele an, wo der häusliche Friede nur aus Mangel eines ſolchen unbeſtechlichen Vermittlers geſtört, die Ordnung verwirrt, und ohne Abſicht, aus bloßer Vergeßlichkeit, großes Unrecht verſchuldet worden war. Dieſe Beyſpiele, die meiſt aus der Nähe und von bekannten Perſonen hergenommen waren, hatten ſich mir tief eingeprägt; ich war feſt entſchloſſen, ſie zu vermeiden; und wenn in einer langen Reihe von Jahren der Friede in meinem Hauſe nie auch nur auf einen Tag geſtört worden iſt, ſo verdanke ich dieſes unſchätzbare Glück zum Theil dem Vertrauen, das Sebaſtian auf mich ſetzte, der Zufriedenheit, die er meiner Verwaltung ſchenkte, und der Sicherheit, in die er ſich durch meine Einrichtungen geſtellt ſah; welches alles aus der gewiſſenhaften Befolgung der Lehren meines Vaters floß. Ich habe,

ſo viel an mir lag, dieſes Glück auch in andere Häuſer zu verpflanzen geſucht; und manches Ehepaar, das meine Vorſchläge annahm und befolgte, hat mir den Segen verdankt, den ſie davon in ihrem Hauſe verſpürten. Denn immer wird ſich die Wahrheit des Spruches bewähren, der von der Hand meines Vaters auf dem er⸗ ſten Blatte meines Wirthſchaftsbuches ein⸗ geſchrieben ſtand:

Ein häuslich Weib iſt ihrem Manne eine Freude und ſchaffet ihm ein ruhi⸗ ges Leben. Er ſey arm oder reich, ſo iſt's ihm ein Troſt, und machet ihn fröhlich.

* * *

Unter den Freuden der Honigmonde meines Eheſtandes, die vielleicht zu den al⸗ lerlängſten gehören — denn ich wüßte ihr Aufhören in Wahrheit nicht anzugeben —

nehmen die Spaziergänge einen vorzüglichen Platz ein, die wir faſt an jedem ſchönen Abend in den Umgebungen unſers lieben Mainau machten. In den erſten Wochen war faſt jeder Tag durch irgend eine neue Entdeckung bezeichnet; und wir nahmen von jedem heimlichen, anmuthigen Platze, von jeder freyen Ausſicht, jedem Hügel mit frohem Herzen, und gewiß mit größerm Rechte Beſitz, als irgend ein Seefahrer von den Küſten und Inſeln, die er auf fernen Meeren entdeckt. Nie werde ich den ſchönen Abend vergeſſen, wo wir zum erſtenmal das Felſenthal fanden, in welchem wir nachher noch ſo oft recht glückliche Stunden durchlebt haben. Wir traten von der Abendſeite herein, als ſchon die Sonne dem Rande der Gebirge zuſchwamm, und ihre goldnen Pfeile auf die rothen Felſenwände ſchoß, deren moosbedeckte Scheitel ſich in der Höhe zu ſuchen ſcheinen, und

auch hier und da durch die Zweige der Buchen, die keck an ihrem Rande ſchweben, freundlich berühren. Wie ſich nun der breite Strahl durch das Thal ergoß, warf er, wie zum Abſchiedsgruſſe, auf jede zarte Pflanze, die ſich in den Spalten der Felſen gebettet hatte, auf jedes Epheublatt, das ſich an das harte Geſtein drückte und an ihm emporſtieg, auf jedes Wellchen des Baches, der bald eilig, bald zögernd, zwiſchen dem üppigen Mooſe und den Vergißmeinnichtbüſchen rinnt, die goldnen, hüpfenden Funken des erquickenden Lichtes. Sebaſtian pflückte zwey der Blumen, und warf ſie in den Bach, wo er am ruhigſten floß. Lange ſchwammen ſie neben einander, tauchten zuſammen unter, kamen wieder neben einander herauf, und verlohren ſich endlich ungetrennt hinter dem Vorſprunge eines Felſens, um den ſich das Waſſer krümmt. Sebaſtian ſah mich an und ſag-

te: Möchte das unſer Leben bedeuten! — Und eh' er die Worte ausgeſprochen hatte, trat Jemand hinter der hervorſpringenden Felſenecke hervor, und richtete ſeine Schritte nach uns. Es war mein Vater. In ſeiner Hand hielt er zwey Blumen, und da meine Augen darauf fielen, ſagte er, er habe ſie hinter der Felſenecke aus dem Waſſer gefiſcht, wo ſie gar einträchtig neben einander geſchwommen. — Ich jubelte vor Freude; und nun erzählten wir ihm, daß wir ſie in den Bach geworfen, und was wir uns dabey gedacht hätten. Da drückte er ſie mir in die Hand, und ſagte Amen! und ich hob ſie auf, und habe ſie bis auf den heutigen Tag unter andern Andenken meiner Jugend bewahrt.

So lange mein Vater noch lebte, pflegte er meiſt, wenn es die Witterung zulies, Samſtag Abends zu uns heraus zu kommen, und einen Theil des Sonntags bey

uns zuzubringen. In der frühern Zeit begleitete ihn auch meine Mutter bisweilen. Späterhin vermochte ſie es nicht mehr. Durch dieſe Beſuche wurde uns der Sonntag auf eine doppelte Weiſe ein feſtlicher und froher Tag. Mein Vater, welcher ganz in ſeinem Eidam lebte, in deſſen Thun und Geſinnungen er ſeine eignen Jugendwünſche erneuert, und ſeine Vorſätze ausgeführt ſah, nahm an ſeiner Amtsführung den lebendigſten Antheil, ſo daß er immer das Wichtigſte mit ihm beſprach, und ihm mit ſeinem Rathe zur Hand ging. So ernſt meiſtentheils die Geſpräche der beyden Männer waren, ſo weiß ich doch nicht, daß ſie mir je Langeweile gemacht hätten. Der Antheil, den ihr Gemüth an dem nahm, was ſie verhandelten, der Eifer, mit welchem Beyde das Rechte und Wahre ſuchten, der Durſt meines Mannes nach Belehrung, und die ungemeine Klarheit, die

mein Vater in jede Unterſuchung zu bringen wußte, — Alles das gab ihren Geſprächen ein Intereſſe und eine Lebendigkeit, die mich auf das lebhafteſte anzog, auch wenn der Gegenſtand nicht in meinem Bereiche lag. Und noch jetzt denke ich mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen an die Freude, die mir in jenen glücklichen Tagen das Zuſammenſeyn dieſer treflichen Männer gemacht hat, und wie mir oft die Bruſt zu enge wurde, wenn ich ihren frommen Sinn, den Ernſt ihres Strebens, die frohe Heiterkeit ihrer Anſichten, ihre innige Freude an allem Guten, und ihre gegenſeitige Liebe und Achtung erkannte. Kaum möchte ein glücklicheres Verhältniß zu denken ſeyn. Mehr als Einmal ſagte mein Vater zu mir, wenn er recht ſeelenvergnügt neben mir ſaß, ſo wie bey einem Gaſtmahle die feinſten und ſtärkſten Weine bis zu Ende geſpart würden, ſo habe ihm auch der Himmel die beſten

Freuden für ſein Alter aufgehoben. — Unſer Eheſtand, ſagte er auch, ſey für ihn wie der Hesperus, der ſeinen Tag zu Grabe führe, und ihn auch noch im Scheiden erquicken werde. — Ein andermal ſagte er: Es iſt mir wohl oft nicht recht geweſen, daß mir der Himmel den Beſitz eines Sohnes verſagt hatte. Wer kann wiſſen, ob er mir Freude gemacht hätte? Nun aber hat er mir durch Deine Wahl einen Sohn zugeführt, wie ich kaum den Muth gehabt hätte, mir zu wünſchen. — Nicht weniger glücklich fühlte ſich Sebaſtian durch die Liebe, die ihm mein Vater bewieß. „Dein herrlicher Vater, ſagte er oft zu mir, iſt warlich wie ein guter Geiſt, deſſen bloße Gegenwart ſchon das Gemüth erhebt und reinigt. Ich wüßte nicht, wie in ſeiner Nähe, ich will nicht ſagen, ein böſer, aber nur ein gemeiner Gedanke aufkommen könnte. Das, was er ſagt, ſcheint oft ſo

ſchlicht; aber es iſt, wie ein Waſſer, das um deſto heller ſcheint, je tiefer ſein Grund iſt, und immer mehr zu denken gibt, je länger man darüber ſinnt. Nie bin ich mit ihm zuſammen, ohne lebendig angeregt und in guten Vorſätzen beſtärkt zu werden, und nie verlaſſe ich ihn ohne den Wunſch, mich ſeiner Liebe und ſeines Beyfalls immer würdiger zu machen. Wahrhaftig, ein ſolcher Mann iſt für Jeden, der ihm angehört, eine durchaus unſchätzbare Himmelsgabe. Möge ihn Gott uns noch lange erhalten!"

Wie dieſe Aeuſſerungen der beyden Männer, die meinem Herzen ſo theuer waren, mich erquickten, wie ſie das Glück meines Lebens erhöhten, kann ich nicht beſchreiben.

* * *

Da ich oben geſagt habe, der Sonntag ſey uns auf eine doppelte Weiſe ein feſtlicher

Tag geweſen, ſo muß ich um deſto mehr etwas zur Erklärung dieſes Ausdrucks hinzufügen, da ich dadurch die Denkungsart meines Sebaſtian in ein helleres Licht ſetzen werde. In der That war ihm der Sonntag immer ein feſtlicher Tag. Die Geſchäfte, die er ihm auferlegte, waren ſeine Luſt; und wenn ſich auch wohl bisweilen, wie es zur Zeit der hohen Feſte in einer großen Gemeinde wohl geſchieht, die Arbeiten häuften, ſo konnte man doch nie einen Verdruß darüber bey ihm wahrnehmen, oder eine Neigung, Etwas von dem, was ihm oblag, zu vernachläßigen. Auch bey der größten Erſchöpfung verließ ihn doch die Heiterkeit nicht. Wenn ſeine Amtsgenoſſen in ſolchen Zeiten über die Laſt ihrer Arbeiten klagten, oder ihn auch wohl wegen ſeiner allzugroßen Gewiſſenhaftigkeit verlachten, und ihm mit Rathſchlägen zu Hülfe kommen wollten, wie er ſich die Sache leichter

machen könnte, pflegte er ihnen nach ſeiner milden Weiſe zu antworten: „Ich weiß nicht, ob ich von dieſem Rathe künftig einmal Gebrauch werde machen müſſen; aber jetzt bedarf ich es nicht, und ich würde fürchten mein Gewiſſen zu belaſten, wenn ich meine Kräfte bey der Erfüllung ſo heiliger Pflichten ſchonen wollte.“ — Die Amtsgenoſſen zuckten zu ſolchen Antworten die Achſeln, nannten ihn unter ſich einen Schwärmer, der Etwas beſonderes vor andern voraushaben wollte, und fuhren nach ihrer Weiſe zu handeln fort. — Zu mir aber pflegte Sebaſtian nach ſolchen Geſprächen zu ſagen: „Die Muſſe iſt ſchon eine gute Sache für den, der ſie verdient hat; aber der Müſſiggang bringt keinen Seegen. Wenn ich nun auch durch ſolche Erleichterungsmittel einige Stunden gewönne, wäre dieſer Gewinn wohl der Unruhe gleich zu ſetzen, die der Gedanke vernachläßigter

Pflicht verurſachen würde? Heißt es nicht in der Schrift: Ob dir's ſauer wird mit deinem Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen; denn Gott hat es ſo geſchaffen? Und ein andermal: Willſt du Gott dienen, ſo laß dir's einen Ernſt ſeyn! — Gottlob, es gibt kein Geſchäft eines proteſtantiſchen Pfarrers, das nicht Verſtand und Herz beſchäftigte, und ich denke, wir können den großen Reformatoren der chriſtlichen Kirche unſern Dank für die muthige Verbannung des leidigen Ceremonienweſens nicht beſſer zu erkennen geben, als wenn wir von den uns verliehenen Gelegenheiten, den Saamen des Guten in die Herzen zu ſtreuen, den gewiſſenhafteſten Gebrauch machen. Keiner, der ſein Amt nicht liebt, wird etwas Tüchtiges darinn zu Stande bringen, da ja ſelbſt der Handwerker, der nur auf den Erwerb bedacht, ſeine Arbeit ſchnell von der Hand ſchlägt, nie etwas hervorbringen wird, was

ihm und andern Freude macht. Vor allen Dingen aber muß ein Lehrer, mag er nun auf der Kanzel oder auf einem Katheder ſtehn, an dem, was er lehrt, eine lebendige Freude haben; es muß ihm Alles daran liegen, dieſelbe Luſt auch ſeinen Zuhörern mitzutheilen; und wenn ihn dieſer Wunſch recht lebhaft beſeelt, wird er weder Mühe noch Anſtrengung ſcheuen, ja dieſe, wenn ſein Geſchäft in Segen gedeiht, kaum wahrnehmen. Es würde aber ein Wunder ſeyn, wenn es dem Segen brächte, der es als eine Bürde mit Unmuth trägt; der ſein Tagwerk, wie ein ſchlechter Miethling, nur um des kleinen Lohnes willen thut, oder, wie ein träger Gärtner, die rechte Zeit des Säens und Pflanzens verſäumt. Ein guter Hirt müht ſich früh und ſpät, und führt die Heerde ſeines Herrn auf die beſte Weide, ob er gleich für ſeine Perſon keinen Gewinn von ihrem Gedeihen hat; und ein Lehrer

des göttlichen Wortes, dem ſo Vieles anvertraut iſt, ſollte läſſiger ſeyn?“

Dieſen Grundſätzen gemäß verwaltete Sebaſtian ſein mühſames Amt mit immer gleicher Freudigkeit. Mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt bereitete er ſich auf jede öffentliche Handlung und jede Predigt vor; aber ob er ſie gleich faſt in allen ihren Theilen ausarbeitete, ſo hat er doch wohl nicht leicht eine Predigt ganz ſo gehalten, wie ſie aufgeſchrieben war. Immer brachte er einige Frühſtunden, vor dem Anfange des Gottesdienſtes, in ſtiller Sammlung zu, dachte ſeinen Vortrag noch einmal durch, und erfüllte ſein ganzes Gemüth mit der Kraft und dem Umfange der Wahrheiten, die er verkündigen wollte. In dieſen einſamen, ſtillen Stunden, ſagte er, trete ihm Alles erſt recht lebendig vor ſeine Seele; ſeine Gedanken ſchienen ſich zu beſeelen; der Ausdruck geſtalte ſich beſſer, als auf dem

geſchriebenen Blatte, und in der Freudig-
keit, die ihn dann erfülle, daure ihm oft
die Zeit zu lang, bis er ſeiner Gemeinde
das, was ſein Gemüth ſo bewege, von der
Kanzel herab ſagen könne. Auch hörte man
wohl, daß das, was er ſprach, aus ſeinem
Herzen kam, daß es nicht auswendig gelernte
Rede, ſondern in der Form und Weiſe, wie
es geſprochen wurde, den Eingebungen des
günſtigen Augenblickes gleich zu ſtellen war.

Die Gewohnheit der Sammlung und
ſtillen Selbſtbetrachtung vor dem Anfange
des Gottesdienſtes war bey Sebaſtian die
Frucht eines widrigen Ereigniſſes ſeiner Uni-
verſitätsjahre. Als er anfing ſich im Pre-
digen zu üben, ging er einſtmals in der
Woche vor dem heiligen Oſterfeſte auf das
Land, mit einem Empfehlungsſchreiben an
den Pfarrer des Ortes, wo er einen Ver-
ſuch im Predigen zu machen wünſchte. Als
er in das Pfarrhaus trat, ſah er den Ei-

genthümer, einen wohlbeleibten und ſtattlichen Mann, im geiſtlichen Ornate in der Hinterthür ſtehen, nach dem Hofe zugewendet, und in heftiger Rede gegen einige Knechte begriffen, die Etwas in ihren Geſchäften verabſäumt haben mochten. Seine ſtarke Stimme ſchallte laut durch das ganze Haus; wilde Scheltworte flogen umher, und was etwa den Worten noch an Nachdruck fehlen mochte, ergänzte der Schwung der geballten Fauſt. Sebaſtian, über dieſen unerwarteten Auftritt beſtürzt, war im Begriff ſich ſtill zurückzuziehn, um dem Manne die Beſchämung zu erſparen, in die er, ſeiner Meinung nach, bey dem Anblicke eines fremden Zuhörers gerathen müßte; als ſich der Pfarrer umwendete, und noch mit einem Fluche auf den Lippen, mit glühendem Geſicht und gerunzelten Augenbraunen fragte: Was will der Herr? — Sebaſtian übergab ihm ſeinen Brief, und

da der Pfarrer daraus erſah, daß er in der Abſicht kåme, ihm eine und die andre Predigt abzunehmen, zogen ſich die finſtern Augenbraunen aus einander, die Stirn heiterte ſich auf, und er ſagte ganz freundlich: Sie ſollen mir willkommen ſeyn. Ich wußte auf meine Ehre nicht, wo ich mit aller der Feſttagsarbeit zu Rande kommen ſollte. Und da muß mir eben noch recht zur Unzeit eine Taufe in die Quere kommen, die ich jetzt gleich abthun muß. — Sebaſtian folgte dieſem Ehrenmanne nach, den ſein håuslicher Zorn auch in die Kirche begleitete; wo er den Schulmeiſter, ich weiß nicht weshalb, vor aller Welt auszankte; auf dem Wege nach dem Taufſteine ein kleines, ångſtliches Mådchen, das ihm vor die Fůſſe lief, zur Seite warf; und mitten in der Taufhandlung mit zorngluͤhem Geſicht die halbgeoͤffnete Kirchthůr zu verſchließen befahl; und ſo die heilige Handlung ohne

Andacht, ohne Zufügung eines einzigen, eignen erbaulichen Wortes, mit der größten Eile vollzog. — Bey dieſer Gelegenheit und im Angeſichte des Altars faßte Sebaſtian den Entſchluß, ſich nie der Gefahr auszuſetzen, das Heiligſte und Unheiligſte auf eine ſo leichtſinnige Weiſe zu miſchen; und ſich nie anders als mit einem ſtillen und geſammelten Gemüthe und mit frommen, der Handlung angemeſſenen Gedanken der Verehrung des Höchſten zu nahn. Dieſem Vorſatze iſt er ſein ganzes Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben, und ich kann mit Ueberzeugung ſagen, daß die geſegneten Folgen ſeiner Amtsführung mit dieſer frommen Behandlung ſeines Berufs auf das engſte zuſammenhingen.

* * *

Ich will hier gleich noch Einiges hinzuſetzen, was mir aus Sebaſtians Geſprä-

chen über ſeinen Beruf im Gedächtniß ge-
blieben iſt. „Der Kern und Mittelpunkt des
proteſtantiſchen Gottesdienſtes pflegte er zu
ſagen, iſt die erbauliche Lehre oder die Er-
bauung durch die Lehre, und die Gnadenmit-
tel unſrer Kirche nehmen ihre Kraft nur
aus der mit ihnen verbundenen, durch gött-
lichen Segen befruchteten Lehre her. Iſt es
nun wohl ein Wunder, wenn die Gottes-
furcht ſchwindet, und die göttliche Kraft des
Chriſtenthums ſich zu mindern ſcheint, wo die
Lehrer ihrer Pflicht uneingedenk, ohne leben-
digen Glauben, ohne Liebe und ohne Freu-
digkeit predigen? Den Glauben, das heißt,
die innere Ueberzeugung von der Wahrheit,
kann nur der geben, der ihn ſelbſt hat.
Nun iſt aber die Wahrheit, die der Prediger
den Menſchen zu verkündigen berufen iſt,
ſo hoch und herrlich, ſie iſt ſo ſicher in die
geheimſten Tiefen des Gemüths gelegt, und
führt endlich mit ſolcher Zuverläßigkeit durch

die Klippen des Lebens dem Himmel zu, daß es kaum zu denken iſt, wie ein Prediger nicht davon ſollte ergriffen werden. Iſt er es aber, und hat er jene Tiefen, ſo weit es menſchliche Kraft vermag, mit Eifer und Einſicht durchforſcht, ſo wird auch ſeine Lehre Früchte tragen. Nur darf keiner hoffen zu ernten, wenn er nicht ſät. Die Freude an der grünenden Saat und an dem Reichthum der Ernte blüht nur aus Furchen auf, die der Ackermann tief in die Erde gedrückt und mit ſeinem Schweiße benetzt hat."

Zu einer andern Zeit ſagte er: „Ehedem habe er wohl in der Meinung geſtanden, daß der Prediger vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirken müſſe; aber die Bemerkungen meines Vaters und ſeine eignen Erfahrungen hätten ihn eines Beſſern belehrt. Klarheit der Einſicht und gründliche Belehrung ſey immer das Erſte; ohne dieſe

ſey das leicht erweckte Gefühl wie ein Blumenduft, den die Lüfte eben ſo ſchnell herbeyführten als verwehten, während die Erkenntniß dem geſunden Saamen gleiche, der, wo er hinfällt, Wurzeln treibt und ein neues Leben erzeugt. Erſt wenn für Jenes geſorgt ſey, habe auch die Belebung des Gefühls einen Werth. Das Gefühl ſey dem Regen vergleichbar, der den Boden erweiche, und den Schooß der Erde empfänglich mache; aber der Regen allein befruchte den Acker nicht, und wenn er ſich allzu reichlich ergöſſe, verwandle er das Fruchtfeld in einen toden Sumpf, das nur Unkraut und giftiges Gewürm erzeuge. Mit jenem Irrthume verwandt ſey der, daß ſich der Prediger nur mit reinhimmliſchen Dingen, mit der Natur des göttlichen Weſens, mit den geheimnißvollen Wirkungen der Gnadenmittel, dem Wunder der Erlöſung, dem Zuſtande nach dem Tode, und ähnlichen hohen

und geheimnißvollen Dingen beſchäftigen, und durch dieſelben ſeine Zuhörer über ſich ſelbſt und die irdiſchen Sorgen empor heben müſſe. Der Menſch ſey allerdings an den Himmel gewieſen; aber wie er ſich nicht einen Fuß breit erheben könne, ohne ſich auf den harten Boden zu ſtützen und von dieſem aufzuſchwingen, ſo könne er auch nur durch den rechten Gebrauch des Irdiſchen zu dem Genuſſe des Himmliſchen gelangen. Mit der erſten Nahrung an der Bruſt der Mutter ſauge das Kind die erſte Liebe ein; in dieſer erſten Liebe zu den ſichtbaren Eltern lerne es die Liebe des unſichtbaren Vaters im Himmel ahnden; und wie er den Beyfall ſeines leiblichen Vaters durch Tugend und Tüchtigkeit in ſeinen Arbeiten gewinne, ſo fühle er ſich auch dem unſichtbaren durch Tugend und Tüchtigkeit näher gebracht. Als der Menſch aus dem Paradieſe vertrieben worden, habe Gott ihm

auferlegt, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu gewinnen; und ſo müſſe auch der Himmel gewonnen werden durch anhaltende Anſtrengung, treue Erfüllung jeder Pflicht, weiſen Gebrauch der Zeit, und durch fromme Ergebenheit in die Opfer und Leiden, die uns der göttliche Wille auferlegt; nicht aber müſſe man ihn erſchwingen wollen auf den Flügeln bequemer Träumerey, und durch ein üppiges Schwelgen in hochmüthigen Phantaſien, die man etwa gar zu dem Range himmliſcher Erleuchtungen erheben wolle. Der Weg zum Himmel werde alſo durch Arbeit gebahnt, nicht durch Müſſiggang, von dem die Schrift vielmehr ſage, daß er der Anfang des Laſters ſey. Beten ſey das Bedürfniß eines frommen und liebenden Herzens; aber das Beten an die Stelle der Arbeit ſetzen, und mit Vernachläßigung andrer Pflichten, ein Geſchäft des Lebens daraus machen, ſey eine Ver-

kehrtheit, die weit entfernt die Gottesfurcht zu befördern, ſie vielmehr in ihren Wurzeln zerſtöre. Der fromme Menſch richte in allen ſeinen Handlungen ſein innres Aug auf Gott, und mache dadurch ſein ganzes Leben zum Gebet; und man könne mit Zuverſicht glauben, daß das Aug Gottes mit größerem Wohlgefallen auf dem Sämanne ruhe, der beym Auswerfen des Saamens mit dem Blicke zum Himmel denkt: Gott gebe ſeinen Segen dazu! als auf dem Mönch, der von Mitternacht bis zum Morgen, und vom Morgen bis zum Abend eine vorgeſchriebene Anzahl von Gebeten pflichtmäßig und ohne Erhebung lieſt und abſingt. —

Dieſen Grundſätzen war es angemeſſen, daß Sebaſtian in ſeinen Predigten vor allen Dingen nach Klarheit und Verſtändlichkeit ſtrebte. Immer ſprach er mit der Innigkeit, welche die Ueberzeugung gibt, oft mit Beredſamkeit und Feuer, immer aber hielt er

ſich fern von Schwulſt und Schwärmerey. Seine Worte waren einfach, aber ihr Sinn tief und ergreifend. Voll des hohen Berufs die frohe Botſchaft der Liebe Gottes unter den Menſchen zu verkündigen, die Gewiſſen zu erwecken, das Gute zu befördern, das Böſe zu bekämpfen, die Leidenden zu tröſten, die Schwachen aufzumuntern, die Frevler zu ſchrecken, betrat er die Kanzel jedesmal mit bewegtem Gemüth. Niemand konnte ihn hören, ohne überzeugt zu werden, daß das, was er ſagte, aus der Tiefe und Fülle ſeiner Ueberzeugung käme, und daß ihm daran läge, dieſe frohe und fromme Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. In dieſem Beſtreben vorzüglich, das ſich in Worten, Ton und Haltung zeigte, lag die Kraft ſeiner Rede, die auch den Ungebildeten ergriff, nicht in äußerm weltlichen Schmuck, oder in prunkendem Bilderkram und eitelm Blumenwerke, womit

wohl Mancher ſeine Rede beſtreut, und meint, er mache es gut. — Auch hierinne ſtimmte ſeine Lehrart mit der Geſinnung meines Vaters zuſammen, welcher oft ſagte: Es ſey ihm nicht leicht etwas mehr zuwider, als der Prunk, den manche Prediger mit ſchönen Worten, neumodigen Wendungen, dichteriſchen Redens-arten und allerley Wortſpiel trieben. Meiſt wären es zuſammengebettelte Flicken, die von Fern blendeten, aber die innre Blöße und Armſeligkeit der Gedanken ſchlecht bedeckten. Wenn es aber auch vielleicht von beſſerem Gehalte ſey, ſo ſey doch die Schönrednerey ohne einen tüchtigen Grund und Gediegenheit der Gedanken ein ganz eitles und weltliches Treiben, das weder Gottesdienſt, noch chriſtlicher Unterricht zu heißen verdiene. Denn d e r diene doch Gott gewiß nicht, der ſeiner eignen armſeligen Eitelkeit fröhne, und unbekümmert um die Früchte ſeiner Re-

de, nur auf die Bewunderung ſeiner Zu- hörer aus ſey. Solche Wortwechsler und Schönredner kämen ihm vor, wie ein Sä- mann, der, ſtatt guter Körner, bunte Kie- ſel oder taube Blüthen auf den Acker ſtreue, und ſich dann doch wundre, daß ſein Feld nur Dornen und Diſteln trage. Solcher Tand verhärte das Herz und ſchwelle es mit dem Dunſte der Eitelkeit auf; ein lebendiger Glaube könne daraus nicht hervorgehn. —

Es war nun ganz vorzüglich das Stre- ben nach Klarheit und Einfachheit, um deſ- ſentwillen er ſeine Predigten ſorgfältig aus- arbeitete, und das, was er darinne aus- ſtrich und verwarf, war meiſtentheils ſol- cher Schmuck, den wohl Mancher als eine beſondre Zierde ſeiner Rede aufgeleſen hätte. Einen Gedanken zu erweitern und aufzu- ſchwellen fand er nicht ſchwer, aber ihn ab- zukürzen und zuſammenzuziehn; und er meinte, daß ſo wie Sparſamkeit mit Geld

und Sachen ein Hausweſen befeſtige, ſo auch Sparſamkeit mit Worten der Gediegenheit der Gedanken zu Statten komme. Wenn ein Gewächs allzu üppig Blätter treibe, ſo werde nicht viel aus den Blüthen und Früchten; man müſſe daher jene wegnehmen und hemmen, um dieſe zu gewinnen. — Als es einſtmals im Drange der Geſchäfte genöthigt geweſen war, bey einer Amtshandlung aus dem Stegreife zu ſprechen, und ich ihm bemerkte, daß er ja ſeine Arbeit ſehr vermindern würde, wenn er das, was ihm nach meiner Einſicht ſo gut gelänge, öfters verſuchte, antwortete er mir: Er habe eine Verſuchung dieſer Art wohl ſelbſt ſchon öftrer gehabt, aber ihr immer herzhaft widerſtanden, weil ſo ein Durchbrechen der alten Gewohnheit und Vorſätze leicht weiter führe, als man anfänglich gemeint habe. Dann erzählte er mir eine Geſchichte, die ihm jedesmal in den Sinn kom-

me, wenn ihn die Luſt anwandle, es ſich bequemer zu machen. Jacob Andreä, ſagte er, ein um die Kirchenverbeſſerung hoch verdienter Mann, hatte einſtmals auf dem Lande, ich denke es war in einem Geſundbrunnen des Herzogthums Wirtenberg, vor einer Dorfgemeinde gepredigt. Nach gehaltener Predigt fragte er ſeinen Sohn, welcher dabey gegenwärtig geweſen, und auch ein großer Gottesgelehrter war, was er davon urtheile; und als dieſer, vielleicht nur aus Ehrfurcht vor ſeinem Vater, lobend davon ſprach, ſagte Andreä faſt zürnend: Wie? ſchämſt du dich nicht auf dieſe Weiſe zu urtheilen? Haſt du nicht meine Angſt wahrgenommen, und mit welcher Ungewißheit und Verlegenheit ich geſprochen habe? Ich, ein Doktor der Gottesgelahrtheit, der ſo vielen Synoden beygewohnt, und vor ſo vielen und großen Männern geſprochen habe, bin einer Ohnmacht nie näher gewe-

ſen als heute vor dieſer Gemeinde von Land-
leuten. So ſehr hatte mich die göttliche
Gnade verlaſſen, weil ich dieſen geringen
Haufen verachtete, und mir einbildete, daß
es bey ihm keiner beſondern Vorbereitung be-
dürfe. Laß dich dieſes Beyſpiel belehren.
Predige nie vor der Gemeinde Chriſti, wie
arm und niedrig ſie auch ſey, ohne vorher-
gehendes Nachdenken und frommes Gebet.
Stets verrichte dein Amt mit Vorſicht und
Sammlung. Sonſt wirſt du für das ver-
letzte Heiligthum büßen, wie es mir beynah
ergangen wäre.

Und dieſe Geſchichte, ſetzte Sebaſtian
hinzu, hat einen ſolchen Eindruck in mir zu-
rückgelaſſen, daß es mir immer iſt, als ſprä-
che der fromme Andreä zu mir, und richte
ſeine warnende Lehre an mich. Dieſe Lehre
ſoll bei mir nicht verlohren ſeyn.

* *
*

Nachdem wir unſre erſten Einrichtungen getroffen hatten, mußten wir an die Beſuche in der Nachbarſchaft denken, mehr um nicht gegen den Gebrauch anzuſtoßen, als aus Verlangen nach neuen Gegenſtänden und ausgedehnteren Bekanntſchaften. Ich war zu glücklich, um ein Bedürfniß dieſer Art zu fühlen, und je mehr ich in meinem Hauſe Befriedigung meiner Wünſche fand, deſto weniger zog mich das Fremde und Unbekannte an. Unſre Nachbarn waren mir alle ganz fremd; ich kannte ſie kaum dem Nahmen nach; und auch Sebaſtian hatte Näheres nur von den wenigſten gehört. Mehrere dieſer Beſuche haben keinen Eindruck bei mir zurückgelaſſen. Sie wurden als Ceremonienſache empfangen und wiedergegeben, und führten keine anziehenden Verhältniſſe herbey. Ich will alſo nur von denen erzählen, die mir auf die eine oder die andre Weiſe merkwürdig geblieben ſind,

oder die ſpäterhin auf unſer Leben Einfluß gehabt haben.

Einer der letztern Art, und auf alle Weiſe einer der erfreulichſten, war der Beſuch in der Pfarre von Erbach. Die flachen und unbedeutenden Umgebungen dieſes Ortes auf der Seite nach Mainau hin, die an dem grauen Tage, den wir gewählt hatten, noch unbedeutender erſchienen, hatten mich, ich weiß nicht wie, etwas trübe geſtimmt, und ich erwartete nichts anders als einen recht langweiligen Nachmittag. Beym Eintritte in den Ort ſelbſt fanden wir dieſen weit beſſer als ſeine Umgebungen. Ein gewiſſer Anſtrich von Ordnung, ja von Wohlhabenheit herrſcht durch das Dorf. Die Häuſer ſind meiſt in gutem Stande erhalten, die Vorplätze reinlich und häufig mit kleinen Gärten verziert, die Fenſterſcheiben wohl gewaſchen, und die Menſchen, die herausſahen, grüßten uns mit hellen und

freundlichen Augen. Wir fragten nach dem Wege in die Pfarre, und ein junges blühendes Weib mit einem Kinde auf dem Arm und einem andern an der Hand geleitete uns. Ein freyer Platz öffnet ſich zur Seite nach der Kirche hin, mit einem Brunnen und hohen Linden geſchmückt, zwiſchen denen uns die Pfarrwohnung gar freundlich anlächelte, deren Eingang eine Laube von Geißblatt wie ein Kranz umzog. Zu beyden Seiten derſelben waren Bänke befeſtigt, auf deren Einer zwey Töchter des Hauſes ſaßen, die eine ſtrickend, die andre nähend, und ein kleines Mädchen ſaß vor ihnen auf einer Fußbank, und ſchien, ebenfalls ſtrikkend, einer Erzählung zuzuhören. Bey unſrer Annäherung ſtanden die Kinder von ihren Sitzen auf, kamen uns einige Schritte entgegen und bewillkommten uns. Die älteſte, etwa ein Kind von dreyzehn Jahren, erbot ſich uns zu ihren Eltern zu füh-

ren. Die kleinere Schweſter lief einige Schritte mit, indem ſie ihr einigemal leiſe zuflüſterte: Aber du erzählſt mir doch die Geſchichte 'naus? und als ihr dieſe zunickte, lief ſie zurück, faßte das kleine Mädchen unſrer Führerin bey der Hand, und zog ſie zu ſich auf den Fußtritt nieder, während die Mutter Platz neben der zweyten Schweſter nahm, die ihre Arbeit nicht einen Augenblick unterbrochen hatte. Das beſcheidene und ruhige Weſen dieſer Kinder, ihre natürliche Höflichkeit, die Reinlichkeit ihres höchſt einfachen Anzugs — Alles das machte den angenehmſten Eindruck auf mich, und ließ mich in dieſem Hauſe das erwarten, was ich wirklich darinne fand. Wir folgten unſrer kleinen Führerin durch das Vorhaus, wo ſie, ohne ſich aufzuhalten, einiges kleine Geräth, das im Wege ſtehen geblieben war, zur Seite ſchob, in den reinlichen, wohlgeordneten Hausgarten, wo ſie

uns ihre Eltern in einer Laube zeigte, und ſich dann mit einer freundlichen Verbeugung wieder zurückbegab. Die Pfarrin ſaß mit einem Säugling an der Bruſt; ihr Mann neben ihr mit einem Buche in der Hand, aus dem er vorlas. Bei unſerm Anblicke legte er das Buch zur Seite, und kam uns entgegen; die Frau aber, die ſich auch zum Aufſtehen anſchickte, hielt ich auf ihrem Sitze zurück, indem ich ohne Umſtände Platz neben ihr nahm. Ihr mütterliches Herz gewann ich ſogleich, da ich von ihren allerliebſten Kindern ſprach, und wir waren ſchnell im Zuge des Geſprächs. Ich verbarg ihr den Eindruck nicht, den die Umgebungen des Ortes auf mich gemacht hatten, daß aber der Ort ſelbſt dieſen Eindruck ſchnell wieder ausgelöſcht habe. Die Gegend von Mainau, antwortete ſie, iſt freylich viel ſchöner als die unſrige; aber man muß ſchon zufrieden ſeyn, wie es der Himmel

gemacht hat. Ich bin hier in Erbach gebohren und erzogen; mein ſeliger Vater hat der Gemeinde vierzig Jahre lang vorgeſtanden; es iſt kein Plätzchen rund umher, das ich nicht kenne, und das mir nicht Etwas aus meinen Kinderjahren und meiner Jugendzeit zu ſagen hätte. Und am Ende iſt doch bey einer jeden Sache das Beſte das, was man dabey denkt und fühlt. — Mit gleicher Einfachheit und Klarheit ſprach ſie auch über andre Gegenſtände. Ob ſie gleich das Land nie verlaſſen hatte, ſo war ſie doch nicht unbekannt mit der Welt, und die Art ihrer Bildung, in welcher das Schlichte, Geordnete und Verſtändige vorherrſchend war, legte von der Erziehung, die ſie im väterlichen Hauſe genoſſen hatte, das vortheilhafteſte Zeugniß ab. „Mein erſter Freund, ſagte ſie einſtmals zu mir, war mein Vater. Er iſt auch mein einziger Lehrer geweſen, bis ich heirathete. Da nahm

ihm mein Mann dieſes Geſchäft ab, der eben ſo lehrhaft, ſo freundlich und nachſichtig iſt, wie mein ſeliger Vater war." — Auf dieſelbe Weiſe aber, wie ſie erzogen worden war, erzog ſie jetzt ihre Töchter, anſpruchslos und fromm; und wie ſie ſelbſt das Glück ihres Mannes gemacht hat, ſo ſind auch ihre Töchter die Frauen wackrer Männer, und glückliche Mütter geworden.

So wie uns Frauen bald wohl zuſammen war, ſo auch den Männern. Nach der erſten Begrüſſung waren ſie gleich im Geſpräch, und nach kurzer Zeit gingen ſie, wie alte Freunde, Arm in Arm den Garten auf und ab. Wie man oft wahrnimmt, daß Menſchen, die ſich im Innern gleichen, dieſe Aehnlichkeit auch durch ihr Aeuſſeres ankündigen, ſo war es auch bey dieſen Männern. Beyde waren von ſtattlichem Wuchſe, ihr Gang feſt und abgemeſſen, ihre Bewegungen kräftig, aber ohne Heftigkeit, und

auf ihren Mienen ruhte, bey aller übrigen Verſchiedenheit der Züge, eine Heiterkeit, die den innern Frieden ihrer Seele verkündigte. Sehr bald wurden ſie mit Freuden inne, wie ſehr ihre Geſinnungen in den weſentlichſten Dingen, in der Anſicht ihres Berufs, der Wichtigkeit ihres Amtes, dem Zweck und Ziel ihrer Lehren, und der gewiſſenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zuſammenſtimmten. Beyde hatten ſich dieſem Berufe aus inniger Liebe gewidmet, beyde fanden in ihm ihr Glück, beyde waren endlich in geſittete, fromme Gemeinden eingetreten, deren langbegründete Gewohnheiten ihren Wünſchen wohlwollend entgegenkamen. — Unſre beyderſeitigen Vorfahren, ſagte der Pfarrer von Erbach, waren eine Reihe von Jahren hindurch und bis an ihren Tod die vertrauteſten Freunde. Auf Einer Schule, auf Einer Univerſität gebildet, hatten ſie dieſelben Lehrer gehabt, und nach Vollen=

dung ihrer Studien traf es ſich, daß ſie, nach einer Trennung von wenigen Jahren, faſt um dieſelbe Zeit in dieſe Nachbargemeinden berufen wurden. Hier ſetzten ſie die vormalige Freundſchaft fort, und indem ſie ſich ihre Erfahrungen und Anſichten mittheilten, erweckten ſie gegenſeitig ihren ſchönen und redlichen Eifer, und genoſſen die ſegenreichen Folgen deſſelben mit gemeinſamer Freude. Ich habe das Glück gehabt, ſetzte er hinzu, dieſe beyden würdigen Männer zu kennen, von ihnen zu lernen, und mich an ihrem Beyſpiel zu ſtärken. Der Eine wurde mein zweyter Vater. Er hat mir ſeine einzige Tochter, ſein Amt, und mit beydem den Wunſch und Vorſatz hinterlaſſen, das, was er begonnen hatte, fortzuſetzen, und die Spuren zu verfolgen, die ich überall auf meinem Wege eingedrückt ſehe. Noch fehlt mir Eines — daß ich auch unter meinen Amtsbrüdern einen

Freund finde, wie er hatte. — Indem der Pfarrer ſo ſprach, begegneten ſich die Blicke der beyden Männer und zugleich ihre Hände, und ſich gegenſeitig faſſend, ſagten ſie faſt zu gleicher Zeit: Wenn es Gottes Wille wäre, daß wir das Beyſpiel unſrer Vorfahren erneuerten! — und bey dieſen Worten fielen ſie einander an die Bruſt, und der Bund war geſchloſſen, der eine Reihe von Jahren hindurch bis zu dem Tode meines Mannes, der zuerſt von hinnen ſchied, ohne Wechſel und Wandel beſtanden hat.

Von dieſem Tag an lebten wir zuſammen als Nachbarn, und wie verſchwiſterte Familien. Wir beſuchten uns, ſo oft es die Umſtände verſtatteten, und unterſtützten uns gegenſeitig in Freud und Leid. Bisweilen tauſchten wir unſre Kinder gegen einander aus, und es war uns eine große Freude, unſre Liebe auf jene fortgehn zu ſehn.

Was jene theuern Freunde an Jahren und Erfahrung vor uns voraus hatten, kam uns zu gut; denn ſie theilten uns gern und ohne Zurückhaltung die Schätze ihrer beſſern Einſichten mit. Ich habe wohl oft geirrt; daß es aber nicht häufiger geſchehn iſt, verdanke ich am meiſten dem Rath und Beyſpiel meiner guten Amalie, die mir, ſo viele Jahre hindurch, wie eine ältere Schweſter, oder wie ein treuer Schutzgeiſt der Liebe und Freundſchaft zur Seite geſtanden hat.

* *
*

Der nächſte Beſuch, den wir zu machen hatten, war bey dem Special der Diöces. Wie ganz anders hier Alles! Wir hatten auf den Rath unſrer Erbacher Freunde einen Boten vorausgeſchickt, und wurden in der aufgeputzten Beſuchſtube von dem Ehepaare erwartet, deſſen äußre Verſchiedenheit auffallend war. Er, ein kleiner, wohl-

beleibter Mann mit rothen herabhängenden Backen, breitem Munde und ſtruppigen Augenbraunen, unter denen ſchwarze Augen voll unruhigen Feuers blitzten; ſie, lang und mager, mit durchdringenden grauen Augen, die ſich nah an die ſcharfkantige, ſtarkgebogene Naſe drängten; er, lebhaft und derb; ſie, unendlich ceremoniös, mit einer Anmaaßung von vornehmem Weltton, den ſie aus frühern Verhältniſſen — ſie hatte als Kammerjungfer bey einer Hofdame geſtanden — auf das Land begleitet hatte. Sie war die dritte Frau des Specials, und, wie es ſchien, keine milde Stiefmutter. Nachdem wir an dem aufgedeckten, mit Silber und Porzellan überflüſſig ausgeſchmückten Kaffetiſche Platz genommen hatten, bedienten uns die beyden Töchter der erſten Ehe, blaſſe, ſchüchterne Mädchen, die bey jeder Bewegung ängſtlich nach den Blicken ihrer ernſten Stiefmutter ſchielten. Auch

nahmen die Befehle, der Tadel, die Zurechtweiſungen kein Ende, und an jeden Verweis wurden Entſchuldigungen über ſchlechte Bewirthung, bisweilen auch ſtrafende Klagen über verzogne Kinder angeknüpft. Ich hatte herzliches Mitleiden mit den armen Mädchen, die einmal über das andre erröthetten, um deſto mehr, da den eignen Kindern der Frau Specialin aller Wille gelaſſen ſchien. Da dieſe unaufhörlich hin und herliefen, die Thüren ſchlugen, bald dieſes, bald jenes von ihrer Mutter forderten, ſich gegenſeitig verklagten, was ihnen beliebte, vom Tiſche nahmen, und, wenn es die Mutter verwehreu wollte, mit ihrem Raube davonliefen, ſo konnte ein zuſammenhängendes Geſpräch nicht aufkommen, und ich hatte Zeit auf das zu hören, das der Special mit Sebaſtian führte. Lieber hätte ich auf dieſes nicht gehört. Daß der Mann über die mannichfaltigen Laſten ſeines

Amtes klagte, hätte ihm verziehen werden können; aber daß er den geiſtlichen Stand überhaupt als den mühſehligſten und freudenloſeſten ſchilderte; daß er ſich vermaß, keiner ſeiner Söhne ſolle geiſtlich ſtudiren; daß er von der Würde ſeines Berufs gar keine Ahndung zu haben ſchien, das empörte mich, und Sebaſtian ſah bey dem unerbaulichen Geſpräche ganz trübſinnig aus. Da dieſer in ſeine allgemeinen Klagen nicht einging, fing er an mit Heftigkeit auf ſeine Gemeinde zu ſchelten, und ſein Loos vornemlich darum zu beklagen, weil er ſeine beſten Kräfte unter einer ſolchen Heerde ſchlechten Volkes vergeuden müſſe. „Und wenn ein Engel vom Himmel käme, ſagte er, und ihnen predigte, ſie hörten ihn doch nicht. Fahr ich ihnen nicht jeden Sonntag mit Gottes Wort auf den Kopf; aber was hilft's? In der Schenke lachen ſie über meine Strafpredigten, und ſpotten über die Hölle, die

ich ihnen vormahle; betrügen mich, wo ſie nur können, um den Zehnten, beſtehlen mir den Garten, und verkürzen mich bey den Stolgebühren. Und ſelbſt das Geſinde hilft den Dieben. So unermüdlich meine Frau in der Wirthſchaft iſt — ſie hat, ſo wahr ich lebe, Falkenaugen — und ſo ſtreng ich ſelbſt hinter den Leuten her bin, ſo haben wir doch nie einen Knecht oder eine Magd, die uns nicht etwas veruntreut hätte. Und daß mir nur Eines etwas zu Liebe thäte! Gott bewahre! Alles muß bezahlt, auf den Kopf muß Alles bezahlt werden." — So ging es noch eine gute Weile fort, als er hinausgerufen wurde. Wir hörten den Ton einer bittenden Stimme; die Worte ſelbſt konnten wir nicht verſtehn; deſto vernemlicher aber klang die Antwort des Specials herein: „Nein, nicht einen rothen Heller erlaß ich Euch. — Ja, wenn es betteln gilt, könnt Ihr ſchon demüthig ſeyn!

Im Wirthshauſe habt Ihr immer Geld voll auf; aber, wenn etwas auf den Altar gelegt werden, wenn der Prieſter ſein ſauer erworbenes, kärgliches Opfer bekommen ſoll, da ſind alle Taſchen leer. Mit Einem Worte, Ihr bezahlt, was Eure Schuldigkeit iſt, oder Ihr mögt ſehn, wer Eure Mutter begräbt.“ —

Mit dieſen Worten kehrte er zu uns zurück und warf die Thür hinter ſich zu; und wie er Einmal im Zorn war, ſo ergoſſen ſich ſeine Klagen mit noch größerer Heftigkeit als zuvor. Er beſchwor meinen Mann, nie den Bauern zu glauben, wenn ſie Etwas erlaſſen haben wollten; nie einem unzeitigen Mitleiden Gehör zu geben, ſondern auf das herkömmliche Recht zu halten, wenn auch nicht um ſeinet-, doch um der Nachfolger willen. „Ich fürchte, ſetzte er hinzu, daß Ihr Vorfahr, der es mit ſeiner Weichmüthigkeit auch zu nichts hat bringen

können, die Einkünfte ihrer Stelle ſchon anſehnlich heruntergebracht hat.“

Mein Mann war dieſer Unterhaltung längſt überdrüßig, und da er am wenigſten Luſt hatte, den Tadel ſeines Vorgängers, für den er die größte Verehrung fühlte, anzuhören, brach er ſchnell auf. Der Abſchied war noch kälter als der Empfang; der Mann noch aufgeblaſner, die Frau noch vornehmer. Sie mochten glauben, für einen ihnen untergeordneten Pfarrer jetzt genug, ja, zu viel gethan zu haben; oder ſie mochten uns ihres Wohlwollens unwürdig finden, da weder mein Mann auf die Anſichten ſeines Vorgeſetzten, noch ich auf die umſtändlichen Ceremonien der Frau Specialin eingegangen war. Uns wurde erſt wohl, als wir das Haus im Rücken hatten; aber noch in einiger Ferne hörten wir die gellende Stimme der Specialin, mit einigen Donnerſchlägen der Stimme ihres

Mannes gemiſcht, die wahrſcheinlich jetzt an den älteſten Töchtern jedes Verſehn, das ſie in ihrer Bedienung begangen hatten, gemeinſchaftlich mit unerbitterlicher Strenge rügten. — —

Die Erfahrungen, die ich bey fortgeſetzter Bekanntſchaft mit den Predigerfamilien unſrer Nachbarſchaft eingeſammelt habe, haben immer mehr die Ueberzeugung in mir befeſtigt, daß die Sitten und Geſinnungen der Landleute mit denen ihrer Prediger auf das engſte zuſammenhängen. Zwar würde es höchſt ungerecht ſeyn, den Prediger für alles Böſe, das in ſeiner Gemeinde geſchieht, verantwortlich zu machen; aber von dem Guten, was in ihr aufblüht, darf er ſich Vieles zurechnen; und auch das Böſe, das nicht geſchieht, iſt meiſt ſein Verdienſt. Ihm iſt das Größte und Wichtigſte anvertraut. Die weltliche Obrigkeit wirkt mehr durch die Furcht; der Geiſtliche hat das Herz der Ge-

meinde in ſeiner Hand. Nach der gemei⸗
nen und herkömmlichen Anſicht hängt die
weltliche Ordnung allzu eng mit dem Vor⸗
theile der Regierenden zuſammen, und die
Forderungen, welche dieſe machen, gehen
allzuſehr auf das Irdiſche, als daß ſie gro⸗
ßes Vertrauen einflößen ſollten; daher ſich
in dem Hintergrunde der Furcht ganz ge⸗
wöhnlich eine geheime Neigung zum Wi⸗
derſtande, oder doch ein Wunſch jene For⸗
derungen umgehen zu können erzeugt. Die
göttliche Ordnung der Welt hingegen, de⸗
ren Lehrer und Verkündiger der Prediger
iſt, hat mit dem Eigennutze nichts gemein,
und indem ſie ihre Forderungen nur an das
Gemüth richtet, weckt ſie das Gefühl der
ſittlichen Freyheit, das Höchſte und Heilig⸗
ſte, was ein menſchliches Herz bewegen
kann. In allen nicht ganz verwilderten
Menſchen — und dieſer ſind immer nur
wenige — iſt eine Sehnſucht nach dem gött⸗

lichen Worte und der Offenbarung deſſelben, die dem Menſchen als ein inneres Licht auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt verliehen iſt; und ſie finden ſich gern da ein, wo es ihnen in ſeiner hohen Einfalt mit lebendigem Gefühl und Glauben verkündigt wird. Das Vertrauen der Gemeinde kömmt in den allermeiſten Fällen dem Prediger entgegen; er muß es nur zu erhalten und zu nähren wiſſen. Dieſes geſchieht aber, wenn ſein Leben mit ſeiner Lehre zuſammenſtimmt, wenn er ſeinen Beruf mit Eifer und Treue erfüllt, wenn er kein Opfer ſcheut, das ſeine heiligen Pflichten fordern, wenn er Liebe übt in ſeinem Hauſe und gegen die Seinigen, gegen ſeine Gemeinde und gegen alle Menſchen. Ich weiß wohl, daß es Prediger giebt, welche ſagen: Ich lehre recht; was geht Euch das Uebrige an? — aber dieſe Geſinnung iſt eben ſo irrig, als ſie unchriſtlich iſt. Wenn bey jeder Art

des Unterrichts nicht bloß das Wort und Gemüth des Lehrers, ſondern ſein ganzes Weſen, ſeine Sitten und ſein Gemüth wirkt, wie ſollte die Eigenthümlichkeit des Lehrers gerade bey dem Unterrichte weniger beachtungswerth ſeyn, der im Gemüthe empfangen, das Gemüth des Zuhörers zum Kampfe ſtärken, und mit dem Saamen guter Thaten erfüllen ſoll? — Der Geiſtliche, deſſen Leben mit ſeiner Lehre im Widerſpruche ſteht, rottet mit der einen Hand aus, was er mit der andern gepflanzt hat. Der Lehrer einer gemeinen Kunſt oder Wiſſenſchaft, welcher gegen die Vorſchriften ſündigt, die er ſeinen Zuhörern und Schülern gibt, wird ohne Zweifel verlacht; der Geiſtliche wird verachtet, und dieſe Verachtung geht nur allzu leicht auf ſeine Lehre über. Wo gäb' es aber eine ſchwerere Schuld, als auf ſolche Weiſe das Ehrwürdigſte herabzuwürdigen? oder wie möchte

man ſich wundern, wenn da, wo das Gute freventlich niedergetreten wird, das Unkraut widerlich wuchert? Wie ſoll der Laie die Verſuchung zum Böſen bekämpfen, wenn ihr der Prediger der Enthaltſamkeit unterliegt? Wie ſoll jener den Sinn auf das Unſichtbare richten, wenn ſein Führer dahin nur an dem Irdiſchen haftet, nach Genuſſe geizt, und die Mittel des Genuſſes auf alle Weiſe zuſammenrafft? Der Geiſtliche, der in ſeinem Amte und den Verrichtungen deſſelben nur ein Mittel des Erwerbes ſieht, ſteigt dadurch von ſeiner höhern Stufe in das Gebiet des Handwerkers herab; und wenn er die Gebühr mit Strenge beytreibt, ſo wird dieſe Strenge deſto verhaßter, da er der Prediger der Milde und Barmherzigkeit iſt. Es iſt alſo auch gar nicht genug, daß ein Prediger die öffentlichen Geſchäfte ſeines Amtes mit Gewiſſenhaftigkeit und Anſtand verrichte; er muß der Freund ſei-

ner Gemeinde, ihr Rathgeber und Muſter ſeyn; an ihm und ſeinem Thun müſſen ſie erkennen, daß die Gebote der Religion für Menſchen ausführbar ſind, und daß ihre Erfüllung Friede und Freudigkeit ſchafft. Darum ſcheint es auch faſt nothwendig, daß ein Prediger verheirathet ſey. Nicht nur wird der Verheirathete ein größeres Vertrauen genießen, ſondern er wird auch in dem, was die Quelle aller weltlichen Ordnung und die Schule der Tugend iſt, in dem Eheſtande und ſeinen häuslichen Verhältniſſen, Muſter und Beyſpiel ſeyn können. Wo in dem Pfarrhauſe Friede und Eintracht, Mäßigkeit und Ordnung, Wohlwollen und Arbeitſamkeit herrſcht, Jedes das Seinige mit ſtillem Ernſte thut, die Eltern ihre Kinder mit Eifer und Liebe zum Guten führen, die Kinder den Eltern mit Freudigkeit gehorchen — da iſt gar kein Zweifel, daß ſich die guten Ehen in der Ge-

meinde vermehren, der Eheſtand ſelbſt an Achtung gewinnen, und ſo die häuslichen und bürgerlichen Tugenden gedeihen werden. Mit Recht hat man geſagt, daß die Geiſtlichen das Salz der Erde ſind, und überall wird ſich die Wahrheit dieſes Ausſpruches bewähren, wo ſie, getrieben von dem Geiſte ihres Berufes, die Lehre Chriſti durch Wort und That kund thun. Die Erfüllung dieſes Berufes iſt ſchwer, aber ſie hat ihren Lohn in ſich; und ihr ſchönſter Lohn iſt ohne Zweifel die Wahrnehmung des guten Geiſtes und rechtlichen Sinnes einer frommen Gemeinde.

In jedem Stande und jedem Verhältniſſe iſt die Freude an dem Beruf die erſte Bedingung zur Zufriedenheit. Der Geiſtliche kann davon keine Ausnahme machen, ja, er bedarf ihrer mehr, als die meiſten andern, um in der Einſamkeit des Landlebens den Mangel an Anregung und

Unterhaltung zu vergeſſen, den der Aufenthalt in den Stådten bietet. Die Klage über dieſen Mangel war bey den jüngern Predigern unſrer Bekanntſchaft eine unverſiegliche Quelle der Unzufriedenheit; aber leider kam ſie gar nicht immer aus einem wahren Bedürfniſſe einer beſſern und edlern Unterhaltung, oder aus einem lebendigen Streben nach höherer Bildung; ſondern ſie war bey Einigen die Quelle des Dünkels, der ihnen ihren Wirkungskreis zu unbedeutend vorſtellte; bey Andern der Ausbruch eines ganz gemeinen Verlangens nach den alltåglichſten Zerſtreuungen des ſtådtiſchen Lebens. Dieſe jammernden Verächter des Landlebens waren auch meiſtentheils die ſchlechteſten Seelſorger und die nachlåſſigſten in ihrem Beruf. Ein junger Landpfarrer, der uns einſtmals beſuchte, ſagte ganz unverholen, er ſehe ſeine jetzige Stelle wie ein Exil an, und mache ſich ſein Amt, wie eine Sache

Bayerische
Staatsbibliothek
München

der Noth, ſo leicht als möglich. Dieſer junge, leichtſinnige Mann hatte ſich frühzeitig verſprochen, und dann, um heirathen zu können, das Amt erſtürmt, das er jezt mit ſo großer Geringſchätzung behandelte. Seine Frau, die jung und hübſch, aber ganz ungebildet, und in dem Genuſſe aller ſtädtiſchen Eitelkeit erwachſen war, haßte das Land noch mehr als ihr Mann, und gab ihre Verachtung der Landleute mit der größten Unbeſonnenheit durch ihr Betragen, ihre auffallende Kleidung und ihre Reden kund. Da ſie ſich nicht die geringſte Mühe gab, ihrer Lage gewohnt zu werden, ſondern vielmehr jede Gelegenheit ergriff, ihre thörigte Anhänglichkeit an die Stadt in dem Genuſſe der eitelſten Zerſtreuungen zu nähren, ſo wurde ſie ſelbſt immer unglücklicher, und zog ihrem Manne, der ſich ohne ſie doch wohl in ſeine Lage gefunden hätte, den Haß der Gemeinde zu. So

Bayerische Staatsbibliothek München

geſchah es denn, daß kleine Anſtöße, die bey einer andern Stimmung mit leichter Mühe hätten weggeräumt werden können, zu öffentlichen Streitigkeiten erwuchſen; gegenſeitige Klagen erhoben, Verdruß von allen Seiten erregt wurde: ſo daß endlich die immer ſteigende Erbitterung eine Verſetzung nach ſich zog, die keine Verbeſſerung war. Unter dieſen Verhältniſſen war auch die Eintracht des Ehepaars und ihr ganzes Hausweſen durchaus zerrüttet worden. Gläubiger ſtürmten das Haus; oft war von Scheidung die Rede: die Kinder verwilderten. Die älteſte Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, entlief ihren Eltern mit einem liederlichen Burſchen; ein Sohn wurde von der Schule verwieſen und ließ ſich anwerben; zwey andre gaben keine erfreulichern Hofnungen. Was aus ihnen geworden, iſt mir unbekannt. — Leider aber iſt dieſes Beyſpiel eines verfehlten oder verab=

ſäumten Berufs, und der unſeligen Folgen, die aus der Gewiſſensloſigkeit entſpringen, keineswegs das Einzige, das mir bekannt worden iſt.

* *
*

Die Freude meines Sebaſtian an ſeinem Amte wurde immer lebendiger, je mehr er mit den einzelnen Gliedern ſeiner Gemeinde bekannt wurde. „Ein Lehrer weltlicher Wiſſenſchaft, pflegte er zu ſagen, kann nicht auf die rechte Weiſe lehren, wenn er nicht weiß, was jedem ſeiner Schüler insbeſondere, und ihrer Geſammtheit Noth thut; und ein Prediger des göttlichen Worts wird nur dann recht eindringlich ſprechen können, wenn er die Tugenden und Mängel, die Geſinnungen und Neigungen ſeiner Gemeinde kennt. So wichtig die Predigt und jede öffentliche Amtshandlung iſt, ſo iſt ſie doch gar nicht das Einzige, worauf

ſich ein gewiſſenhafter Prediger beſchränken darf. Er muß der Freund ſeiner Gemeinde ſeyn; er muß rathen, warnen, tröſten, ermuntern und abſchrecken, nicht bloß von der Kanzel herab — welcher die Beziehung auf das Einzelne fremd bleiben muß — auch nicht im Beichtſtuhl allein, der doch nur durch die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines Jeden wahrhaft nützlich werden kann, oder endlich am Krankenbette, ſondern bey jeder ſchicklichen Gelegenheit. Es gibt wenige Menſchen, die nicht das Bedürfniß der Mittheilung fühlen; den Meiſten iſt es erfreulich über Gegenſtände der Religion zu ſprechen; Alle leihen dem, der ihnen verſtändige und milde Belehrung bietet, willig ihr Ohr. Und dieſe Belehrung wirkt eben, weil ſie zufällig iſt, und an die eigenthümlichſten Verhältniſſe geknüpft wird, weit kräftiger und ſchlägt tiefere Wurzeln, als die öffentliche bey ihrer größern Allge-

meinheit thun kann. Der Landmann, der in dem gewöhnlichen Gange ſeines Lebens wenige Anreizungen zum Nachdenken hat, da die Gewohnheit bey weitem das Meiſte in ſeinem Thun beſtimmt, findet doch auch, ſo gut wie Andre, Freude daran, wenn es Einmal geweckt und auf Gegenſtände, die in dem Kreiſe ſeiner Faſſung liegen, gerichtet iſt. Was kann es aber für ein heiligeres Geſchäft geben, als den Menſchen aus ſeiner dumpfen Beſchränktheit zu ziehn, ihn zu veranlaſſen, daß er ſein Haupt über die Scholle erhebe, und das, was ihm nah liegt, mit Verſtand betrachte? Und wem liegt wohl dieſes Geſchäft mehr ob, als dem Seelſorger, dem der Schullehrer die noch zarten Gemüther überliefert, um ſie weiter hinaufzubilden zur Uebung ihrer Vernunft, die nicht das Eigenthum einzelner Menſchen, nicht der Vorzug dieſes oder jenes Standes, ſondern als ein Allgemeingut der Menſch-

heit überall der ſorgfältigſten und gewiſſenhafteſten Pflege würdig iſt.“

Indem nun Sebaſtian ſeinem Berufe dieſe Ausdehnung gab, und dann jede freye Stunde dem Leſen und Studiren widmete, fühlte er nichts von dem Drucke der Langenweile, über die ſo viele ſeiner Amtsbrüder klagten, und die Mannichfaltigkeit der nothwendigen und freygewählten Geſchäfte erhob ihn über das Bedürfniß andrer Zerſtreuungen. „Die Menſchen, ſagte er bisweilen, klagen unaufhörlich über die Kürze der Zeit, und betrüben ſich, daß ihnen das Leben ſo kärglich zugemeſſen iſt, und doch ſcheinen ſie keine Kunſt mit größerm Eifer zu treiben, als die Kunſt ihre Zeit zu verliehren. Sie iſt auch in der That für den, der ſie nicht zu brauchen weiß, eine unerträgliche Bürde, und eine unermeßliche Menge von Thorheiten, ja, auch Böſes und Verruchtes, entſpringt aus der Begierde,

dieſe Bürde los zu werden. Der Geiſt des Menſchen kann ſich nicht immer auf gleiche Weiſe anſtrengen; aber mit einiger Ueberlegung findet man leicht eine Einrichtung, die durch Mannichfaltigkeit und Wechſel der Ermüdung vorzukommen weiß. Wer Luſt an der Arbeit hat, dem wird ſie nie zu ſchwer; die Luſt aber erwächſt aus dem Erfolge, mit dem man das Schwere belohnt ſieht."

Dieſe Bemerkung hatte Sebaſtian aus der Tiefe ſeiner Erfahrung geſchöpft. Der leichte Verkehr mit verſchiedenartigen Menſchen lag nicht in ſeiner Natur. Eine natürliche Schüchternheit drängte ihn in ſich ſelbſt zurück; und da ſeine Neigung auf ſtilles und einſames Nachdenken gerichtet war, und er hierinne den allergrößten Genuß fand, ſo hätte er für ſeine Perſon jenen Verkehr lieber vermieden als aufgeſucht. Aber die Erkenntniß des Nützlichen und

Zweckmäßigen, und das fromme Verlangen der erkannten Pflicht auf alle Weiſe Genüge zu thun, lehrte ihn ſeine Natur zu bekämpfen und Allen Alles zu ſeyn. Er geſtand, daß ihm die erſten Verſuche ſchwerer geworden, als irgend ein andrer Theil ſeines Amtes; aber der gute Erfolg, den er von dieſer Anſtrengung zuerſt bey ſich ſelbſt, und dann auch bey ſeiner Gemeinde ſah, munterte ihn zum Beharren auf, und lohnte ihm mit deſto größerer Freude, je größer ſeine Anſtrengung geweſen war. Als die ſchönſte Belohnung ſeines Eifers erkannte er die immer wachſende Liebe ſeiner Gemeinde zu ihm. Nicht ohne Rührung konnte man die Aufmerkſamkeit und Andacht ſehn, mit der ſie ſeine Predigten anhörte, das Zudrängen zu ſeinen Amtsreden am Altar und Taufſtein oder an dem Grabe der Verſtorbenen; die Ehrfurcht, mit der ihn Alle wie

ihren geiſtlichen Vater begrüßten, und die zahlreichen Beweiſe des Wohlwollens, die er bey jeder Gelegenheit erhielt. So wie er vornemlich das Vertrauen der Männer genoß, die bey jeder wichtigen Angelegenheit Rath bey ihm ſuchten, ſo war ich die Vertraute der Frauen und ihre Vermittlerin, und ich darf wohl ſagen, daß wir der weltlichen Obrigkeit viele Mühe erſpart, und manche Verwirrung gelößt haben. Hartnäckige Proceſſe, dauernde Mißhelligkeiten oder erklärte Feindſchaften waren in Mainau nicht zu finden; und wo ein ſolches Unkraut aufkeimen wollte, war Sebaſtian unabläſſig bemüht es auszurotten. Die Ueberzeugung, die Alle von ſeinem uneigennützigen Wohlwollen und ſeiner Gerechtigkeit hatten, erleichterte ſeine Bemühungen. Der Erfolg fehlte ſelten; und wenn auch nicht immer auf der Stelle, ſo blieb doch

ſpäterhin der Dank der Streitenden für ſein Beſtreben nie aus.

* *
*

Da ich Einmal angefangen habe, von der Amtsführung meines Mannes zu ſprechen, ſo will ich, eh' ich zu meinen häuslichen Verhältniſſen zurückkehre, ſogleich hier noch einiges berühren, was zwar einer ſpätern Zeit angehört, aber mit dieſem Gegenſtande zuſammenhängt. Etwas hievon habe ich ſchon im erſten Buche meiner Erinnerungen berührt; hier mag das Weitere ſtehen, was dort noch keinen Platz finden konnte. Auch Sebaſtian erfuhr ohne ſeine Schuld, daß ſich überall das Unkraut unter die geſunden Früchte miſcht, und daß das Gute nur allzu leicht den Widerſtand des Böſen erregt. Dieſe Erfahrung war ſchmerzlich, der Erfolg aber nichts deſto weniger tröſtlich. Oder gibt es wohl et=

was Erfreulicheres als den Sieg des Guten, und die ſichtbare Hülfe, die Gott dem gewährt, der ihn mit frommen Eifer ſucht?

Sebaſtians Predigten kamen in der Umgegend bald in Ruf. Zu allen Zeiten hatte die Anmuth der Gegend in der ſchönen Jahrszeit die Städter nach Mainau gezogen, und da Einige, zuerſt aus Neugier, die Kirche beſuchten, und hier Etwas fanden, das ſie auf dieſe Weiſe in den Kirchen der Stadt nicht zu finden glaubten, und mit Freunden und Bekannten davon ſprachen, ſo folgten ihnen bald Mehrere, und es wurde zur Mode in der Stadt, den Pfarrer von Mainau wenigſtens Einmal im Sommer gehört zu haben. Die guten Mainauer freuten ſich nicht wenig über dieſe Beſuche, und waren ſtolz darauf einen Pfarrer zu haben, der beſſer ſtudirt hätte, als die in der Stadt; aber Sebaſtian ſelbſt wurde nicht ſtolz, ſondern blieb ſich gleich.

Und ohne Zweifel war das, was die Fremden an ihm bewunderten und liebten, vornemlich die anſpruchloſe Einfachheit ſeiner Rede, ihre Angemeſſenheit und der tiefe fromme Sinn, der ſie durchdrang und belebte. Ich möchte ſagen, ſeine Rede ſey im Einklang geweſen mit den Umgebungen des Ortes und dem geſitteten, wohlgeordneten Weſen ſeiner Bewohner, ſo daß das Ganze auf das Gemüth der Städter wie ein ländliches Gedicht wirken mochte. So entſtand bey Manchem der Wunſch, Sebaſtians Gaben für die Stadt zu gewinnen; und als dort eine der einträglichſten Stellen erledigt wurde, faßte man den Beſchluß, ſie ihm anzutragen. Die Nachricht von dieſem Antrage erhielt er gerade an dem zehnten Jahrstage ſeiner Anſtellung in Mainau, der auch wieder ein Sonntag war, eben da er ſich anſchickte in die Kirche zu gehn. Ich war wie gewöhnlich mit den

Kindern voraus, und wußte von nichts. Sebaſtian predigte über die Worte: „Laſſet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und der Wahrheit.“ — mit einer Innigkeit und Andacht, die mir, wie vielen ſeiner Zuhörer Thränen entlockte, und ſo wie er ſich dem Schluſſe näherte, ſchien ſich die Bewegung ſeines Herzens zu mehren. Zuletzt erwähnte er auch den Tag ſeiner Einführung, dankte Gott für die Segnungen, die er in ſeinem Amte erfahren, für das Wohlwollen ſeiner Gemeinde, und für die Freudigkeit, die er bey ihrer Eintracht fühle; und ſchloß endlich ſein Gebet mit der Bitte um die Dauer ſo großer Güter. So wie er, betete die ganze Gemeinde; und nicht leicht iſt wohl ein frommer Wunſch mit größerer Einſtimmigkeit vor dem Thron der ewigen Liebe niedergelegt worden.

Als Sebaſtian von der Kanzel herab=ſtieg, erhob ſich die ganze Gemeinde, wie auf eine Verabredung, und in allen Mie=nen glänzten die Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit und Freude. Nach geen=digtem Gottesdienſte näherten ſich ihm an der Thür auf dem Kirchhofe die älteſten Männer der Gemeinde, und wünſchten ihm zur Jahresfeyer dieſes Tages Glück. „Mei=ne Tage ſind gezählt, ſagte der Wortfüh=rer, ein Mann von ehrwürdigem Anſehn und weißem Haupte, und ich werde bald zu meinen Vätern verſammelt werden. Aber ich ſterbe mit Freudigkeit, da ich weiß, daß nach meinem Tode die Meinigen ſich der Leitung eines guten und frommen Hirten zu erfreuen haben. Gott erhalte Sie unſe=rer Gemeinde noch viele Jahre, und wenn er Sie einſt auch dahin abruft, wohin wir Alle zu gehen hoffen, ſo geb' er Ihnen ei=nen Nachfolger, dem unſre Kinder und En=

kel eben ſo viel Vertrauen und Liebe ſchenken können, als wir Ihnen."

Sebaſtian war ſehr gerührt; ich war es nicht weniger; und als wir nach Hauſe kamen, ergoſſen ſich unſre Herzen, wie von ſelbſt, in Dank zu Gott für alle das Gute, das er uns in dieſen zehn Jahren ſo reichlich erwieſen hatte. Wir gingen Alles von dem erſten Tage an durch, und immer fiel bald dem Einen, bald dem Andern etwas Neues ein, das wir in Rechnung zu bringen hatten. Die Annehmlichkeiten unſres Aufenthaltes, unſre ſtille reinliche Wohnung mit den herrlichen alten Bäumen umher, die ſorgenfreye Lage, in der wir uns befanden, die Geſundheit, der wir genoſſen, und die Freunde, die wir in unſrer Nachbarſchaft gefunden hatten — nichts von Allen dem wurde vergeſſen; aber am Meiſten beſchäftigte uns doch die Erinnerung an die zahlreichen Be-

weiſe der Liebe, die wir von unſern guten Mainauern erhalten hatten. — Ich liebe ſie auch, wie die Meinigen, ſagte Sebaſtian. Sie ſind mir Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern. Gott erhalte und befeſtige mir dieſes Band der Eintracht! — Ich ſagte Amen dazu. — Und als wir eine Weile ſo geſprochen hatten, reichte er mir den Brief aus der Stadt. Während ich dieſen nun ſchnell überlas, waren ſeine Blicke auf mich geheftet, und ſchienen mich, als ich ihm das zuſammengefaltete Blatt zurückgab, um meine Meinung zu fragen. — Ey, ſagte ich lächelnd, das iſt ja ein recht ſchöner und ehrenvoller Antrag, bey dem Du Dich nicht bedenken wirſt. — Allerdings nicht, antwortete Sebaſtian, der den Sinn meiner Worte ſogleich verſtand; auch hab' ich mich nicht bedacht, ſondern meinen Entſchluß ſogleich gefaßt. — Ich reichte ihm freudig die Hand und ſagte:

Wir bleiben? — Ohne Zweifel, antwortete er. Könnt' ich anders? Und iſt nicht der Umſtand, daß mir der Antrag gerade heute an meinem Jahrstage kommen mußte, Fingerzeigs genug? —

Mit dieſen Worten war die Sache abgethan. Sebaſtian antwortete ohne Verzug, dankte für das bewieſene Vertrauen, und führte Gründe an, die ihn beſtimmten den Antrag abzulehnen. In Mainau erfuhr Niemand etwas davon. Die Beſuche der Städter aber wurden von dieſer Zeit an immer zahlreicher, und es verging ſelten ein Sonntag, wo nicht Einige kamen, bloß um dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Auch aus den benachbarten Dörfern fanden ſich oft Zuhörer ein, und ſuchten die Lehre meines Mannes um deſto eifriger, je mehr ſie von ihren eignen Seelſorgern vernachläßigt wurden. Sebaſtian konnte ſie nicht wegweiſen; wenn aber, wie es oft geſchah, Ei-

ner oder der Andre nach dem Gottesdienſte zu ihm kam, und ihn über geiſtliche Dinge befragte, wieß er ſie immer zuerſt an ihren eignen Prediger, und ermahnte ſie, durch das Wegbleiben aus ihrer Kirche keinen Anſtoß oder Veranlaſſung zum Unfrieden zu geben. Ihre Antworten kamen dann immer auf daſſelbe hinaus. Wie könnte denn, ſagten ſie, unſer Wegbleiben Anſtoß geben, da ja der Pfarrer ſo ſelten als möglich in die Kirche kömmt, die Predigt meiſt durch ſeinen Informator oder durch Studenten aus der Stadt beſorgen läßt, die dann Wochen lang bey ihm bleiben, mit ihm in der Karte ſpielen, auf die Jagd gehn und die Mädchen necken? — Und was den Unfrieden betrifft, an den ſind wir leider gewöhnt; und da wir ausgeſchmält werden, wir mögen thun, was wir wollen, ſo fragt Niemand darnach. Darum bleiben Viele zu Hauſe; die aber, welchen nach Erbauung

verlangt, müſſen ſie ja wohl in andern Kirchen ſuchen.

Sebaſtian war oft über dieſe Bemerkungen ſehr niedergeſchlagen. Die Vernachläſſigung ſo mancher Gemeinde ſchmerzte ihn; und wenn es ihm auf der einen Seite erfreulich war, die Sehnſucht Einiger nach Erbauung zu befriedigen, ſo konnte er ſich doch nicht über die Urſache beruhigen, die ſo viele fremde Zuhörer in ſeine Kirche trieb. An Folgen, die dieſes für ihn haben könnte, dachte er nicht. Aber ſie blieben nicht aus. Die Misgunſt erwachte vornemlich in der Zeit, wo man in der Stadt an meinen Mann gedacht, und ihm eine Stelle angetragen hatte, auf welche der Special ſchon ſeit geraumer Zeit ein Aug geworfen hatte; und da unglücklicher Weiſe gerade die Pfarrkinder dieſes Mannes ſich häufig in der Kirche zu Mainau einfanden, und laut die Erbauung, die ſie

hier fänden, rühmten, ſo wurde hierdurch ſein Zorn faſt jeden Sonntag genährt. Dieſer Zorn brach zuerſt öffentlich bey einem amtlichen Kirchenbeſuche aus, wo er meinem Manne vorwarf, daß er die reine Lehre vernachläſſige und verfälſche, ſich nicht an die Vorſchriften der ſymboliſchen Bücher und der Concordienformel halte, ja, daß er dem Pietismus öffentlich und heimlich auf alle Weiſe Vorſchub thue. Da nun mein Mann mit Beſcheidenheit antwortete, daß er die Lehre Chriſti predige, wie er ſie in den heiligen Büchern fände, und bey ſeiner Gemeinde wahre Frömmigkeit nach Kräften befördere, ohne ſich um Sectennahmen zu bekümmern; wie er denn auch keiner Secte angehöre, ſondern ſich rühme ein Chriſt zu ſeyn — da brachte dieſe Ruhe den zornmüthigen Mann noch mehr in Harniſch, und er erklärte, daß er als ein Vorſteher der Kirche die Verpflichtung auf ſich habe, die

Heuchler zu entlarven, und die heilloſen Separatiſten zu Paaren zu treiben. — Dieſe unbeſonnenen Aeußerungen brachten eine ganz andre als die beabſichtigte Wirkung hervor. Niemand hörte ſie ohne Unwillen an; und da das Murren, das ſich von mehrern Seiten hören ließ, dem Special nicht entging, gerieth er ſo außer ſich, daß er die Kirche mit der Drohung verließ, ſein Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis er dieſes Neſt von Herrenhutern zerſtört, und die Verirrten wieder in den allgemeinen Schaafſtall zurückgeführt hätte. —

In der That zögerte er nicht lange dieſe Drohung in's Werk zu ſetzen. Die Beſchuldigungen, die er in frühern Berichten nur angedeutet hatte, wurden jetzt deutlich ausgeſprochen, und durch Scheingründe aller Art unterſtützt. Jetzt kam an den Tag, daß man ſeit einiger Zeit Laurer abgeſchickt hatte, welche einzelne Stellen aus Seba-

ſtians Predigten nachgeſchrieben, ihre eig-
nen Ausdeutungen eingemiſcht, und Sätze,
welche weit aus einander lagen, in eine will-
kührliche, ihren Sinn gänzlich entſtellende
Verbindung gebracht hatten. Durch dieſes
Verfahren, mit dem es ſo leicht iſt ſelbſt die
Rechtgläubigkeit der Bibel zu Grunde zu
richten, hatten ſie eine lange Litaney von
Ketzereyen zuſammengebracht, durch die ſie
jetzt einen Theil ihrer Anklage mit deſto grö-
ßerer Dreiſtigkeit unterſtützten, da ſie der
Meinung waren, daß mein Mann aus dem
Stegreife predige, und ſeine Ankläger der
Lüge nicht überführen könne. Dem Ver-
zeichniſſe von Ketzereyen war eine zweyte
Klage angehängt, daß er die Lehre ſeiner
Amtsbrüder herabwürdige, ſie bey ihren
Gemeinden verächtlich und lächerlich mache,
und durch allerley falſche Vorſpiegelungen
ihre Pfarrkinder von ihnen weg, zu ſich her-
überlocke. Endlich beſchuldigten ſie ihn,

daß er nach herrenhuteriſcher Weiſe geheime Zuſammenkünfte halte, und in dieſen ſeine Irrlehren vortrage. Auch dieſer Klage wußten ſie einen Anſtrich von Wahrheit zu geben. Die Sache war aber die, daß Sebaſtian die aus der Schule entlaſſenen Kinder noch einige Jahre nachher zu beſtimmten Zeiten bald bey ſich, bald in der Kirche, bald auch im Freyen verſammelte, und über Gegenſtände der Religion mit ihnen Unterredungen pflog, zu denen ſich denn auch, weil ſie belehrend und erbaulich waren, die Eltern gar häufig einfanden. Endlich mußte auch eine Singſchule, die Sebaſtian geſtiftet hatte, und von der ich ſogleich ſprechen werde, jener Anklage zur Unterſtützung dienen.

Anfänglich ſchienen die Bemühungen der Ankläger den erwünſchteſten Erfolg zu haben. Es war Alles mit ſo großer Keckheit behauptet; die Beweiſe mit ſo großer

Ausführlichkeit entwickelt; der Schein pflichtgemäßer Anzeige einer auffallenden Ungebühr war ſo künſtlich erhalten, daß das Conſiſtorium unverzüglich eine Unterſuchung beſchloß. Hier iſt es nun eben ſo ſchwer, den ſtillen Schmerz, den Sebaſtian bey dieſem Verfahren ſeiner Amtsbrüder empfand, als die Ergebung und Sanftmuth zu beſchreiben, mit der er dieſe Prüfung ertrug. Nachdem er — was der Abſicht ſeiner Gegner zuwider war — die *vollſtändige* Mittheilung aller gegen ihn erhobenen Klagen erhalten hatte, widerlegte er ſie Wort für Wort mit der größten Ruhe, zeigte die Verunſtaltung ſeiner Lehre durch Aushändigung ſeiner Concepte, in denen die misgedeuteten Stellen bald mit andern Worten, bald in einer andern Verbindung ſtanden, und bot ſo viele Zeugen ſeiner Unſchuld an, als ſeine Gemeinde Glieder zählte. Dieſe Antwort, mit der Bündigkeit ih-

rer Gründe, und dem ſichern, ſelbſtbewußten, beſcheidenen Tone, in welchem ſie abgefaßt war, verfehlte ihre Wirkung nicht; und da ſich die geiſtliche Behörde im Stillen durch zuverläſſige Leute nach Allem erkundigte, und über den Zuſtand der Gemeinde von Mainau und das Betragen meines Mannes vollkommen befriedigende Nachrichten erhielt, ſo wurde die Unterſuchung auf die oben ſchon erwähnte Weiſe niedergeſchlagen, und der Special nur durch den beſondern Schutz vornehmer Gönner von dem ihm zugedachten Verweiſe befreyt Sein Groll wurde dadurch nicht vermindert. Für Sebaſtian aber war es genug, daß er in ſeiner Amtsführung nicht weiter beunruhigt wurde. —

Eine Sache, welche viele Zuhörer in die Kirche von Mainau zog, war die Einrichtung, die er dem Kirchengeſange gegeben hatte. Auch darüber will ich einige

Worte ſagen. Mit Recht behauptete wohl Sebaſtian, daß gewöhnlich die große Kraft, die in dem Geſange geiſtlicher Lieder liege, gar zu wenig beachtet werde, da doch aus der Geſchichte der Kirchenverbeſſerung hinlänglich bekannt ſey, wie viel dieſe dem Geſange zu danken habe. In den grauſamſten Verfolgungen, die über die Anhänger und Freunde der reinen Lehre verhängt wurden, traten dieſe mit ihrem Pſalmbuche, unter Abſingung geiſtlicher Lieder, muthig ihren ungerechten Richtern entgegen, und gingen freudig in den Tod; und jede andre Entbehrung ertrugen ſie leichter, als den Verluſt ihrer Liederbücher. Nicht genug kann auch der heilige Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen die Rührung preiſen, die er bey dem Abſingen der Hymnen fühlte; und er ſagt ausdrücklich, daß, während jene rührenden Töne ſeine Ohren erfüllten, die göttliche Wahrheit mächtiger in ſein Herz

ſtrömte und es der Frömmigkeit empfängli=
cher mache. Mit recht inniger Freude, ſetz=
te Sebaſtian hinzu, denke er an den Ein=
druck, den einſtmals der ſanfte wohlgeord=
nete Geſang einer herrenhutiſchen Gemein=
de beym Auferſtehungsfeſte auf ihn gemacht,
ob er gleich habe beklagen müſſen, daß In=
halt und Worte der Lieder ihm ſo wenig
hätten zuſagen können; wie viel ſtärker müß=
te alſo in unſern Kirchen die Wirkung un=
ſerer ſinn= und geiſtvollen Lieder ſeyn, wenn
ſie durch einen ſolchen Geſang gehoben und
veredelt würden. — Wie nun ein Gedanke,
den er für gut erkannte, ihm keine Ruhe
ließ, bis er zur Ausführung gebracht war,
ſo legte er auch hier rüſtig die Hand an das
Werk, und begann die Verbeſſerung des
Kirchengeſanges, wie es nicht anders ſeyn
konnte, mit dem jüngern Geſchlecht. Selbſt
der Muſik kundig, wählte er die beſten
männlichen Stimmen aus, und übte ſie

mit Hülfe des Schulmeiſters ein; ich that daſſelbe mit den weiblichen; und da wir nichts weiter erreichen wollten, als reine Intonation in dem einfachen Kirchengeſang, ſo hatten wir bald einen recht artigen Chor zuſammen, der ein Kirchenlied rein und angenehm vorzutragen wußte. Noch jetzt denke ich mit Rührung an den Eindruck, den dieſer ungewohnte Geſang bey einer Beerdigung hervorbrachte, wo unſer Chor zum Erſtenmal öffentlich auftrat, ob er gleich nichts anders ſang, als was man bey ſolchen Gelegenheiten zu hören gewohnt war. Es kam nun bald dahin, daß auch manche der Eltern unſern Singübungen beywohnten, die immer in den Feyerſtunden gehalten wurden, und es kamen mehr gute Stimmen zum Vorſchein, als wir hätten erwarten können. Die Neigung zur Muſik vermehrte ſich, und auch bey denen, welche keine natürlichen Anlagen dazu hatten, ent-

wickelte ſich doch ein richtiger Sinn für muſicaliſchen Vortrag, ſo daß allmählig alles ſtörende und unharmoniſche aus dem Geſange der Mainauer Gemeinde verſchwand. Dieſes war das Werk weniger Jahre; und nachdem die erſten Schwierigkeiten überwunden waren, ſo war die Mühe faſt für nichts zu rechnen. Auch auf die Sitten wirkten dieſe Uebungen günſtig ein. Denn ſchon das war für Gewinn zu rechnen, daß ſie dem dumpfen Müſſiggange einige Stunden entzogen, und von rohern Zeitvertreiben entwöhnten. Die höhern Gefühle aber, die dieſer veredelte Geſang in ihnen geweckt hatte, tönten noch lange in ihrem Innern fort, begleiteten ſie zur Arbeit, und riefen oft ganz zufällig, eben zur rechten Zeit die von den Tönen beſeelten frommen Worte in ihr Gedächtniß zurück.

* * *

Ich kann nun wieder zu meinen häuslichen Verhältniſſen zurückkehren.

Nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich zum Erſtenmale die Gewisheit bekam, daß ich Mutter werden würde. Schon während des Schlafes hatte ſich eine frohe Unruhe meiner bemächtigt; ich hatte Vielerley mit ungewöhnlicher Klarheit geträumt; und wachte ſehr früh mit dem dämmernden Morgen auf. Sebaſtian lag noch in ſüßem Schlummer; ſein Geſicht war aufwärts gerichtet; er athmete leiſe und ruhig. Mit großer Bewegung des Gemüths beugte ich mich über ihn, und konnte mich nicht ſatt ſehn an der offnen, edeln, frohen Geſtalt, die mir wie ein Spiegel der Unſchuld und des guten Gewiſſens erſchien. Es war mir, als ob ich das noch nie ſo erkannt hätte; ich liebte ihn in dieſem Augenblicke noch inniger als ſonſt, und indem ich ſo über ihm hing, konnte ich nichts anders denken, als

„Du guter, lieber und frommer Menſch, wie groß wird erſt Deine Freude ſeyn, wenn Du hörſt, was mich ſo glücklich macht!“ — Indem ich nun ſo dachte, und mein Herz in froher, dankbarer Rührung zerfloß, fiel eine Thräne von meinen Wimpern auf ſeine Stirn. Er ſchlug die großen, braunen Augen auf, und als er mich erblickte, warf er ſeine Arme um meinen Nacken und ſagte: Was haſt Du, Liebe? — Ich erröthete und ſchwieg, und ſah ihn wieder recht ſelig an. — Da ſagte er: „So eben träumte ich, daß ich in den Garten träte, um Dich zu ſuchen, und Du ſaßeſt unter dem Fliederbaume und hielteſt ein blondlockiges Kind auf dem Schooße, und das Kind ſtreckte die Arme nach mir aus und lächelte mich an. In der Freude darüber wacht' ich auf.“ — Da erröthet' ich noch mehr; mein Herz ſchlug von heftiger Rührung, und meine Thränen ergoſſen ſich un-

aufhaltſam. Ich konnte nichts ſagen als die Worte: O du lieber, wahrhafter Prophet! — Sebaſtian verſtand mich; er erkannte, daß er wahr geträumt hatte, und meine Seligkeit wurde nun noch größer durch die ſeinige.

Unter den vielen ſchönen Tagen meiner Ehe war dieſer einer der ſchönſten. Die Sonne ging rein und herrlich auf, und das Erſte, was wir hörten, war die Nachricht von der glücklichen Niederkunft einer lieben Nachbarin, die jetzt zum Erſtenmale in's Kindbett kam, und dieſer Zeit mit großer Unruhe und Bangigkeit entgegengeſehn hatte. Ich ſah das als eine glückliche Vorbedeitung an; und ich konnte auch an Sebaſtian merken, daß er ſich dieſer Nachricht in derſelben Beziehung mehr als gewöhnlich freute. Seine Blicke fielen an dieſem Tage noch öftrer auf mich als ſonſt, und ſie kamen mir noch freundlicher vor; die Meini-

gen aber hingen unverwandt an ſeinem Geſicht, und meine Augen füllten ſich mit Thränen, wenn ſie den ſeinigen begegneten. Sprechen konnten wir nicht viel; die Worte und Töne ſchwellten den Strom der Rührung zu hoch; und ſo waren wir denn beyde ſtill vergnügt in Gott. Alle meine Gedanken wurden zum Gebet; der Worte bedurfte es nicht.

An demſelben Tage beſuchte ich die Nachbarin, die in der Nacht des Kindes geneſen war, und als ich ihr Glück wünſchte, ſagte ſie: „Die Freude, die man hat, ſo ein Kind neben ſich in der Wiege zu ſehn, begreift Niemand.“ — Der Vater, der nicht von dem Bette wich, und das Entzücken der erſten Vaterfreude auf dem Geſichte trug, nahm das ſchlafende Kind aus der Wiege, legte es in meine Arme und ſagte: Gott beſcheere Ihnen auch ein ſolches Glück. Und wie er dieß ſagte, ſchlug das Kind die Au-

gen auf ohne zu weinen. Das war denn wieder ein gutes Zeichen, und ich eigente es mir dankbar an. Wie nun das Kind ſo ſtill auf meinen Armen lag, und Vater und Mutter mit hellen, freudigen Blicken nach ihm hin ſahen, ſagte ich, an das denkend, das ſich unter meinem Herzen regte: „Du liebes Kind, möge dir doch Gott ein recht unſchuldiges und ſeliges Leben geben, und Du Deine Eltern immer ſo erfreuen, wie heute!“ Da ſagten beyde Eltern Amen! und die Mutter ſtreckte ihre Arme nach dem Kinde aus, drückte es an ihre Bruſt, herzte es und ſagte: Man iſt mit ſo einem Kinde doch ein ganz andrer Menſch! Wir hatten uns gewiß recht lieb, mein Martin und ich, aber jetzt wir das Kind haben, ſind wir einander doch noch viel lieber. Um den Segen nähme ich die Welt nicht.

Die glückliche Mutter ſprach mein eignes Gefühl aus, und ich wurde jetzt meiner

Hofnung noch froher als vorher. Als ich nach Hauſe zurück kam, erzählte ich meinem Sebaſtian Alles wieder, und wir beſchloſſen den Tag, wie wir ihn begonnen hatten. An dem Abend aber wurde auch das ganze Dorf froh gemacht. Denn da nach langer Hitze das Feld ſchmachtete, und die Bäche faſt vertrocknet waren, zogen am Abend Wolken auf, und goſſen die Nacht hindurch reichlichen Regen auf das Land; und der Morgen ging heiter über erquickte Wieſen hin, und beſah ſich in dem rauſchenden Waſſer, und richtete die welken Saaten auf. Und das ſah ich wiederum für ein günſtiges Zeichen an.

Dieß geſchah im zehnten Monat nach unſerm Einzug in Mainau. Fünf Monate ſpäter brachte ich meinen Andreas zur Welt.

* * *

Die ſtille Freudigkeit des Tages, welchen ich eben beſchrieben habe, erhielt ſich

einige Monate hindurch; als aber die ſchlech=
te Jahrszeit kam — ſie fiel dieſesmal früher
ein — und mit ihr die Zeit meiner Entbin=
dung näher rückte, verſank ich allmählig,
ich weiß nicht wie, in eine Schwermuth,
die ich umſonſt zu bekämpfen ſuchte. Ich
war nicht eben traurig; aber auch froh war
ich nicht, und ich möchte ſagen, es ſey die
Laſt der Hofnung und Freude geweſen, un=
ter der ich erlag. Doch war es das nicht
allein. Die Möglichkeit eines unglücklichen
Ausganges war mir vor die Seele getreten;
und unabläßig drängte ſich mir der Gedanke
auf, daß vielleicht der erſehnte Augenblick,
von dem ich mir die größte Freude verſprä=
che, der Anfang einer großen und ſchmerz=
lichen Trauer werden könnte. Oft wenn ich
in der Stube meines Mannes am Fenſter
ſaß, fielen meine Blicke auf den Grabhügel
einer Wöchnerin, die mit dem Kinde, das
ſie gebohren hatte, im Arm unter der Erde

ſchlummerte, und die Erinnerung an jene andre, die eben bey meinem erſten Beſuche in Mainau begraben worden war, wollte mir jetzt wie eine Vorbedeutung meines eignen Schickſals erſcheinen. Ungewiß, ob ich dieſen Gedanken bekämpfen dürfte, der mir ja vielleicht von Gott zur Warnung geſendet worden, ſuchte ich ihn doch auf alle Weiſe vor meinem Manne zu verbergen, um nicht in dem treuſten Herzen Ahndungen aufzuwecken, die unnützer Weiſe ſeinen Frieden ſtören, und ſeine frohen Hofnungen trüben möchten. So lange er in meiner Nähe war, hatte ich auch wohl Muth genug; aber wenn ihn ſeine Geſchäfte von mir riefen, und ich allein in dem ſtillen Stübchen ſaß, und gar nicht Herr werden konnte über den Gedanken, daß der Arme vielleicht in wenigen Monaten auch ſo allein hier ſitzen, und mit feuchten Augen auf dem Gottesacker ein friſches Grab, unter ihm ein liebendes,

nun in Staub zerfallendes Herz ſuchen werde — da ſchwoll mir die Bruſt vor unendlichem Jammer, ich brach in Ströme von Thränen aus, und beweinte zum Voraus die Verlaſſenheit und Trauer des geliebten Mannes. „Ach, dachte ich, er hat ja dann nichts mehr auf Erden als die Dornen der Erinnerung an Tage, die nicht mehr ſind, und niemals wieder kommen; nichts als den Jammer über getäuſchte Hofnung, und ſtatt der ſo ſelig gedachten Zukunft nur die Oede der Einſamkeit. — Was kann denn dem Menſchen bleiben, der Einmal in ſeinem Leben recht geliebt hat, und dem nun der Tod dieſe Liebe erbarmungslos aus den Armen reißt? Was anders als auch der Tod? Aber bis dieſer kömmt, und ſein blutendes Herz zuſammendrückt, und ſo die klaffende Wunde ſchließt; muß er nicht ſein verdunkeltes, ödes Leben ertragen, und allen den Schmerz der um und um wunden Bruſt?“

Wenn ſich der Geiſt des Menſchen Einmal unbeſtimmten Ahndungen hingibt, und in Trübſinn verſenkt, ſo iſt er unermüdlich im Auffinden deſſen, was dieſen Trübſinn nährt. Die Beſorgniſſe, die mich bekümmerten, gingen wohl ganz natürlich aus meiner Lage hervor; aber da ich Einmal meine Blicke auf eine dunkle Zukunft gerichtet hatte, ſo ſtiegen aus dieſer Finſterniß die mannichfaltigſten Geſpenſter auf, die von ganz andrer Art waren, und mich nicht weniger quälten. Selbſt die tiefe und innige Liebe, mit der ich an meinem Manne hing, wurde mir ein Gegenſtand der Furcht. Ich fing an mir Bedenken zu machen, daß ich jetzt, wo ich vielleicht bald würde vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen müſſen, meine Gedanken nicht mehr von dem Irdiſchen abzöge (denn auch meine Liebe rechnete ich jetzt zu dem Irdiſchen), und da der Menſch bereit ſeyn müſſe, dem göttlichen Willen Alles, auch

das Theuerſte zu opfern, ob ich nicht verpflichtet ſey, gegen eine Liebe zu kämpfen, die mich, bey aller ihrer Unſchuld und Rechtmäßigkeit, doch allzuſehr an die Welt und das Leben zu binden ſchiene. Dieſer Zweifel beunruhigte mich unausſprechlich, und da ich nicht wagte ihn meinem Manne mitzutheilen — es war das Einzige, was ich ihm verbarg — ſo dauerte es einige Zeit, eh' das geſunde Gefühl in mir obſiegte, und ich erkannte, daß ich Gott nur meinen Schmerz, nicht aber meine Liebe zu opfern verpflichtet ſey. Aber ach, beydes war jetzt in meinem Herzen ſo innig verwebt und verſchmolzen, daß ich es nicht zu ſcheiden vermochte. Ueber alle meine Gebete, über alle meine Anſtrengungen ſiegte die Traurigkeit ob. Ich beredete mich zur Ergebung; aber ich fühlte ſie nicht. Meine Vorſätze gaben mir keine Freudigkeit.

Indem ich mich nun faſt ununterbrochen mit dieſen Betrachtungen beſchäftigte, und meine Blicke auf mein Inneres richtete, fing ich an ſtrenger als je mit mir zu rechnen, und alle mein Thun, meine Geſinnungen, mein ganzes innere und äußere Leben zu prüfen. Ach, da erſchien mir Alles ſo nichtig und arm! Da erkannt' ich, wie ſchwach mein Wille, und wie mangelhaft die Ausführung auch der frömmſten Vorſätze ſey! Wie Vieles hatte ich aufgeſchoben, wie Vieles ganz unterlaſſen! Wie Vieles, das wie Tugend erſchien, fiel der Eitelkeit anheim! — Da ſchwand der Wahn, den ich von mir gehegt hatte, wie ein weſenloſer Dunſt; der Stolz der Tugend war dahin; auch das Beſte, was ich gethan zu haben machte, war Stückwerk und Tand. Ich fühlte jetzt mehr, als zu jeder andern Zeit, die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur,

und wie kein Vertrauen auf Tugend die Probe hält gegen die ſtrengen Forderungen des unbeſtechlichen Richters in uns. Damals warf ich mich in dem Gefühle meiner Armuth nieder vor Gott; damals erkannte ich, daß nur der Glaube an ſeine unendliche Liebe ſelig macht, und daß nur das Geheimniß des Chriſtenthums, die Verſöhnung der Liebe mit der Gerechtigkeit, das verzagende Herz ſtärken und den ſinkenden Muth aufrichten kann.

Dieſes Gefühl, das mich damals mehr und inniger als zu jeder andern Zeit erfüllte, hab' ich ſeitdem mit ſorgſamer Pflege genährt. Meine Niederkunft war glücklich, und mit dem Leben, das ich einem andern Weſen gegeben hatte, blühte auch das Meinige friſcher wieder auf. Meine Schwermuth wich, und an ihre Stelle trat jene ſtille Seligkeit des mütterlichen Gefühls; jenes unbeſchreibliche Entzücken, das nur eine Mutter kennt,

wenn ihre Blicke auf dem Säuglinge ruhn, und alle ihre Wünſche und Hofnungen, ihre Freuden und Wonnen in dem Gedanken mein Kind, meines Mannes Kind, unſer ſüßes geliebtes Kind zuſammenſtrömen. Für dieſes Gefühl gibt es keine Worte; kein Gleichniß, kein Bild ſpricht es aus; es iſt ein Geheimniß der Natur und ihre köſtlichſte Gabe. Mit dem Augenblicke, wo, nach überſtandenem Schmerz, der Vater zu dem Lager der Entbundenen tritt, mit einer Thräne im Aug ſie auf Stirn und Wangen küßt, das Kind aus dem Arme der Wärterin empfängt, es mit dankbarer Rührung betrachtet, und ſtill dafür betet — mit dieſem köſtlichen Augenblicke fängt für ſie ein neues und bedeutungsvolleres Leben an. In dem Kinde, das zwiſchen den Eltern ſteht, begegnet ſich die Liebe beyder, und nimmt, indem ſie noch inniger und heiliger wird, einem höhern Cha-

racter an. Der Kreis der Pflichten erweitert ſich; aber jeder Punkt in ihm iſt mit Liebe erfüllt. Die Mühen wachſen; aber dieſe Mühen gelten dem geliebten Kinde, und wie herbe ſie auch ſeyn möchten, ſo ſind ſie doch eine Quelle von Luſt und Glück.

Auf dieſe Freuden, die mich auch noch in der Erinnerung entzücken, iſt das Glück der Frauen gegründet. Zu keiner Zeit hab' ich in das Urtheil einſtimmen können, welches das Loos des weiblichen Geſchlechts dürftig und beklagenswerth ſchilt; aber ſeitdem ich ein Kind an meinem Herzen nährte, kam es mir lächerlich und ungereimt vor. War ich nicht überſchwenglich reich? war ich nicht ſelig in dieſem Beſitz? oder konnt' ich mir denken, daß der ſtolzeſte Mann mit den unbeſchränkteſten Anſprüchen reicher oder glücklicher ſeyn könnte? Gewiß iſt die Klage, die das Loos der Frauen gegen die Männer verkürzt glaubt, weder vernünftig noch

fromm; ſondern ein Ausbruch innrer Ver⸗
worrenheit oder einer Neigung zur Parado⸗
xie, die nur dann in einem weiblichen Herzen
Wurzel faſſen wird, wenn es ſich von dem
Wege der Natur in fremdartige Verhält⸗
niſſe verirrt. Recht wohl fühl' ich zwar,
wie herrlich das Loos eines Mannes iſt, der
mit der Kraft ſeines Geiſtes weit in die Welt
greift, die Herzen der Völker lenkt, den
Staat durch Geſetze ordnet, das Recht mit
unerſchrockner Gewiſſenhaftigkeit handhabt,
oder die Gränzen des Vaterlandes gegen un⸗
gerechte Erobrer vertheidigt. Wahrhaftig,
ein Weib wäre ſehr unglücklich, wenn es
die Größe des Mannes in dieſen Verhältniſ⸗
ſen, wenn es die Herrlichkeit ſeines Berufs
nicht fühlte, und wenn es den nicht bewun⸗
dern könnte, der dieſen Beruf mit unge⸗
wöhnlicher Krafe und Treue erfüllt. Dieſe
Bewunderung iſt von der Natur ſelbſt gebo⸗
ten; ſie iſt ein Bedürfniß unſers Herzens,

deſſen Befriedigung zu unſern edelſten Genüſſen gehört; ein Zoll, der uns bereichert, indem wir ihn darbringen. Aber nie ſoll dieſer Genuß durch die verkehrte, armſelige Misgunſt verwirrt werden, der in der Klage über die Zurückſetzung des Weibes liegt, weil es nicht auch an das Ruder des Staates, oder an die Spitze eines Heeres geſtellt werde; eben als ob der Löwe klagen wollte, daß er nicht mit dem Adler zur Sonne ſteigen, oder der Adler, daß er ſich nicht mit dem Delphin in die Tiefen des Meeres ſenken könne. Wie groß auch eine Kraft ſey, immer ſind ihr durch die Natur der Dinge Gränzen geſetzt, und ein grenzenloſer Wille, der Alles an ſich zu reißen trachtete, wäre wohl eher eine Verdammniß zu nennen, als daß wir ihn beneiden könnten. Allerdings ſind die Grenzen der männlichen Kraft etwas weiter, die der weiblichen Thätigkeit etwas enger geſteckt; aber wie nicht in der

Menge der Güter der Reichthum beſteht, ſondern in ihrem Gebrauche; ſo iſt auch die Stellung eines Menſchen nicht nach der Menge der Gegenſtände zu ſchätzen, die ſich ſeiner Thätigkeit darbieten, ſondern nach der Geſinnung, mit welcher er ſeine Kräfte anwendet. Eine gewiſſenhafte Frau findet in den Gränzen ihres Hausweſens, wie eng dieſe auch immer gezogen ſeyn mögen, wenn ſie ihrer Pflicht nach leben will, der Beſchäftigung genug; und wenn dieſe Beſchäftigungen auch von andrer Art ſind, als die männlichen, und dieſen nach gewöhnlicher Schätzung nachſtehn, ſo haben doch beyde, wenn ſie von dem rechten Sinne beſeelt ſind, kein anderes Ziel, als das, was ihnen obliegt, auf das Beſte zu thun. Ueber die Geringfügigkeit der Gegenſtände aber, die der Hausfrau obliegen, kann ſie ſich damit tröſten — wenn ſie anders eines Troſtes bedarf — daß auch der gröſzte und wunder-

barſte Bau aus unendlich vielen, zum Theil ganz ſchlechtem Stoffe zuſammengekittet wird. — Aber ſo ein Bau, kann man ſagen, iſt doch in ſeinem Ganzen ein Werk großer Geiſteskraft und dauert für die Ewigkeit, oder was man ſo nennt —, während der Strumpf, den Du heute Deinem Manne angemeſſen, oder vollendet zu der übrigen Wäſche gelegt haſt, oder das Kleid, das Du jetzt für Dein Kind zuſchneideſt und zuſammennähſt, Deinem Geiſte wenig zu thun gibt, und nach kurzer Friſt bis auf den letzten Faden verſchwunden iſt. Das iſt allerdings wahr, und noch mehr als das; und doch iſt es für einen geſunden Sinn nichts weniger als niederſchlagend oder demüthigend. Auch in das Leben der größten Menſchen webt ſich zwiſchen das Große, was ſie thun und ſinnen, unendlich viel kleines und unbedeutendes ein, das eben ſo ſchnell vergeht, als mein Strumpf; nur mit dem Un-

terſchiede, daß ſie es nicht mit der Freudigkeit und ſtillen Genüge thun, welche die Frau bey ihrem harmloſen Geſchäfte fühlt. Denkt ſie nicht bey dem, was ſie für ihr Kind ſchneidert, ohn' Unterlaß an den kleinen freundlichen Schelm, dem das auch wieder ganz allerliebſt ſtehn wird? oder kann ſie einen Stich thun und eine Maſche knüpfen, ohne daß ſie in Gedanken mit dem Engel plaudert? — Und da die Zufriedenheit ihres Mannes, das Wohlſeyn ihrer Kinder, das Gedeihen des ganzen Hausweſens an ihrer Ordnungsliebe, an dem Fleiße und der Beſonnenheit hångt, mit der ſie auch für das Kleinſte ſorgt, ſo gibt ja das auch dem Kleinſten einen Werth, und veredelt, wenn ich ſo ſagen darf, das geringfügigſte Geſchåft. Einer guten Hausmutter muß ihr Haus wie ein Tempel ſeyn, den ſie als Prieſterin mit Andacht ſchmückt, immer mit dem erquickenden Gedanken an den Beyfall

und die Heiterkeit ihres Mannes — des Gottes in dieſem Tempel — dem ſie gern Schlaf und Bequemlichkeit opfert, um alles Störende von ihm zu entfernen, alles Erfreuende, was in ihren Kräften liegt, um ihn zu verſammeln. Ich könnte hierüber noch Vieles ſagen, worin gewiß das Herz der meiſten Frauen und Mütter ſtimmen würde; aber ich will nur noch Etwas hinzuſetzen. Der Mittelpunkt alles Glücks, ja, aller Tugend und Tüchtigkeit einer Frau iſt die Liebe, die ſie zu ihrem Manne trägt. Aus dieſem Mittelpunkte geht Licht und Wärme in ihr Leben aus. Für ihn zu wirken, und für die, welche ſein und ihr ſind, das iſt der Kreis ihres Berufs; und das Ziel ihrer Wünſche iſt des Mannes und der Kinder Gedeihn. Ein heiterer Himmel macht das Herz jedes Menſchen heiter; der Himmel einer Frau aber iſt ihres Mannes Liebe. An ſeiner Zufriedenheit nährt ſich die ihrige

Wenn ihm wohl in ſeinem Hauſe iſt, wenn er ihre reinlichen Kinder lobt, ihrer Einigkeit ſich freut und zu ihrem Fleiße lächelt; wenn ſie ihm in der vollen Truhe das Garn zeigen kann, das ſie an den langen Abenden geſponnen, das Linnen, das ſie hat weben laſſen, und zur künftigen Ausſteuer für die kleinen Töchter zuſammenſpart, und er ſie dann lächelnd küßt, und ſagt: Du biſt doch mein braves Weib! — da gibt es keinen Männer-Ruhm, den ſie dem ihrigen vorziehen, keine Ehre des öffentlichen Lebens, die ſie gegen die ihrige eintauſchen möchte. —

* * *

Die Stimmung, in welcher ich mich während der letzten Monate meiner Schwangerſchaft befunden hatte, ſo traurig ſie geweſen war, wirkte überaus wohlthätig nach. Ich hatte in dieſer Zeit mein Innres ſo

durch und durch erforſcht, ich hatte meine Schwächen und Mängel ſo deutlich erkannt, auch das Unzuſammenhängende des Guten, das in mir ſeyn mochte, war mir ſo klar vor die Augen getreten, daß ich erſt jetzt mit rechter Sicherheit an mir ſelbſt arbeiten konnte. Ich war jetzt Mutter; eine große und heilige Pflicht war mir auferlegt. Konnte ich mit Vertrauen und gutem Gewiſſen mein Kind erziehen, wenn an mir ſelbſt noch ſo Vieles zu beſſern war? Dieſer Gedanke weckte eine neue Kraft in mir auf. Er erwachte mit mir, und ging mit mir ſchlafen; und wenn ich ſeit jener Zeit etwas an ſittlicher Bildung gewonnen habe, ſo bin ich es dieſem Gedanken ſchuldig, oder vielmehr dem, der dieſen Gedanken in meiner Seele entſtehen ließ. Auch das vergaß ich nie, daß ich geglaubt hatte, am Rande des Grabes zu ſtehn, und daß es eben dieſer Glaube geweſen war, der mich zu beſſerer

Erkenntniß meiner ſelbſt, zu frömmern Vorſätzen und zu größerer Demuth vor Gott geleitet hatte. Ich hatte das Grab offen zu meinen Füſſen geſehn; Furcht und Hofnung waren mir aus ſeinem ſchaudervollen Dunkel emporgeſtiegen; und wenn es ſich jetzt wieder geſchloſſen hatte, wenn die Kluft, die das Leben von der Ewigkeit trennt, mir wieder etwas ferner gerückt war, ſo war das doch, auch wenn ich die höchſten Stufen des Alters erſtieg, immer nur auf eine kurze Zeit. Der Tod hatte furchtbar vor mir geſtanden; alle Blüthen des Lebens waren mir vor ſeinem Anblick verwelkt; ich hatte in den ſchlimmſten Augenblicken alle meine Kraft gebrochen, allen meinen Muth vernichtet gefühlt. Indem ich jetzt erkannte, daß ich nicht aufhören dürfte gegen dieſe lähmende Furcht zu kämpfen, fing ich an einen Ausſpruch meines Vaters zu verſtehn, welcher bisweilen ſagte, daß die rechte chriſtliche

Freyheit aus der Ruhe hervorgehe, mit der man an den Tod denke, und daß Niemand hoffen könne, die Welt zu überwinden, der nicht den Tod überwunden habe. Unter allen Aufgaben der Religion iſt dieſe wohl die ſchwerſte, und obſchon ich ſie mir noch täglich vorlege, und mich täglich in ihrer Auflöſung übe, ſo will ich doch nicht leugnen, daß ich in dem entſcheidenden Augenblicke weit mehr auf die Hülfe der göttlichen Liebe, als auf die Stärke meiner Vorſätze oder die Wirkſamkeit meiner Uebungen hoffe. Ich will hier eines Gefühles erwähnen, das in dieſer Beziehung wohl der Bemerkung nicht unwerth iſt. Oft ſtieg mitten in einer großen Freudigkeit der Gedanke an Tod und Grab in mir auf; aber nie kam er mir in ſolchen Augenblicken ſchrecklich vor. Ich weiß nicht, ob es das Licht der Freude war, das auch in dieſes Dunkel drang, und es mit heitern Farben umzog; oder, was ich lieber

glaube, ob die Freudigkeit, die wie ein Strahl des Himmels in unſer Herz fällt, das Gemüth durch ein Geheimniß unſrer innerſten Natur mit einer frommen Sehnſucht nach der Quelle aller Freude und Seligkeit erfüllt, und uns eben dadurch über die Schreckniſſe des Grabes hinweghebt. Was aber auch immer die Urſache ſeyn mag, ſo hab' ich aus dieſem Gefühle die Ueberzeugung geſchöpft, daß die Freudigkeit, die aus einem reinen Herzen quillt, ein Unterpfand und Vorgefühl der Seligkeit iſt, die uns jenſeits des Grabes erwartet, und ich höre nicht auf, die Fülle der göttlichen Liebe zu preißen, die uns in der frommen Erhebung zu ihr ein beglückendes Mittel gegen das geboten hat, wovor unſre Natur am meiſten zurückbebt.

Erinnerungen
aus
dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Drittes Buch.

Das Rittergut in Mainau hat vormals einer adlichen Familie gehört, die ihren Nahmen davon führt. Die ältern Beſitzer hatten hier gewohnt; ſie waren die Wohlthäter des Dorfes geweſen, und hatten ſich ſelbſt bey der eignen Bewirthſchaftung ihrer ſchönen Grundſtücke wohl befunden. Späterhin zog der Schimmer des Hofes ſie an. Sie tauſchten ihre Unabhängigkeit gegen eine glänzende Knechtſchaft um, dienten, ſtatt zu herrſchen, verſchwendeten, ſtatt zu ſammeln. Ihr alter Reichthum floß in die Hände ungetreuer Verwalter und wuchernder Gläubiger. Auch der alte Familienſitz konnte nicht länger behauptet werden, und ging an den reichen Kaufmann über, deſſen Söhne ihn noch jetzo beſitzen.

Einige Jahre vorher, ehe dieſes geſchah, kam der Sohn des Oberjägermeiſters von Mainau ziemlich unerwartet auf das Gut, das ſeit einer Reihe von Jahren keinen ſeiner Herrn geſehen hatte. Er wollte, wie es hieß, ſeine Geſundheit auf dem Lande herſtellen; doch erfuhr man ſpäterhin, daß einige Kränkungen, die er erfahren, und zerrüttete häusliche Verhältniſſe ihn von dem Hofe, wo er Kammerherr war, vertrieben hatten. Die Ankunft dieſes jungen Mannes war in Mainau eine Begebenheit von Wichtigkeit. Der ſchöne Wagen, in welchem er angekommen war, die Pferde, die er mitgebracht hatte, die prächtigen Livreen ſeiner Bedienten und Jäger, und die Bewegung, die jetzt auf dem Schloſſe herrſchte, waren in den erſten Tagen der Gegenſtand aller Geſpräche im Dorf. Ihn ſelbſt hatten nur wenige geſehn, und auch dieſe nur von fern, wenn er in ſeinem Garten auf und ab

gegangen war; geſprochen hatte ihn Niemand; denn er verließ das Haus nicht, und hatte mit keinem Menſchen Verkehr. Man kann leicht glauben, daß die Neugierde hierdurch von Tag zu Tag mehr geſpannt wurde; und manche behaupteten, daß ſich die Frauen in dieſen Tagen mehr als ſonſt Geſchäfte auf dem Edelhofe gemacht, und öfterer, als nöthig geweſen, ihren Weg bey dem Schloſſe vorbey genommen hätten. Aber es hatte ihnen nichts geholfen.

Jetzt war nun die Neugierde auf den Sonntag geſpannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß der Gutsherr in die Kirche kommen, und den Gottesdienſt abwarten würde, wie das jedem guten Chriſten zukomme, und von ſeinen Vorfahren immer beobachtet worden ſey. Als nun der Sonntag kam, war die Kirche etwas früher als gewöhnlich voll, und man konnte bemerken, daß die Frauen und Mädchen ihren beſten Anzug gewählt,

ein neueres Halstuch umgehängt, oder ein helleres Band auf die Haube geſteckt hatten. Aber ach! der Gottesdienſt ging an und Niemand erſchien. Die Predigt wurde mit einiger Zerſtreuung angehört; das Lied wurde geſungen, und als Sebaſtian hinter dem Altar ſtand und den Segen ſprach, ließen ſich vom Kirchhofe her Tritte von Pferden hören, und ein Bellen von Hunden und das Hallo der Jäger. Alles fuhr auf. Das wilde Getös ging rund um die Kirche her, und verlohr ſich erſt, als der Segen geſprochen war, und das Final der Orgel die beſtürzte, unruhige Gemeinde entließ.

Der Edelmann war nemlich auf den Einfall gerathen, den heitern Herbſttag zu benutzen und auf die Jagd zu reiten. Daß es Sonntag war, kümmerte ihn nicht, oder er dachte nicht daran; denn am Hofe, wo jeder Tag ein Feſt- und Feyertag iſt, mag man ſich um den armſeligen Unterſchied des

gemeinen Kalenders wenig kümmern. Nun hatten die Hunde in der Nähe des Dorfes einen Haſen aufgetrieben, der ſeine Zuflucht auf dem Gottesacker geſucht, und zweymal um die Kirche gelaufen war. Der Junker und ſein Gefolge war ihm über die Gräber nachgeſprengt; und als die Gemeinde heraus auf den Kirchhof trat, ſah ſie Alles von den Hufen der Pferde zerſtört, mehrere Kreuze umgeſtürzt, die Blumen, die um ſie her gepflanzt waren, niedergetreten, das friſch aufgeworfne Erdreich der Hügel zerſtreut. Die Beſtürzung, der Unwille war groß. Solche Entweihung des Sonntags, ſolcher Frevel an der geweihten Stätte war in Mainau unerhört; ja, Niemand hätte ihn nur für möglich gehalten. Die ganze Gemeinde blieb auf dem Kirchhofe ſtehn, beſah mit Erſtaunen, was geſchehn war, und machte ihrem Unwillen durch Worte und Geberden Luft. Sebaſtian ſah ſtumm und bekümmert in

die Verwüſtung hinein. Da das Murren ſtieg, ſagte er: Geht jetzt ſtill und ehrbar nach Hauſe, ihr guten Leute! Es wird dergleichen nicht mehr geſchehn; aber geht jetzt in Gottes Nahmen und mir zu Liebe. — Da ging denn Einer nach dem Andern; aber zögernd blieben ſie immer wieder ſtehen, und ſahen ſich Kopf ſchüttelnd nach der Zerſtörung ihres Gottesackers um. Nur den Küſter und den Todengräber behielt Sebaſtian zurück, damit ſie die umgeworfenen Kreuze wieder an ihrer Stelle befeſtigten, die niedergetretenen Hügel ordneten, und auch an den Blumen, ſo gut es gehn wollte, den Schaden verbeſſerten. Bey dieſer Anordnung ſchien er ganz gelaſſen; als wir aber nach Hauſe kamen, ließ er ſeinem Unwillen freyen Lauf. Er wolle gern glauben, ſagte er, daß die Störung des Gottesdienſtes nicht beabſichtigt geweſen; aber es ſey unverantwortlich, den Tag der Andacht und

Ruhe mit einer tobenden Jagd zu begehen, und nicht nur ſelbſt die kirchlichen Anordnungen zu verachten, ſondern auch Andre durch ſchlechtes Beyſpiel zu ihrer Verachtung einzuladen. Ich weiß wohl, fuhr er fort, daß ich von meiner Kanzel herab einem hochgebildeten und vielkundigen Herrn nichts Neues lehren kann; aber denkt er auch immer an das, was er weiß? weicht er nicht vielleicht der Erinnerung daran aus, weil ſie ihm läſtig iſt? — Und iſt wohl irgend ein Menſch ſo hoch gebildet, der nicht oft äußerer Anregungen bedürfte, um auf dem guten Wege nicht ſtill zu ſtehn? oder bedürfen nicht die ſolcher Anregungen am meiſten, die in der Verwirrung der Welt, in dem Andrange der Zerſtreuungen, bey den Reizungen der Eitelkeit und aller möglichen Sinnenluſt leider an Alles andre eher, als an das Heil ihrer Seele zu denken Veranlaſſung haben? Auf dem ſchlüpfrigen We-

ge, den dieſe Beneideten und ſo wenig Beneidenswerthen gehen, haben ſie den Stab der Gottesfurcht warlich nöthiger, als der Landmann auf ſeinem ſchlichten Pfade; und es iſt wohl immer noch wenig, wenn man von ihnen verlangt, daß ſie ſich doch alle acht Tage Einmal vor Gott demüthigen, ihrer Pflichten erinnern und als Glieder der Kirche Chriſti in der Gemeinde erſcheinen ſollen, um an die Rechenſchaft zu denken, die ſie einſt, ſo gut als der geringſte Mann, von der Anwendung ihrer Zeit ablegen müſſen?

Während Sebaſtian noch ſo ſprach, traten die Aelteſten der Gemeinde bey ihm ein, und brachten an, daß der heutige Vorfall, wie ſchon auf dem Kirchhofe gezeigt, allgemeines Murren verurſacht habe; daß die Leute noch überall zuſammenſtänden und ſich mit einander beſprächen; daß die Frauen insbeſondere über die Zerſtörung der Gräber weinten, und einige Männer dadurch ſo in

Harniſch gebracht hätten, daß ſie ſich vermäßen, wenn je wieder ſo etwas, oder etwas ähnliches geſchähe, dem Junker die Hunde tod zu ſchlagen, und ihn ſelbſt mit ſammt ſeinen Jägern vom Pferde zu werfen. — Sie bäten ihn alſo, er möchte einen Rath erſinnen, wie ſo ſchlimme Händel möchten vermieden werden.

So ſehr nun auch Sebaſtian die Gefühle der Gemeinde theilte, und ihren Zorn billigte, ſo ließ er ſich doch wenig davon merken, ſondern antwortete mit der Ruhe, mit der er jedes Geſchäft ſeines Amtes verrichtete, ſie möchten die Gemeinde durch die Verſicherung beruhigen, daß er ſchon auf wirkſame Mittel geſonnen hätte, ähnlichen Ereigniſſen vorzubeugen. Jeder ſolle nach Hauſe gehn, und den ſchönen Sonntag nicht durch ausgelaſſene Reden entweihen, die auch nicht lobenswerther wären, als ausgelaſſene Handlungen. „Der Kirchhof, ſetz-

te er hinzu, wird jetzt ſchon wieder in Ordnung gebracht, und ich denke, den nächſten Sonntag ſoll keine Spur der Verwüſtung mehr darauf zu finden ſeyn."

Mein Mann entſchloß ſich nun ſogleich, den folgenden Morgen auf das Schloß zu gehn, und den Edelmann auf die möglichen Folgen ſeiner Art von Sonntagsfeyer aufmerkſam zu machen. „Es iſt freylich nicht gut, ſagte er, daß ich ihn ſo gar nicht kenne, und nicht einmal geſehen habe, ſo daß ich eigentlich nichts bey mir feſtſetzen kann, ſondern Alles dem Zufall oder einer glücklichen Eingebung überlaſſen muß. Aber ich denke doch, daß es mir bey einer ſolchen Berufsſache nicht wohl fehlen kann."

Nachdem dieſer Entſchluß gefaßt worden war, wurde Sebaſtian wieder ganz heiter, und that nun der verdrüßlichen Sache keine Erwähnung mehr. Den Abend brachten wir im Garten zu. Ich hatte mich auf

die Bank vor der Hinterthür niedergeſetzt, um mich der Ausſicht auf die Berge zu freuen, die ihren rothen und gelben Herbſtſchmuck in die letzten Strahlen der Sonne tauchten, und mit ihrer Krone von goldnen Abendwölkchen das anmuthige Thal wie ein Diadem umgaben. Mein kleiner Andreas spielte zu meinen Füſſen mit den Kieſeln im Wege; Sabine lag unter dem Tuche verſteckt ſchlummernd an meiner Bruſt; mein Mann machte ſich im Garten zu thun; da kam auf einem ſchönen und ſtolzen Pferde ein blonder Reiter in einfachem blauen Rock um die Ecke herum, Schritt vor Schritt, ernſt vor ſich nieder ſehend, und wie in tiefen Gedanken. Ein Jäger ritt hinter ihm. Ich konnte nicht zweifeln, daß es der Edelmann ſey. Das Herz ſchlug mir bey ſeinem Anblick. Ich griff nach Andreas, um ihn aufſtehn zu laſſen, und dann durch die Thür in den Garten zu entweichen. Meine Bewegung erreg-

te die Aufmerkſamkeit des Reiters. Er ſchlug ſeine blauen Augen auf, und grüßte mich im Vorüberreiten, indem er mich aufmerkſam zu betrachten ſchien; dann, nachdem er einige Worte mit ſeinem Jäger geſprochen hatte, ſtieg er ab, übergab jenem das Pferd und kam auf mich zu. —

Die Annäherung des Mannes, den ich mir ſeit dem Vorfalle von dieſem Morgen wie ein wüſtes Schreckbild dachte, machte mich unbeſchreiblich beſtürzt. Ich erhob mich ſchnell mit meinem ſchlummernden Kinde, und würde, ungeſchickt genug, in den Garten entſchlüpft ſeyn, hätte mich nicht Andreas zurückgehalten, der ſich nicht von dem Anblicke der Pferde trennen konnte. So ſtand der Kammerherr vor mir, während ich noch die Thür in der Hand hielt, nannte meinen Nahmen, und bat um Entſchuldigung, daß er mich hier mit ſeiner Begrüſſung überraſche. Ich weiß nicht mehr, was

ich antwortete, aber die gefällige Geſtalt des Mannes, ſein ſichres Benehmen, der angenehme Ton ſeiner Stimme — Alles das überwand die frühere Vorſtellung. Die Furcht war verſchwunden, wenn auch ſchon der Unwille blieb. Ich öffnete ihm die Thür, indem ich ſagte, er werde meinen Mann im Garten finden; und da er ſtehn blieb, und meine Begleitung erwartete, nahm ich meinen Knaben bey der Hand und folgte ihm nach. Auf dem Wege ſprach er ſehr freundlich, lobte und liebkoßte das Kind auf meinem Arm, ſcherzte mit Andreas, bezeigte ſein Wohlgefallen über die Einrichtung des Gartens, die ſchönen Blumen, das Gemüs. Oft blieb er ſtehn, beſah Dieſes und Jenes, fragte mich über Manches, und wußte ſo geſchickt Rede an Rede zu knüpfen, daß mein Mann, der eben im Gebüſche Etwas zuſammenband, nicht wenig verwundert war, mit welcher fremden Stimme ich

doch ſo im Geſpräche ſeyn möchte. Als wir ihm zu Geſicht kamen, und ich ihm den Kammerherrn angekündigt hatte, ließ mein Mann ſeine Arbeit ſtehn, und trat dem Beſuchenden etwas befremdet entgegen; aber eh' er ihn noch begrüſſen konnte, ſagte der Kammerherr: Ich habe Etwas bey Ihnen gut zu machen, und ich habe mich deshalb zuerſt hier an dieſe liebe Frau gewendet, um meine Fürſprecherin zu ſeyn. Sie verſagen mir es doch nicht, fuhr er, zu mir gewendet, fort? Auch dieſer Kleine mag für mich bitten. — Dabey nahm er den Andreas auf den Arm und trat meinem Manne einige Schritte näher. — Ich habe heut früh Ihre Andacht geſtört. Es iſt wider meinen Willen geſchehn. Ich glaubte, die Kirche ſey aus, oder, um die reine Wahrheit zu ſagen, die Reiſe hierher hat meinen Kalender in Unordnung gebracht, und ich wußte nicht, daß es Sonntag war. Sie zürnen

mir doch nicht mehr, lieber Herr Paſtor? ſetzte er hinzu, indem er ihm die Hand reichte. Ich werde mich künftig beſſer nach der Ordnung des Landes fügen. —

Die freundliche Art, mit der er dieſes alles ſagte, und die Sicherheit in ſeinem Weſen, die kein Mislingen zu fürchten ſchien, ohne doch im geringſten wie Anmaaßung auszuſehn, verfehlte ihre Wirkung nicht. Sebaſtian, dem dieſes Entgegenkommen recht nach Wunſch war, dankte ihm nach ſeiner herzlichen Weiſe für die gegebne Erklärung, ohne ihm die Unruhe zu verbergen, die das ſo ungewöhnliche Ereigniß in der Gemeinde verurſacht hatte. Es iſt überhaupt hier ein gar ſtilles Leben, ſetzte er hinzu; aber Sonntags kehrt Jeder ſeine Gedanken auf ſich, und ſinnt, ſo viel er kann, ſtill über das nach, was ihm Noth thut; und da iſt ihnen jedes Geräuſch zuwider. — Der Kammerherr lächelte, und indem er

ſchnell von der verdrüßlichen Sache abbrach, fragte er nach ländlichen Dingen, nach den Umſtänden der Einwohner und mehrerm dergleichen; und nachdem er ohngefähr eine halbe Stunde verweilt hatte, nahm er mit der Verſicherung Abſchied, daß er ſich der neuen Bekanntſchaft ausnehmend freue.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß wir uns an jenem Abend mit etwas leichte- rem Herzen zu Tiſche ſetzten, als am Mit- tag geſchehen war. Sieh, Sebaſtian, ſag- te ich, ſo hat es ja der Himmel doch noch beſſer eingerichtet, als wir erwartet hatten, und Dich des verdrüßlichen Ganges überho- ben, den Du vorhatteſt. Wie ſollte man es aber nur für möglich halten, daß ein ſo feiner und dem Anſchein nach ſo geſitteter Mann ſo wüſte Dinge thun könne?

Es iſt ein eignes Weſen mit dieſen Welt- leuten, verſetzte Sebaſtian. Sie vereinigen Dinge in ſich, die ganz unvereinbar ſcheinen,

und in ihnen doch recht verträglich bey einander wohnen. Die Gewalt, die ſie ſich anzuthun gelernt haben, hält auch das Unförmlichſte, wenn es gilt, in den Schranken und Grenzen einer gefälligen Form, und oft bedeckt ihre ruhige Haltung und die heiterſte Miene ein Chaos tobender Leidenſchaften. Bewundern muß man das auch, ob man ſich ſchon nicht eben darüber freuen kann; da ja Alles, was mit einer ſichern Virtuoſität getrieben wird, auf Bewunderung Anſpruch macht. Mag man auch noch noch ſo wenig Vertrauen zu den innern Geſinnungen eines ſolchen Mannes haben, ſobald er ſpricht, verfehlt er ſelten ſeinen Zweck. Er beredet uns wohl gar ihm alle die Tugenden zuzutrauen, von denen wir doch das Gegentheil wiſſen, und den Glimmer des Goldes, der auf der Oberfläche ſpielt, für das gediegene Metall zu halten. Ueber unſern Edelmann will ich noch nicht

urtheilen. Ob er ſein Unrecht erkennt und fühlt, weiß ich nicht; für jetzt iſt es genug, daß er es ein Unrecht genannt hat, und daß wir wahrſcheinlich vor åhnlichen Unbilden geſichert ſind. Dieß iſt mir eine große Beruhigung. Was er außerdem von der Freude an unſrer Bekanntſchaft und ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen rühmt, achte ich wenig. Es iſt eben auch nur eine vornehme Redensart, bey der man ſich ſo wenig, als bey einem „gehorſamſten Diener" denken darf.

Ich war nicht ganz ſo unglaubig als Sebaſtian; und als am nächſten Morgen der Gärtner vom Edelhofe mit einem ganzen Kaſten von friſch ausgehobenen Blumenſtöcken erſchien, und meldete, daß er Befehl habe vom gnädigen Herrn, dieſe Blumen auf den Kirchhof zu pflanzen, ſagte ich ganz erfreut: Er meint es doch wohl aufrichtig! Warum ſollten wir ihm nicht

glauben? — Immer ſehen doch die Leute, erwiederte Sebaſtian lächelnd, daß er es nicht eben böſe gemeint hat, und das Unbedachte wieder gut machen will. Das wird nicht ohne Wirkung bleiben und die Gemüther beſänftigen.

*
* *

Der Kirchhof war jetzt wieder hergeſtellt, und ſchöner als je geſchmückt, ſo daß, als der Sonntag kam, Jeder, der darüber ſchritt, ein Weilchen ſtill ſtand, und ſich der ſchönen reichlichen Blumenflor, der wohlgeordneten Hügel, und der reinlichen Wege dazwiſchen erfreute. Der Groll gegen den Edelmann war faſt ſchon aus allen Herzen gewichen; und als er beym Anfange des Gottesdienſtes gar ſelbſt in dem Herrenſtande erſchien, und die geſtickte Uniform und das Ordenskreuz an der Bruſt in die Kirche hineinſchimmerte, da kam die Ge-

meinde faſt ſo ſehr aus der Andacht als acht Tage vorher. Auf meinen Sebaſtian wirkte die Gegenwart des vornehmen Zuhörers anders. Er predigte ſo einfach, wie immer; aber ſein Gemüth ſchien bewegter, und der Ton ſeiner Stimme war noch milder als ſonſt. Er ſagte mir nachher, die Gegenwart des prunkenden Weltmannes habe ihm ſeine einfache arme Gemeinde noch lieber gemacht, und er habe mit rechter Freudigkeit gefühlt, daß er ihr angehöre, und nicht der großen Welt. — Da drückte ich ihn in meine Arme und ſagte: Was könnte uns auch die Welt geben, das uns theurer wäre als die Liebe, die wir hier täglich erfahren.

An dieſem Tag kam der Kammerherr wieder zu uns. Er fand mich allein. Sebaſtian war zu einem Kranken gegangen. Andreas ſtand vor mir, und hatte ein Buch auf meine Knie gelegt, worinn ich ihm Bil-

der erklårte; Sabine lag neben mir ſchåkernd in der Wiege und wollte nicht einſchlafen. — Immer die liebe heitre Mutter unter ihren Kindern, ſagte der Kammerherr, indem er die Thůr hinter ſich zuzog. Was Sie fůr liebliche Kinder haben! Kein Wunder! Sie haben ihnen das ſchönſte Erbtheil ſogleich beym Eintritte in das Leben mitgegeben, ohne doch ſelbſt das Mindeſte dabey einzubůßen. In der That, man muß mehr als privilegirt ſeyn, um, mehr als Einmal Mutter, und doch ſo blůhend, ſo jugendlich, ſo jungfråulich, möcht' ich ſagen, zu ſeyn! — Ich weiß nicht, erwiedert' ich lächelnd, was ich auf dieſe ſchönen Dinge antworten ſoll. Eine Mutter findet ihre Kinder immer recht hůbſch; ſie möchte ſie nicht anders haben, als ſie ſind; und die meinigen ſind mir darum wohl noch lieber, weil ſie ſo ſehr ihrem Vater gleichen. — Ihrem Vater? ſagte der Kammerherr.

Mit Ihrer Erlaubniß, das finde ich nicht ſo. Dieſe Kleine vielleicht noch am erſten; aber der junge Herr hier — wie nennen Sie ihn? — Andreas? — Aber warum Andreas? — Es iſt der Nahme ſeines Großvaters — So? Nun gleichviel; dieſer Andreas hier iſt ganz Ihr Ebenbild. Er hat Ihre Augen, Ihren Mund, Ihr Kinn — Alles. — Bey dieſer Muſterung hatte ſich der Kammerherr vor dem Knaben niedergekauert, hielt ihn an beyden Armen und ſah bald ihm bald mir in's Geſicht. — Ihre Augen, fuhr er fort, möchten vielleicht noch etwas dunkler ſeyn. — Dabey erhob er ſich ein wenig, um mir beſſer in die Augen zu ſehn. Ich beugte mich zurück, indem ich die eine Hand vor die Augen hielt, die andre vor mich hin ausſtreckte. Raſch ergriff er die ausgeſtreckte Hand und küßte ſie. In dieſem Augenblicke trat Sebaſtian herein. Ein Wölkchen von Un-

zufriedenheit ſchien über des Kammerherrn Stirn zu fliegen; aber mit einer ſchnellen Wendung ſich an den Eintretenden richtend, ſagte er: Ich war eben im Streit mit Ihrer allerliebſten Frau — In der That, lieber Paſtor, Sie haben ſehr angenehme, ſehr heitre Kinder! — Da behaupt' ich nun, daß ſie mehr der Mutter als Ihnen gleichen. Aber weshalb ich eigentlich komme, iſt Ihnen für die Unterhaltung von heute Morgen zu danken. Sie haben die rechte Weiſe, mein Beſter. Unſre ſchläfrigen Prediger in der Reſidenz haben mich ganz vom Kirchengehn entwöhnt. Wahrhaftig ich glaube, ich bin ſeit Jahren in keine Kirche gekommen; aber Sie können mich wieder fromm machen. Ich gebe Ihnen meine Bekehrung in die Hände.

Die leichtſinnige Weiſe, mit welcher der Kammerherr dieſes ſagte, das Lachen, mit dem er ſeine Worte begleitete, indem er

ſeine Blicke immer auf mich richtete, wäh⸗ rend er doch mit meinem Manne ſprach, das ſchnelle Ueberſpringen von der geringfügig⸗ ſten Sache zu der wichtigſten, Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nicht beſchreiben kann. Ich hatte nie auf eine ſolche Weiſe ſprechen hören. War das die Sprache der vornehmen Welt? war es nur die Verkehrtheit eines Einzigen, der ſich auf ſolche Weiſe kund thut? Ich hatte auf keine Weiſe Luſt mehr zu hören, ſon⸗ dern nahm, meinen Andreas an der Hand, Sabinen auf den Arm, und verließ unter einem unbedeutenden Vorwand das Zimmer.

Dieſe Beſuche kamen jetzt immer öftrer, und die Zurückhaltung, mit der wir ſie an⸗ nahmen, ſchreckten den kecken Edelmann nicht. Der Ueberlegenheit gewiß, die ihm ſein Stand und ſeine Uebung im Weltge⸗ brauch gab, nahm er unſre Kälte für

Schüchternheit, und mochte hoffen, durch freundliche Herablaſſung darüber obzuſiegen. In ſeiner Unterhaltung befließ er ſich größerer Behutſamkeit; nur ſelten erwähnte er geiſtliche Dinge, und dann immer — wenn auch nicht mit Achtung, doch ohne Verlezzung des Anſtandes. Immer aber ſpielte ſeine Rede auf der Oberfläche, und ſprang, eben wenn man hoffte, daß ſie bedeutender werden würde, zu einem andern, oft einem ganz fremden Gegenſtand über. Man fühlte keine Langeweile, wenn er ſprach; ja, das, was er erzählte, war bisweilen ergözlich genug; aber wenn man an ſein Geſpräch zurückdachte, fand man doch nichts, was man hätte feſthalten mögen. Ja, ſelbſt das, was man ergözlich gefunden hatte, erſchien bey der Wiederholung nur flach und wenig bedeutend; ſo daß man wohl ſah, nur der Vortrag und die leichte Behandlung habe ihm einen flüchtigen Schimmer

gegeben, der bey der leiſeſten Berührung verflog.

Daß übrigens die Beſuche des Kammerherrn weniger meinem Manne, als mir galten, wurden wir nur allzubald inne. Unaufhörlich war er mit mir und meinen Kindern beſchäftigt. Seine Rede richtete er faſt ausſchließend an mich, und wenn meine Antworten karg und ſparſam fielen, ſuchten mich wenigſtens ſeine dreiſten Blicke heim. Faſt täglich ſchickte er mir Blumen aus ſeinen Gärten, auserleſne Früchte aus ſeinen Gewächshäuſern, oft auch Etwas von der Beute ſeiner Jagd. Bisweilen bat er ſich bey uns zu Tiſche, oder lud uns zu ſich ein; und wenn ich dann an ſeiner Seite ſaß, flüſterte er mir Schmeicheleyen zu, die ich, wenn ich Luſt hatte, für Erklärungen annehmen konnte. Dieſe Zudringlichkeiten wurden mir von Tag zu Tag mehr zuwider. Ich entzog mich ihnen, ſo oft ich

nur konnte; und da dieſes nicht immer mög=
lich war, ſo that ich, mit der Gefahr ein=
fältig zu ſcheinen, als ob ich ſein ſüßes Ge=
ſchwätz nicht hörte, oder nicht verſtände.

Wiſſen Sie wohl, ſagte er eines Ta=
ges, wo er ganz beſonders zutraulich zu
ſeyn ſchien, daß Sie mich wieder mit dem
weiblichen Geſchlechte ausſöhnen, mit dem
ich ſchon ganz zerfallen zu ſeyn glaubte?
Gäb' es noch mehr Frauen wie Sie, ſo wä=
re ich der Erſte, der das Böſe, was ich
wohl von ihnen geſagt und erfahren habe,
für ſchändliche Verleumdungen, boshafte
Uebertreibungen oder unglaubhafte Täu=
ſchungen erklärte und mich wieder als einen
treuen Ritter unter die Fahnen des ſchönen
Geſchlechtes ſtellte. Aber ach, dieſes lie=
benswürdige Geſchlecht iſt ſo ausgeartet,
daß ich in Ihnen immer eine Erſcheinung
der guten alten Zeit zu ſehen glaube, die
Jedermann preißt, ohne eben auf ihre Wirk=

lichkeit zu ſchwören, in welcher alle Frauen ſchön, und alle ſchönen Frauen gar himmliſch gut geweſen ſeyn ſollen. Die erſte dieſer Eigenſchaften findet ſich noch; da aber den Meiſten, die ſie beſitzen, die andre mangelt, und zwar meiſt um deſto mehr mangelt, je reicher ſie mit Schönheit begabt ſind, ſo dient dieſe eben nur zum Verderben, um aus der Erde eine Hölle zu machen."

Nach dieſem Eingange fuhr er fort: „Ich will nicht von meinen übrigen Erfahrungen ſprechen, welche zahlreich ſind. Sie würden ſie nicht anhören wollen. Aber von meinem Eheſtande darf ich Ihnen ſprechen. Er iſt die bitterſte von Allen, und zum Theil — warum ſoll ich es Ihnen verbergen? — die Urſache meines Hierſeyns. Und in ſo fern —" Hier hielt er einen Augenblick inne und ſah mich mit einem bedeutenden Blicke an, den ein leiſer Seufzer begleitete.

„Meine Geſchichte, fuhr er fort, iſt kürzlich folgende. Als ich meine Reiſen vollendet und eine Anſtellung am Hofe erhalten hatte, dachte ich an nichts weniger, als mich in den glücklichſten Jahren des Lebens in das Joch des Eheſtands zu fügen. Ich hatte überall in dieſem Verhältniſſe ſo unendlich viel Täuſchung, und ſo wenig gediegenes Glück geſehn, daß ich entſchloſſen war, meine Freyheit ſo lange als möglich zu behaupten, d. h. ſo lange, bis Verhältniſſe einträten, die mich veranlaſſen könnten ein Haus zu machen. Voll von dieſen Geſinnungen, beſuchte ich nach meiner Rückkehr die Schlöſſer und Landhäuſer meiner Verwanden, deren mehrere nie in die Stadt kamen; und unter dieſen zuerſt einen alten Obriſten, meinen leiblichen Onkel, der mit Frau und Tochter auf einem ſehr einträglichen Rittergute in der ſchönſten Gegend ein recht patriarchaliſches Leben führte. Bey

meiner Ankunft wurde ich von einem Diener in den Garten geführt, in deſſen Tiefe ich ein junges Frauenzimmer erblickte, das bis auf die Fingerſpitzen und Fußzehen in ein blendendes Weiß gekleidet, in einer Roſenlaube ſaß, und die Blumen, die in vollen Körben um ſie her ſtanden, mit zierlichen Fingern zu Schnuren und Kränzen wand. In ihr Geſchäft vertieft, ſah ſie vor ſich nieder; ein großer Strohhut verbarg ihr Geſicht, aber eine Fülle herrlicher Locken von dem ſchönſten Kaſtanienbraun quollen auf Stirn und Nacken hervor. Ich näherte mich langſam und leiſe; und als ſie mich gewahr wurde, erhob ſie ſich anmuthig von ihrem Sitz, und eine ſchlanke, edle Geſtalt ſtand vor mir, wie ich wenige geſehn habe. Nachdem wir uns gegenſeitig begrüßt hatten, erfuhr ich, daß ſie meine Cuſine Elmire war, die ich ſeit ihrer Kindheit nicht mehr geſehen hatte; daß ich ſehr zur rechten

Zeit käme, um den Geburtstag meines Oheims zu feyern, der eben auf den morgenden Tag fiel; und daß ſie ihre Eltern veranlaßt habe, einen Beſuch in der Nachbarſchaft zu machen, um zur Vorbereitung einiger Ueberraſchungen an dieſem Feſte freye Hand zu haben. Mein Anerbieten hierbey behülflich zu ſeyn, wurde mit der ungezwungenſten Artigkeit aufgenommen, und da ihr wegen des zahlreichen Beſuches, der zu der Feyer des Tages erwartet wurde, die Sache ſehr am Herzen lag, und ich ſo glücklich war, vollkommen auf ihre Ideen einzugehen, auch einiges Neue beyzufügen, das ihren Beyfall erhielt, ſo war ich dadurch in wenigen Stunden mehr, als ich je durch meine Verwandſchaftsrechte hätte hoffen dürfen, in der Gunſt meiner reizenden Cuſine feſt geworden. Sie war in der That ganz allerliebſt. Während wir, wie alte Bekannte, gemeinſchaftlich arbeiteten, ent-

warf ſie mir die lebendigſten Bilder von den meiſten Perſonen, die ich bey dem morgenden Feſte zu ſehen bekommen würde; und ich überzeugte mich, daß man gar nicht am Hofe gebohren und erzogen zu ſeyn braucht, um ſcharf zu beobachten, geiſtreich zu mahlen und witzig zu übertreiben. Die Zeit ging mir höchſt angenehm hin; und da auch das Feſt den erwünſchteſten Erfolg hatte, und Elmirens Anordnungen die größten Lobſprüche erhielten, ſo war es kein Wunder, daß ſie mir, als ihrem beſcheidenen Gehülfen, am Abend dankbar die Hand drückte, und daß mir die ganze Nacht hindurch Elmirens braune, geiſtvolle Augen vor der Seele ſtanden.“

„Ich hatte nur einige Stunden hier zubringen wollen, um der Pflicht der Höflichkeit Genüge zu thun; aber ich blieb acht Tage in der Nähe des ſchönen Geſchöpfs, das mich jeden Tag mit ſtärkern Banden um-

ſchlang. Am Ende dieſer Zeit waren wir, halb im Scherz und halb im Ernſt, übereingekommen, daß wir nicht ohne einander leben könnten, und überraſchten eines Tages, in einem Anfalle der lebhafteſten Luſtigkeit, Elmirens Eltern mit der Bitte um ihre Einwilligung. Das Wort überraſchen iſt hier keine bloße Redefigur. Mit ſo vielem Wohlgefallen dieſe alten Leute — bey denen ich gleich ſeit dem erſten Tage, ich weiß nicht wie, zu Anſehn gelangt war — unſer freundſchaftliches Einverſtändniß bemerkt hatten, ſo iſt es doch nicht wohl möglich, das Erſtaunen zu beſchreiben, das ſie ergriff, als ſie in dieſem Einverſtändniße Liebe, und eine zum Eheſtande führende Liebe erkennen ſollten. Der Oheim, ein lebhafter Mann, erklärte ſogleich, daß er in eine Verbindung zwiſchen ſo nahen Verwanden nimmermehr willigen würde; und ſeine Frau, ſeit langen Jahren gewohnt,

die Ausſprüche ihres Mannes blindlings zu verehren, ſetzte hinzu, ſie ſey überzeugt, daß eine ſolche, von den Geſetzen der Kirche ausdrücklich verbotene Ehe keine andere als unheilbare Folgen haben könne. Auf dieſe Weigerung waren wir nicht gefaßt, und ich brauche kaum hinzuzuſetzen, daß Leuten, die ſo verliebt waren, als wir, die Gründe derſelben ganz und gar nicht einleuchteten. Was wir aber auch vorbringen mochten, um einen Widerruf zu bewirken, es blieb ohne Erfolg. Der Beſchluß der hartnäckigen Eltern ſtand feſt, und Elmirens Thränen fielen umſonſt auf das Herz des einträchtigen Paares, das bis jetzt der zärtlich geliebten, einzigen Tochter keinen Wunſch verſagt hatte."

„Die fröhlichen Tage, die wir in der ungezwungenſten Freyheit mit einander verlebt hatten, waren nun vorbey; die benachrichtigten Eltern nahmen uns ſchärfer in die

Augen und erſchwerten uns das Zuſammen-ſeyn. Die Schwierigkeiten entflammten unſre Leidenſchaft. Wir fanden Mittel uns verſtohlner Weiſe zu ſehn, und in dieſen geheimen Zuſammenkünften verbanden wir uns durch die heiligſten Schwüre zu unverbrüchlicher Treue. Thaten folgten den Worten, und wir trennten uns mit der Gewisheit, daß keine menſchliche Macht zu hindern vermag, was zwey liebende Herzen ernſtlich wollen."

„Wenige Wochen nach meiner Abreiſe ſtarb Elmirens Vater an einem ſich wiederholenden Schlagfluſſe, indem er in ſeinen letzten Augenblicken nichts beklagte, als ſeine Tochter nicht verheirathet zu ſehn. Elmire glaubte dieſen Moment benutzen zu müſſen, um ihre Wünſche noch Einmal geltend zu machen; aber auch dieſesmal ohne Erfolg; ſein Beſchluß ſtand in dieſer Sache unerſchütterlich feſt. Und da wir

auch immer vergeblich ſuchten, der Mutter ihre Einwilligung abzuſchmeicheln, beſchloſſen wir endlich, uns im Geheim trauen zu laſſen. Die Sache hatte Schwierigkeiten; aber eben dieſe gaben unſerm Entſchluſſe einen noch größern Reiz. Ich gewann den Eigennutz eines Pfarrers, der jenſeits der nahen Grenze wohnte, ein Spaziergang führte uns in die Kirche, und wir kehrten als Eheleute zurück. Im Rauſche der Freude warfen wir uns der Mutter zu Füſſen und bekannten unſern dreiſten Schritt. Sie könne, erwiederte ſie, das Geſchehene nicht ändern; aber von ihrer Meinung abzugehen, die ja auch ihres ſeligen Mannes letzter Wille geweſen, vermöchte ſie nicht."

Als der Kammerherr bis hierher in ſeiner Erzählung gekommen war, fiel ich ein: Und Sie wundern ſich, Herr Kammerherr, daß eine Ehe, die auf eine ſo ungeſetzliche Weiſe, und gegen den ausdrücklichen Wil-

len der Eltern vollzogen worden, nicht glück=
lich geweſen iſt?

Der Kammerherr zuckte die Achſeln.
„Die Verweigerung, antwortete er, war ſo
willkührlich, ihr Grund ſo gehaltlos! Sa=
gen Sie ſelbſt, ob die uralten, verloſchnen
Geſetze, auf die uns die guten Leute hinwie=
ſen, im Stande waren, die Liebe von zwey
ſo hell aufflammenden Herzen, wie die un=
ſrigen waren, auszulöſchen? Soll man
denn immer, eh man in ein Paar freundliche
Augen ſieht, erſt den Stammbaum und die
Conſiſtorial=Verordnungen zu Rathe ziehn,
um ſich zu überzeugen, daß man die Er=
laubniß habe, ſich von dieſen Augen ent=
zünden zu laſſen? Das, was unſre Ehe
verdarb, war nicht die nahe Verwandſchaft,
nicht die Pedanterey der Eltern, ſondern
ganz etwas Anderes, das ſich leider nur all=
zufrüh entwickelte.“

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Der Kammerherr fuhr fort: „Elmire brannte vor Verlangen, den Hof zu ſehn, und ich meiner Seits war nicht wenig ſtolz darauf, dem glänzenden Diademe der Hauptſtadt dieſen Juwel einzufügen, den ich ſo glücklich auf dem Lande entdeckt hatte. Unſere Seligkeit war groß. Meine Wahl wurde bewundert, mein Glück beneidet; mein Freudetaumel ſchien ſich dem ganzen Hofe mitzutheilen. Auch war es in der That ſchwer, etwas Liebenswürdigeres zu ſehn, als dieſe ſeltne Vereinigung von Schönheit und Anmuth, von ländlicher Einfachheit und vornehmen Anſtand, von Witz und Zartheit, von Selbſtgefühl und Beſcheidenheit. Die Luft des Hofes war ihr ſo wenig fremd, daß ſie vielmehr ihr eigenthümliches Element ſchien; und ſie bewegte ſich auf dem glatten Boden mit einer Sicherheit, als ob ſie längſt darauf einheimiſch ge-

weſen ſey. Jedermann war von dieſer ſelt-nen Erſcheinung überraſcht; und manche junge Dame, die ihre Pfeile ſchon auf die nouvelle debarquée geſchärft hatte, ſah ſich in ihrer Erwartung getäuſcht, und fand es rathſamer, ſich an ſie anzuſchließen und mit ihr gemeinſame Sache zu machen."

„Dieß Alles war nun ganz vortrefflich, und machte mich, da es meine kühnſten Er-wartungen übertraf, über alle Beſchreibung glücklich. Nach einigen Monaten indeß leg-te ſich die überſpannte Bewundrung etwas. Man wurde meine Frau gewohnt; einige neue Gegenſtände andrer Art zogen die Auf-merkſamkeit des Hofes an; die Fluth ver-lief ſich. Dieß ſchien ihrer Eitelkeit uner-träglich. Sie wollte allein und ausſchlie-ßend bewundert ſeyn. Dieß verdarb ihre Rolle. Sie wurde gefallſüchtig, über-ſpannt, unruhig; die Anmuth verließ ſie, ihr Witz wurde ſtechend, und verwundete

mehr, als er ergötzte. Was aber endlich ihre Laune gänzlich verdarb, war das Vorrücken ihrer Schwangerſchaft, und die dadurch herbeygeführte Veränderung ihrer Geſtalt, die ihr im höchſten Grade widrig war. Sie überließ ſich jetzt jeder Grille, und hielt ſich für den Zwang, den ſie ſich in der Geſellſchaft noch wohl anzuthun wußte, in ihrem Hauſe auf das vollkommenſte ſchadlos. Da ſie ſchlechterdings keinen Willen als den ihrigen anerkannte, ſo ſetzte ſie den billigſten Erinnerungen, die ich mir zu machen erlaubte, die bitterſten Sarcasmen entgegen. Es mochte wohl eine Folge ge der Leidenſchaftlichkeit ſeyn, der ſie ſich in ſolchen Fällen überließ, daß ſie zu früh niederkam. Sie war einige Wochen tödlich krank; als ſie aber ihr Lager wieder verließ, war ihre Schönheit ſtrahlender als je. Alle ihre Liebenswürdigkeit kehrte zurück; aber leider nicht für mich. Sie hatte mich ge-

liebt; meine Zeit war vorüber; es war bil-
lig — wie ſie meinte — daß ich Andern
wich. Es kam zu Erklärungen zwiſchen
uns, auf die keine Ausſöhnung folgte; zu
Wortwechſeln, die immer eine größere Bit-
terkeit zurückließen; ich mußte ſehn, daß
meine Frau recht gefliſſentlich Alles that,
wovon ſie wußte, daß es mir am Meiſten
zuwider war. Nachdem wir uns auf dieſe
Weiſe einige Jahre elend genug neben ei-
nander fortgeſchleppt hatten, blieb uns zu-
letzt nichts als die Trennung übrig. Die
Sache iſt anhängig, und ich darf ihrer Ent-
ſcheidung mit jedem Tage entgegenſehn.
Bis dahin hab' ich mich in dieſe Freyſtatt
geworfen, und das Schickſal hat gewollt,
daß ich hier eine Frau antreffen ſollte, die
ganz gemacht ſcheint, meinen gerechten Zorn
gegen ihr Geſchlecht zu beſiegen. Nur kann
ich leider nicht glauben, daß dieſe Frau viele
ihres Gleichen habe."

Bey dieſen Worten ſchwieg der Kammerherr, und ſah mich mit den zärtlichſten Blicken an; aber ſeine Erzählung hatte nicht gewirkt, was ſie beabſichtigen mochte. „Ich kann, antwortete ich, keine Schmeichelenen auf Koſten meines Geſchlechtes annehmen, das zuverläßig beſſer iſt, als die Männer — ich ſollte wohl ſagen, als einige Männer — zugeben oder wünſchen mögen. Ich beklage Ihr Unglück; ich will auch die Klagen, die Sie über Ihre Frau führen, auf Ihr Wort und ohne weitre Prüfung für vollkommen begründet nehmen; aber wie konnten Sie ſich wundern, daß Alles kam, wie es kam? Welches Vertrauen konnten Sie auf die Liebe eines Mädchens ſetzen, das kein Bedenken trug, bey dem wichtigſten Schritte des Lebens, dem ausdrücklichen Verbote ſeiner Eltern entgegenzuhandeln? das ſich weder um die letzten Worte eines ſterbenden Vaters, noch um die Gewiſſens-

angſt ſeiner Mutter kümmerte, und während ſie am Altare den Segen Gottes hätte ſuchen ſollen, nur die Befriedigung ihrer weltlichen Wünſche ſuchte? Dieſe Wünſche waren nicht Sie, nicht Ihr Herz und Ihre Liebe, nicht einmal das Zuſammenſeyn mit Ihnen — nein, es war die Begierde nach den Zerſtreuungen und dem Glanze der Welt. Sie erkannten das, und begünſtigten es. Sie nährten die Eitelkeit Ihrer geblendeten, bethörten Frau, und theilten ſie. Und dann wunderten Sie ſich, als das wilde Gewächs über ſie hinauswuchs, ſie niederdrückte, und ſtatt labende Früchte zu bringen, nur Gifthauch verbreitete? Das iſt es eben, was ſo vielen Zwieſpalt in die Ehe bringt, daß der Mann erſt aus eigner Schwachheit die Schwachheit der Frau oder der Geliebten begünſtigt und nährt, ja, ſie wohl gar als ein Verführungsmittel für ſeine Abſicht misbraucht; dann, wann er

zu ſeinem Ziele gekommen iſt, das, was er eben gebilligt, ja, vergöttert hatte, launenhaft ſchwächt, auch wohl mit Unmuth und Bitterkeit verfolgt, dadurch zum Widerſtande herausfordert, und wenn er dieſen nicht dulten will oder kann, endlich das gewaltſamſte thut, und das heilige Band mit frevelnder Hand zerreißt. Wäre die Ehe überall, was ſie ſeyn ſollte, ein Bund der Liebe vor Gott, ſo würde man nicht von unglücklichen Ehen ſprechen hören; die Scheidungen würden verſchwinden; man würde überall rechtſchaffene Frauen, gewiſſenhafte Mütter und tugendhafte Töchter ſeyn. — Sie lächeln, Herr Kammerherr, über meinen Eifer; aber ich muß mein Geſchlecht gegen allgemeine Anklagen in Schutz nehmen, die immer ungerecht ſind, und nur allzu leicht zu den gräßlichſten, ſchreyendeſten Ungerechtigkeiten verführen können. Soll es doch Männer geben, die ſich jeden

Frevel an unſerm armen Geſchlechte erlaubt halten, bloß weil ſie alles Böſe von ihm glauben, oder ſich doch zur Beſchönigung ihrer Unthaten bereden es zu glauben. Das ſchlimmſte, was uns Weibern vorgeworfen werden kann, iſt unſre Schwachheit. Die Stärke der Männer ſollte uns als Stütze dienen, aber in ihrem Uebermuthe wollen ſie uns lieber niederwerfen und unterjochen. Iſt wohl Uebermuth etwas Lobenswer- thes?"

Ich hatte mit Lebhaftigkeit geſprochen; der Unwille, deſſen mein Herz voll war, hatte mir das Blut in die Wangen getrie- ben; das Herz meines Zuhörers aber hatt' ich nicht getroffen. „Wie ſchön Ihnen doch der Zorn ſteht! rief er zu meiner gro- ßen Ueberraſchung aus. Man könnte Luſt bekommen, Sie recht oft zu erzürnen!" Und dabey ſchlang er, eh ich es mich verſah, ſeinen Arm um meine Hüften, und wollte

mich küſſen. Ich ſträubte mich. Er kämpf- te mit Hartnäckigkeit. „Ich muß, rief er aus, den ſchönſten Mund küſſen, der ſo herrlich zu ſprechen weiß, und ſollt' es mei- ne Seligkeit koſten.“ — Ich riß mich mit Unwillen los; er jagte mir nach; da trat Sebaſtian zur Gartenthür herein, und ich warf mich in ſeine Arme. Der Kammer- herr, als er mit Einemmal vor meinem Mann ſtand, war etwas verblüfft; aber er verlohr die Faſſung nicht, ſondern ſagte: „Ihre allerliebſte Frau hat mir ſo eben eine wunderſchöne Lobrede auf das weibliche Ge- ſchlecht gehalten, und nun weigert ſie ſich hartnäckig ein Zeichen meiner Begeiſterung, meines Glaubens anzunehmen. Iſt das recht? iſt es chriſtlich?“ — Sebaſtian antwortete ſehr ernſt: „Ich weiß nicht, Herr Kammerherr, was die Sitte der Hö- fe mit ſich bringt; aber die Sitten eines Pfarrhauſes glaube ich zu kennen, und

meine Frau handelt ſehr löblich, daß ſie ſich dem entzieht, was ſie ein Zeichen Ihrer Begeiſtrung und ihres Glaubens zu nennen belieben. Sie werden mich ſehr verbinden, Herr Kammerherr, wenn ſie uns ähnliche Verlegenheiten erſparen, denen ſich eine Pfarrfrau auf keine Weiſe ohne Nachtheil ihres Rufes ausſetzen darf; und dieß wird wohl am Beſten dadurch geſchehn, wenn Sie ein Haus vermeiden, das Ihnen doch nur wenig Vergnügen bieten kann.“

Dieſe unerwartete Anrede, die mit der größten Ruhe, aber mit feſter Stimme geſprochen wurde, vornemlich der Schluß derſelben, überraſchte den ſonſt ſo dreiſten Mann. Man ſah wohl, daß er ſeinen kecken Anſtand zuſammenſuchte, daß er nach irgend einer ſchlagenden Antwort jagte, — umſonſt — er ſah mich mit verlegner Mine an und ging. Am folgenden Morgen kam wieder ein Körbchen mit ausgeſuchten Früch-

ten an mich, nebſt einem Billet. Beydes kehrte unberührt zurück. Dann kam ein Brief allein. Auch dieſer wurde natürlich nicht angenommen. Ihm folgte auf der Stelle ein kurzes Billet Sebaſtians, in welchem er ſeine Bitte mit beſcheidnen Worten wiederholte, und den Kammerherrn dringend erſuchte, mich nicht durch das Zuſenden ſeiner Geſchenke und Briefe einer neuen Verlegenheit Preis zu geben. „Meine Frau, ſchrieb er, wird nie die Briefe eines fremden Mannes annehmen; und da ich nie einen Brief öffne, der nicht an mich gerichtet iſt, ſo bleibt uns nichts übrig, als das, was wir bis jetzt gethan haben, und was Ihnen wie eine Beleidigung erſcheinen muß.“

Dieſer Brief blieb, wie wir erwartet hatten, ohne Antwort, aber nicht ohne Folgen. Der Kammerherr, der es einem armen Landpfarrer nicht vergeben konnte, ihn

aus der Faſſung gebracht zu haben, vermied von dieſer Zeit an die Kirche, und, wie die Menſchen nie kleiner ſind als im Zorn, fing er ſein wildes Jagen auch Sonntags wieder an. Mehr als Einmal hörte man ſeitdem wieder das Hallo der Jäger und das Bellen der Hunde während des Gottesdienſtes, obſchon nicht wieder in ſolcher Nähe als das erſte Mal. Manche andre Unfertigkeit wurde von dem Uebermuthe der Diener am Dorfe und auf den Feldern begangen, und die Klagen, die deshalb bey ihrem Herrn angebracht wurden, mit ſchnöder Härte zurückgewieſen. Vorzüglich wurde Alles aufgeſucht, womit man meinen Mann zu kränken hoffte. Auch die Verleumdung gegen mich wurde nicht geſpart, und Geſchichten ausgeſtreut, die, ſo unwahrſcheinlich ſie auch waren, doch hin und wieder Glauben fanden. Dieſes ſchmerzte uns am meiſten. Da aber nicht

viel dagegen zu thun war, hüllten wir uns in das Bewußtſeyn unſrer Unſchuld, und ſahen endlich, zu unſerm großen Vergnügen, den Kammerherrn, nachdem er einige Wochen hindurch ſeinem kleinlichen Zorne freyen Lauf gelaſſen, mit ſeiner ganzen Dienerſchaft abziehn. Sein Abſchied wurde von Niemanden beklagt; aber bald trug ſich eine Veränderung zu, zu welcher ſeine Anweſenheit Veranlaſſung gegeben hatte, und die auf den ſtillen Gang unſers Mainauer Lebens ſtörend wirkte. Ich will auch hiervon einige Nachricht geben.

Das Rittergut, von welchem unſerm Kammerherrn der größte Theil gehörte, war ſeit einer langen Reihe von Jahren an eine einheimiſche Familie verpachtet geweſen. Beyde Theile hatten ſich gut dabey geſtanden. Das Gut wurde mit Gewiſſenhaftigkeit bewirthſchaftet, die Pachtgelder regelmäßig bezahlt, auch in dringenden Fällen Vor-

ſchüſſe gern gewährt. Dabey waren die Pachter, indem ſie ihre eignen zahlreichen Grundſtücke bey der Verbindung mit den herrſchaftlichen beſſer benutzen konnten, zu einem Wohlſtande gelangt, der ihnen als arbeitſamen und redlichen Leuten von Jedermann gegönnt wurde. Dem Kammerherrn ſchien indeß ihr Gewinn zu groß, und da auch ſeine Diener, die ohne Kenntniß der Sache nur nach dem äußern Scheine urtheilten, ihn in dieſer Meinung beſtärkten, ſo kündigte er den bisherigen Pachtern den Contract auf, und ſchloß einen neuen Vertrag mit einem Auswärtigen, der ſogleich alle Mitbewerber durch ſein hohes Gebot zurückgeſchreckt hatte.

Dieſe an ſich ziemlich gleichgültige Veränderung gab doch zu mehrern Störungen in unſrer Gemeinde Veranlaſſung. Die Uebergabe des Gutes, die ſich durch eine Reihe von Tagen hinzog, war mit Schmau-

ſereien und Ergötzlichkeiten begleitet, die weder der ſtillen Weiſe unſers Dorfes, noch überhaupt den guten Sitten angemeſſen waren. Die ſtädtiſchen Bevollmächtigten des Edelmanns, an die ſich einige junge Practicanten angeſchloſſen hatten, hielten ſich auf einem Dorfe zu Allem berechtigt, ſchwärmten, nach vollbrachtem Tagsgeſchäft, halb trunken umher, neckten Mädchen und Weiber, und verſpotteten die Männer, die ihnen wehren wollten. Schon ſtanden ſich die Fremden und die Einwohner von Mainau als zwey feindliche Parteyen entgegen, als die jungen Leute am Johannistage zu einem Tanze unter der Linde zuſammenkamen. Die ſtädtiſche Geſellſchaft, die am Mittage ſcharf gezecht hatte, ermangelte nicht, ſich auch auf dem Tanzplatze einzufinden, und trieb hier ſo vielen Muthwillen und Frevel, daß es endlich zu Thätlichkeiten kam. Die Städter zogen den Kürzern; aber das un-

ſchuldige Feſt war geſtört, und da die Geſchlagenen Klage erhoben, ſo erhielt ſich die widrige Erinnerung an das Ereigniß noch lange Zeit durch die Folgen, die es nach ſich zog.

Der neue Pachter war ein ſtudirter Oeconom, welcher die Engliſche Landwirthſchaft in einem Deutſchen Inſtitute gelernt hatte, und nun den erſten eignen Verſuch in Mainau wagte. So wie er ſelbſt das Weſen eines Engliſchen Farmer nach der Beſchreibung angenommen hatte, ſo ſollte auch ſein Haus auf Engliſche Weiſe eingerichtet ſeyn. Die ganze Wirthſchaft wurde umgeſchaffen, die bisherigen Werkzeuge gegen andre vertauſcht, die Aecker anders gepflügt und beſtellt, künſtliche Wieſen angelegt, und was dergleichen mehr war. Da ſich die Eingebohrnen nicht gleich in die neue Weiſe finden konnten und die Geduld des Herrn ſchnell ermüdeten, nahm er fremde

Knechte und Mägde in Dienſt, und beſtellte einige Aufſeher über ſie, die nach ſeiner Anweiſung die Wirthſchaft beſorgen mußten. Seine eigne Thätigkeit war gering. Nach einiger Zeit holte er eine junge Frau aus der Stadt, die vom Landleben ſehr romantiſche Vorſtellungen, aber ganz und gar keine Kenntniß mitbrachte, ſpät aufſtand und um Mitternacht zu Bett ging, den Tag am Flügel oder am Nährahmen zubrachte, mit dem Buche in der Hand ſpaziren ging, und oft in der Nachbarſchaft umher zu Beſuchen fuhr, immer in Engliſchen Muſelin gekleidet, zart und zierlich, auch im Umgange nicht unangenehm, aber zu einer Pachterin durchaus verdorben. Wenn man das Leben dieſer Leute, ohne Beziehung auf ihren Beruf, nur aus der Ferne, etwa wie ein Bild oder einen Engliſchen Kupferſtich, betrachtete, ſo konnte es recht gefällig und anmuthig ſcheinen; in der Nähe beſehn, war

es leer und hohl, vornemlich aber der Stellung, die ſie nun Einmal in der Welt genommen hatten, gänzlich unangemeſſen. Die Folgen dieſes Widerſpruches wurden bald ſichtbar. Schon im zweyten Jahre mußten einige Verbeſſerungs-Plane, die der Landesart nicht zuſagten, mit großem Schaden aufgegeben werden; im dritten Jahre blieb der Zins im Rückſtand; im vierten ſah ſich der Pachter, erdrückt von Schulden und ohne Hofnung der Rettung, genöthigt, die Pachtung aufzugeben, auf die ſich unter vortheilhafteren Bedingungen einer ſeiner Gehülfen ſetzte, der durch ungetreue Verwaltung das Verderben ſeines Herrn beſchleunigt hatte.

Dieſe drey oder vier Jahre waren eine bedenkliche Prüfungszeit für die Sitten unſers Dorfs. Da der Pachter häufige Beſuche von ſeinen ſtädtiſchen Freunden erhielt, die ſich an ſeinem gut beſetzten Tiſche wohl

ſeyn ließen, ſo wiederholten ſich auch die Unordnungen, die ſeinen erſten Eintritt bezeichnet hatten; nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die fremden Gäſte von den Eingebohrnen, die der Pachter als dummes und rohes Volk verſchrie, meiſtentheils fern hielten, und ihre Ergötzungen auf die Inſaſſen des Pachthofes beſchränkten, die immer wechſelnd von allen Gegenden hier zuſammenkamen. Wohlgebildetes Geſinde gehörte zu dem Ideale einer Engliſchen Landwirthſchaft, und da ſich eine gute Bildung in feinen Kleidern noch beſſer zeigt, ſo wurde auch hierinn nicht ſowohl auf das Angemeſſene, als auf das Anmuthige geſehn. Wenn daher die Mägde des Edelhofes in ihrer modigen Tracht ihren breiten, flatternden Bändern, ſeidenen Halstüchern und knappen Leibchen in der Kirche erſchienen, oder auf dem Tanzplatze, ſo fielen alle Blicke auf ſie, und es war nicht zu verkennen, daß

ſich in vielen Mädchenherzen der Wunſch nach ähnlichem Schmucke regte. Mancher Unfriede erwuchs hieraus. Die Töchter wünſchten den Dienſt auf dem Pachthofe, wo man bey hohem Lohne ein luſtiges Leben führte; die Eltern verboten ihn; doch waren es meiſt nur die Väter, die mit Standhaftigkeit auf ihrem Verbote beharrten. Oft wurde dann, bey dem Streite darüber, meine Dazwiſchenkunft, bisweilen auch meines Mannes Hülfe geſucht. Wir waren, wie es ſich von ſelbſt verſteht, immer auf der Seite der Eltern, wenn auch die Töchter weinten und ſcheel ſahen; und da es nach einiger Zeit geſchah, daß einige auf dem Edelhofe dienende Mädchen ins Kindbett kamen, andere wegen Diebſtahls und Untreue ſchimpflich fortgejagt wurden, und durch dieſe Vorfälle die bedenklichen Sitten des Hauſes immer kundiger wurden, ſo kam das Alles dem Anſehn der Eltern ſehr zu

Statten. Doch war dadurch nicht Alles gut gemacht. Das ſchlimme Beyſpiel, ſo nah und mit einem ſo gefälligen Scheine bekleidet, konnte nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben. Unangemeſſene Wünſche, ſchlummernde Begierden wurden geweckt, der innre Friede wurde, wie der äußere, geſtört. Mehrere, ſehr hübſche, aber arme Mädchen, zogen damals in die Stadt und verwilderten; Einige gingen ganz zu Grunde; Andre kehrten früher, aber mit zerſtörtem Rufe zurück, und ſie geſtanden, mit ſchmerzlicher Reue, daß das, was ſie auf dem Edelhofe geſehen hätten, ihre guten Geſinnungen zuerſt erſchüttert, ihr Gemüth in Aufruhr gebracht, und ſie gleichgültig gegen das Laſter gemacht hätte.

* * *

Bey dem Böſen, das die Menſchen thun, achten ſie ſelten auf ſeine zufälligen Folgen,

unter denen die Macht des Beyſpiels leicht die ſchrecklichſte ſeyn dürfte. Wenn der Menſch in dem Dunkel, das ſein ganzes Daſeyn umgibt, nie die Folgen von dem, was er thut, berechnen kann, und auch ſelbſt das Gute bisweilen Uebel und Nachtheil erzeugt, ſo hat er doch in dieſem ſeltnern Falle den Troſt ſeiner guten Abſicht und der Unſchuld ſeiner Geſinnungen. Aber was hat der, den die wilde Begier zum Böſen getrieben, der zur Befriedigung des eignen, frevelhaften Wunſches ein giftiges Kraut gepflanzt hat, und dieſes nun unaufhaltſam verderblich wuchern ſieht? Leicht mag auch die ſchwächſte Hand den Kerker der reißenden Hyäne öffnen; aber wie willſt du ſie einfangen, wenn ſie Einmal umherwüthet? oder wie willſt du die Leben zurückrufen, die ihre Wuth vernichtet hat? Und kannſt du hier, kannſt du bey irgend einer That unbeſonnenen Frevels ſagen, daß du

unſchuldig ſeyſt? daß du nicht einzuſtehen habeſt für die Folgen deiner That?

Je höher ein Menſch ſteht, je mehr und heller ſeine Thaten in die Welt ſcheinen, je weniger er ſelbſt zur Verantwortung gezogen werden kann, deſto größer iſt die Verantwortlichkeit, die ſein Beyſpiel ihm auferlegt. Die Herrſcher der Völker, die Vornehmen und Mächtigen — Alle dieſe ſind mehr oder weniger den Leuchtfackeln gleich, die an der rechten Stelle in den ſichern Hafen führen; wenn aber Bosheit und Tücke ſie erhebt, in verderbliche Klippen oder auf Untiefen zum Verderben leiten. Ganz gewiß iſt nicht ein einziger Menſch, der, wenn er im Gefolge der Einen böſen That, zu der ihm die wilde Begierde drängt, die ganze gräßliche Brut erblickte, die aus ihr, wie bey manchen ſchrecklichen Krankheiten häßliches Ungeziefer, hervorquillt, nicht ſchaudernd zurücktreten würde; aber ſie wenden

die Blicke von den Folgen ab, und bereden ſich gern, daß das, was ſie nicht ſehen, auch nicht vorhanden ſey. Könnten ſie andre blind machen gegen das, was ſie thun, ſo wär' es beſſer. Aber iſt nicht ein Hausvater, welcher ſich der Unmäßigkeit ergibt, in ſtrafbaren Verbindungen lebt, ſeine Pflichten verabſäumt und im Müſſigange ſchwelgt, — iſt er nicht an den Sünden ſchuld, die ſeine Kinder, ſeine Dienſtleute und Angehörigen nach ſeinem Beyſpiele begehn? und tritt nicht dieſe, ſich immer vermehrende Sündenſchaar, zugleich mit den ſeinigen, feindlich und anklagend gegen ihn auf? Iſt dieß nun ſchon in den beſchränkten Verhältniſſen eines Hausweſens furchtbar, wie viel mehr, wo ganze Völker Zeugen und Zuſchauer ſind! Der Mächtige, welcher ſelbſt nicht unter dem Geſetze ſteht, wird ſeinem Volke zum Geſetz. Was gilt das anders lautende Wort gegen die klare

That? und wer kann zweifeln, daß der Anblick einer geſetzwidrigen That, im Vertrauen auf Strafloſigkeit begangen, lauter zur Nachahmung ruft, als das Geſetz zur Vermeidung? Und ſcheint nicht der, der im Schooße erlaubter Genüſſe, nach verbotenen Früchten greift, nur um zu den vielen andern noch den Einen auch zu gewinnen, ſcheint er nicht den kärglicher vom Glücke Bedachten zu berechtigen — wenn je eine Berechtigung zum Böſen Statt finden könnte — unbedenklich nach jedem Mittel des Genuſſes zu greifen, und die ihn hemmenden Schranken bald liſtig zu umſchleichen, bald mit dreiſter Kühnheit niederzuwerfen? Hat nicht der Geſetzgeber ſelbſt ſie zuerſt niedergeſtoßen? und muß nicht der ſtrafende Richter erröthen, wenn der Angeklagte auf das leuchtende Beyſpiel deutet, dem er gefolgt iſt? Vergebens ſtützt die äußre Macht das Geſetz, wenn eine andre, das Geſetz

befeindende Kraft in der geheimen Tiefe des Herzens arbeitet, und wie ein unterirdiſches Gewäſſer die feſteſten Dämme zernagt; welches eben da geſchieht, wo die Thaten der Gewalthaber und ihrer Diener des heiligen, aber bey ihnen nur für den Schwachen geſchriebnen Geſetzes ſpotten. Wenn nun auf dieſe Weiſe der ganze ſittliche Bau eines Landes zuſammenſtürzt, zwiſchen den Trümmern nur das abgezehrte, hohläugige Laſter ſchleicht, der Thron ſelbſt endlich, von dem ſchlechteſten Gewürme zernagt, einbricht, muß da nicht der, welcher ihn drückte, in dieſer Veränderung ſein eignes Werk erkennen, und dem Leichtſinne fluchen, mit dem er in gedankenloſer Selbſtſucht den Saamen des Böſen umhergeſtreut hat? —

Dieſe Betrachtungen ſtimmen zu einer Begebenheit, die ſich in derſelben Zeit in unſrer Nachbarſchaft zutrug. Hier lebte damals der Fürſt * * von * * ein Mann,

der nicht eben bösartig von Natur, nur roh und ungebildet, keine Beſchäftigung kannte, als die Bändigung des Pferdes und die wilde Jagd. Um die Regierung ſeines Landes kümmerte er ſich wenig; aber der bejahrte Miniſter war ein redlicher und arbeitſamer Mann, und da das Land nicht von großem Umfang war, ſo wurde die Unthätigkeit des Fürſten nicht ſehr wahrgenommen. Nachdem aber der alte Miniſter geſtorben war; jüngere Männer, die nur Gunſt und Vortheil ſuchten, an ſeine Stelle traten, und die Leidenſchaften des Fürſten, jedes hemmenden Zügels ledig, immer gewaltthätiger wurden; da ging ſchnell Alles abwärts, und das Unkraut des Böſen, das ſo wucherlich um den Thron her aufgeſchoßen war, bedeckte das Land. Die Fürſtin, eine tugendhafte und liebenswürdige Frau, aber um nichtswürdiger Dirnen willen hintangeſetzt und vernachläßigt, verließ jetzt

den Hof aus Achtung gegen ſich ſelbſt, und bezog ein Schloß in einer anmuthigen Gegend, wo ſie, mit einigen Freundinnen in ſtiller Einſamkeit lebend, den Gram über ihre unglückliche Ehe bekämpfte. Jetzt waren die letzten Schranken gefallen, und der Fürſt, durch keine Rückſicht mehr gehemmt, füllte ſeinen Hof mit feilen Buhlerinnen, die er häufig wechſelte, oft verheirathete, oder auf andere Weiſe unterbrachte, bisweilen auch mit Ungeſtüm vertrieb. Bald ſchien das ganze Land nur ein Harem dieſes Sultans zu ſeyn, der auf jeden Reiz, der hier aufblühte, ein Recht zu haben meinte. Noch war ihm aber das ſchönſte Mädchen ſeines Landes verborgen geblieben. Sophie, die Tochter eines ſeiner Verwalter, war bis in ihr ſechzehntes Jahr bey einer entfernt wohnenden Baſe erzogen worden, und auch jetzt nur auf einige Tage zum Beſuch in die Heimath gekommen. Ihr Unglück wollte,

daß der Fürſt gerade in dieſer Zeit in der Gegend jagte, und beym Einkehren auf dem Gute das ſchöne Mädchen ſah. Ihr Anblick entzündete auf der Stelle ſein Verlangen nach ihrem Beſitz, und er war kaum in die Reſidenz zurückgekehrt, als einer ſeiner Augendiener mit lockenden Anerbietungen an ſie abgeſchickt wurde. Dieſe Anerbietungen wurden mit Beſcheidenheit zurückgewieſen; und eine zweyte Bothſchaft, noch verführeriſcher als die erſte, hatte keinen beſſern Erfolg. Sophie beſchwor jetzt ihren Vater, ſie unverzüglich zu ihrer Baſe zurückzuſchicken, wo ſie auſſer dem Bereiche des Fürſten wäre; aber dieſer, obgleich von Allem unterrichtet, zögerte von Tag zu Tag ihren Wunſch zu erfüllen, und zeigte eine Unruhe und Niedergeſchlagenheit, deren Grund Sophie in den Nachſtellungen des Fürſten ſuchte. So war es aber leider nicht. Der Verwalter ſtand in Reſt, und war wegen

der Bezahlung in Verlegenheit; und da der Fürſt auch dieſes ausgekundſchaftet hatte, und mit Freuden einen ſo günſtigen Umſtand ergriff, folgten jetzt auf die zurückgewieſenen Anerbietungen ſtrenge Mahnungen. Da entſchloß ſich der bedrängte Mann, dem mehr an der Erhaltung ſeiner Stelle als an der Tugend ſeiner Tochter lag — er hatte ja ſchon ſo viele in gleichem Falle geſehn — das, was er längſt in ſeinem Herzen beſchloſſen hatte, Sophien zu eröffnen. Er ſagte ihr: Sie ſey offenbar die Urſache der ungewöhnlichen Strenge, mit welcher er geängſtigt würde. Er ſähe ſeinem Untergange entgegen; denn der Zorn des Fürſten kenne kein Maaß, wenn er Widerſtand in ſeinen Wünſchen fände, aber ſie könnte ihn retten, wenn ſie ihre Bedenklichkeiten beſiegte, und die Erbietungen annähme, die noch keiner andern mit ſolcher Freygebigkeit gemacht worden wären. Dann ſetzte er, vielleicht

zur Beruhigung ſeines Gewiſſens, noch Mancherley hinzu von der Ehrfurcht, die man ſeinem Fürſten ſchuldig ſey, von dem fürſtlichen Rechte, von der gänzlichen Verſchiedenheit eines ſolchen Verhältniſſes von dem gegen einen Privatmann, und was dergleichen leere Worte mehr ſind, mit denen die Nichtswürdigkeit ſich ſelbſt und andre zu täuſchen ſucht. Sophie antwortete, wie es recht war; aber ihre Bitten und Thränen fanden ein hartes Herz, und wurden durch die härteſten Drohungen erwiedert; und da auch Drohungen ihren Willen nicht beugten, fiel der unwürdige Vater vor ihr auf die Knie, und beſchwor ſie mit Thränen ihm ihre Hülfe nicht zu entziehn. Da widerſtand ſie nicht länger. Der ſchändliche Handel wurde abgeſchloſſen, dem Verwalter die Schuld erlaſſen, Sophie auf ein Luſtſchloß des Fürſten gebracht. Hier fand ſie Alles, was ein junges Herz ver-

wirren und die Sinne berauſchen kann; und ſo niedergedrückt ſie Anfangs durch ihre Schmach war, ſo wurde ſie doch nur allzubald durch die Schmeicheleyen des Fürſten, ſeine Geſchenke und die Feſte, die er ihr gab, mit einem Stande ausgeſöhnt, den die Schranzen eine Erhebung nannten. Mit der Furcht vor der Schande, in die ſie ſich aus Gehorſam gegen den Willen ihres Vaters geſtürzt hatte, erloſch in ihrem Herzen auch die Furcht vor Gott; und wenn irgend ein frommer Gedanke aus früherer Zeit in ihr erwachte und ſie beunruhigte, ſo waren ſogleich die Zerſtreuungen, die Feſte, die Schmeicheleyen zur Hand, um die Stimme ihres Gewiſſens zu erſticken, und es in den vorigen Schlummer zu wiegen. Sie lernte ſich ſelbſt im Rauſche des Glücks vergeſſen, und dieſe Vergeſſenheit mußte ihr der Erſatz der unſchuldigen Heiterkeit ihrer Jugend ſeyn. So geſchah es denn, daß

ſie die giftigen Waffen des Fürſten gegen ihn ſelbſt kehrte, und als ein junger Mann von ſchöner Geſtalt und angenehmen Sitten von Liebe zu ihr entbrannte, ſie ſich dieſem ergab, und in dem Taumel der neuen Leidenſchaft jede Vorſicht vergaß. Es dauerte nicht lange, ſo wurde der eiferſüchtige Fürſt ihre Untreue inne, ſetzte ſeinen Nebenbuhler gefangen, und jagte die Geliebte im Zorn von ſich. Sie ſuchte Zuflucht bey ihrem Vater, und fand einen Feind. Denn da ſich dieſer unredliche Mann im Vertrauen auf die Gunſt des Fürſten der Unordnung mehr als je ergeben hatte, ſo war ihm eine neue Schuldenlaſt aufgewachſen, die ſeine Mittel überſtieg. Bis jetzt hatte er nichts gefürchtet: nun aber ſeine Tochter ihn nicht mehr ſchützte, ſah er ſich von neuem gerichtlicher Verfolgung und dem Verderben Preis gegeben. Sein Zorn war ohne Grenzen. Nach einer ſchrecklichen Scene gegenſeitiger

Vorwürfe, die ohne Zweifel den gewiſſen-
loſen Vater am härteſten trafen, verließ
die Unglückliche, Verſtoßene, der Verach-
tung Preis gegebene, das Haus, um ſich
in den nahen Fluß zu ſtürzen. Sie wurde
tod herausgezogen. Der Fürſt begegnete
dem Leichnam, verweilte einen Augenblick
und ſagte: „Sie iſt doch noch ſchön! Ich
hätte ſie warlich vielleicht wiedergenom-
men.“ — Einige Tage darauf zog ein an-
deres Opfer der fürſtlichen Begierde in die
Zimmer ein, welche Sophie bewohnt hat-
te. Sophiens Vater aber ſtarb nach kurzer
Friſt in ſchmählicher Armuth, nachdem
auch er von ſeinem Platze vertrieben wor-
den war.

Aber nicht dieſe Familie allein fand auf
ſolche Weiſe ihren Untergang. Nachdem
die Sittenloſigkeit des Fürſten dem Laſter
den Zugang geöffnet hatte, wurde die Hei-
ligkeit der Ehe ohne Scheu verlezt, und

der Reiz, der den Wechſel leichtfertiger Verbindungen begleitet, ſiegte bald über das ſtille Glück des häuslichen Lebens ob. Das Verderben ſtieg von dem Hofe in die niedern Claſſen herab. Die Töchter der Bürger, ſtatt die Tugenden zu bewahren, die das Leben der Jungfrau ſchmücken, trachteten nach buhleriſchen Reizen und beneideten ſich gegenſeitig die Schmach, von irgend einem vornehmen oder reichen Manne unterhalten zu werden. Alle Zucht, alle Rechtlichkeit ſchwand dahin, und Sophiens Vater war nicht das einzige Ungeheuer ſeiner Art, das die Ehre ſeiner Tochter um ſchnödes Geld oder ſchimpfliche Gunſt verkaufte.

* * *

Im funfzehnten Jahre meines Eheſtandes wurde Mainau von einem Unglück betroffen, das mehr als eine Familie in Trauer verſetzte, und auch mich mit einem unerſetz-

lichen Verluſte bedrohte. Die göttliche Güte wendete dieſes Unglück von mir ab, und was früher dem Orte ſo verderblich geweſen war, mußte ihm ſpäterhin durch ein unerwartetes Zuſammentreffen der Umſtände zum Nutzen gereichen.

Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution fiel in jene Zeit. Der glänzende Anfang dieſes Ereigniſſes, die ungeheuern Begebenheiten, die daraus hervorgingen, die wechſelnden Erfolge des Krieges — Alles das hatte, wie überall, ſo auch bey uns, die lebendigſte Theilnahme erregt. Anfänglich waren alle Gemüther der franzöſiſchen Sache aufrichtig zugethan. Nichts ſchien billiger, als die Forderung ſchreyende Misbräuche abzuſtellen, das Reich der Willkühr zu endigen, das Geſetz für Alle gleich zu machen, die öffentlichen Laſten auf eine gleichförmigere Weiſe zu vertheilen, den Gewiſſenszwang aufzuheben, den Einſichts-

vollſten endlich eine Stimme in der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zu ſichern; und es war nicht zu verwundern, daß Jedermann den Fortgang einer ſo gerechten und edeln Sache mit einer Lebendigkeit wünſchte, als ob es ſeinen eigenen Vortheil gegolten hätte. Dieſe reine Theilnahme ſollte nicht lange ungetrübt bleiben. Der böſe Saame, den der Eigennutz und Haß der Partheyen ausſtreute, ging ſchnell mit furchtbarer Ueppigkeit auf; Leidenſchaft und Rachſucht verdrängte die Gerechtigkeit; Gewalt ſiegte über Vernunft, und die glorreichſte Sache wurde mit unnennbaren Greueln befleckt. So wie nun zuerſt die Meinungen einſtimmig für ihr Gedeihen geweſen waren und dann ſich getheilt hatten, ſo vereinigten ſie ſich jetzt wiederum in dem Abſcheu ihrer Ausartungen; und man war nur darüber uneinig, wem dieſe Ausartung am meiſten zuzuſchreiben ſey. Mehrere

Jahre hindurch waren dieſe Begebenheiten glücklicher Weiſe nur ein Gegenſtand lebhafter Unterhaltung geweſen; und wir laſen von den Kriegsheeren der Verbündeten, ihren Siegen und Niederlagen, ihrem Vor- und Rückwärtsgehn, der Verwüſtung der Städte und Länder und dem Elende ganzer Provinzen, ohne daß es uns einfiel, daß auch unſre ſtille und glückliche Heimath von dieſen Wellen erreicht werden könnte. Dieſes geſchah zuerſt im Jahre vier und neunzig auf eine widrige Art. Denn als damals die Ueberlegenheit der franzöſiſchen Heere die Verbündeten zwang, ihre Standplätze am Rhein aufzugeben, leerten ſie ihre Gefängniſſe und Lazarethe aus, und ſchickten die Gefangenen, um ſich ihren Beſitz zu ſichern, in das Innre von Deutſchland. Bey weitem die meiſten dieſer Unglücklichen waren mit dem Kerkerfieber behaftet, und die ſchlimme Jahrszeit, in die

ihre Fortſchaffung fiel, vermehrte dieſes fürchterliche Uebel in einem ſolchen Grade, daß nicht nur täglich viele von ihnen ſtarben, ſondern auch durch ſie die Peſt in allen Orten verbreitet wurde, die ſie berührten. Auch unſer friedliches Mainau, obgleich von der gewöhnlichen Heerſtraße hinlänglich entfernt, traf, da das Austreten des Fluſſes den Zug zu einem Umwege genöthigt hatte, dieſes traurige Schickſal. Auf die Nachricht von der Annäherung dieſes wandelnden Lazareths, zogen ihm die Meiſten entgegen, von der Begierde getrieben, Etwas von dem Volke zu ſehen, das ſeit einigen Jahren faſt der einzige Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war; aber beſtürzt und niedergeſchlagen, mit Unwillen und Abſcheu erfüllt, kehrten Alle zurück. Sie hatten ein Heer von Sterbenden geſehn, hohläugige, verfallene, gelbfahle Jammergeſtalten, denen nur die Verzweif=

lung noch Lebenskraft gab; meiſt ſchlecht bekleidet, mit Schmutz bedeckt und ohne Schutz gegen die Rauheit der Witterung. Jetzt wich dem Mitleiden jedes andre Gefühl. Alles gerieth in die lebhafteſte Bewegung. Daß man dieſen unglücklichen Schlachtopfern des Krieges Hülfe leiſten, daß man ihr Schickſal nach Kräften erleichtern müſſe — darin ſtimmten Alle überein, und Jeder ſann auf die Mittel dazu. Die Obrigkeiten ſorgten für Unterkommen; die Einzelnen für Beköſtigung: Viele für Kleidung. Sebaſtian war überall, belebte das Mitleiden, ordnete zweckmäßige Hülfe an, und half den Vorſtänden ihr Geſchäft in allen Dingen fördern. Mehrere der Gefangenen ſtarben in der Nacht; die übrigen wurden mit Anbruch des Tages, unter Strömen von Regen, zum Theil ſchon mit dem Tode ringend, weiter geſchafft.

Wenige Tage nach dem Abzuge dieſer Unglücklichen zeigten ſich die Folgen ihres Aufenthaltes. Diejenigen, die als Vorſtände den meiſten Verkehr mit ihnen gehabt hatten, gingen niedergeſchlagen und kraftlos umher; eine graue Farbe bedeckte ihre Haut; das Weiße im Auge färbte ſich gelb, und nach dieſen erſten Anmeldungen brach das Fieber meiſt über den dritten Tag mit Ungeſtüm aus. Da man ſeine Natur noch nicht kannte; und die Anſteckung nicht vermied, oft auch nicht vermeiden konnte, ſo griff es in kurzer Zeit peſtartig um ſich, warf ganze Familien nieder, und raffte Viele hinweg. Niemand konnte ſich eines ähnlichen Unglücks erinnern; aber ſo groß auch die Gefahr war, ſo verleugneten ſich doch auch hier die Geſinnungen unſrer Mainauer nicht. Kein Freund verließ den andern, und wo nahe Hülfe fehlte, ſtanden ſich auch die Entfernteſten bey. So wurde

auch im Unglück der chriſtliche Sinn geprüft und genährt.

Sebaſtian wurde durch ſein Amt täglich in die Häuſer der Kranken und an ihr Bett gerufen, und ob ich gleich bey der Gefahr zitterte, die über ſeinem Haupte ſchwebte, ſo war ich doch weit entfernt, ihm durch meine Beſorgniſſe die Erfüllung ſeines Berufs zu erſchweren. Auch wußt' ich nur allzuwohl, daß jede Bemühung, ihn zurück zu halten, ohne Erfolg bleiben würde. Ich beſchränkte mich deshalb auf die bewährteſten Maasregeln gegen die Anſteckung, lüftete die Kleider ſo oft als möglich, veränderte die Wäſche täglich, und ſorgte im Innern des Hauſes für reine und geſunde Luft. Das half denn auch unter Gottes Beyſtand ſo weit, daß weder ich, noch eines meiner Kinder von dem Fieber befallen wurde. Mein guter Sebaſtian aber ſollte ihm nicht entgehn. Schon ſchien die Wuth

der Anſteckung erſchöpft; man erholte ſich allmählig von der lang genährten Furcht; da ſank er, der letzte von Allen, auf das Krankenlager. Wenige waren ſo heftig ergriffen worden. Mehr als Einmal ſchien ihn der Engel des Todes zu fordern; aber er ſchwebte vorüber, und der geliebte Kranke erſtand nach ſechs qualvollen Wochen. So bang aber auch dieſe Zeit für mich war, ſo ſandte mir doch Gott von mehr als Einer Seite Troſt. Den meiſten und beſten fand ich da, wo ich auch den größten Kummer fand, an dem Bette des geliebten Kranken. Wie gewaltig ihn auch die Krankheit niederhalten mochte, immer ſtrahlte eine unbeſchreibliche Heiterkeit auf ſeinem Angeſicht; und wenn er ſeiner bewußt war, tröſtete er mich. Nie verließ ihn ſein Vertrauen auf Gott; nie ſeine fromme Ergebung in den Willen der Vorſehung. Auch ſeine Phantaſien waren heiter und ſeiner

ganzen Gemüthsart angemeſſen. Er ſprach dann mit mir wie in den erſten Tagen unſerer Liebe, nur noch bilderreicher und blühender; oder er gedachte ſeiner verſtorbenen Freunde, als ob ſie noch lebten, und mahlte dann die glücklichen Tage ihres innigen Zuſammenlebens aus; oder er war in geiſtlichen Handlungen begriffen, die er meiſt mit ſo hohen und herrlichen Worten begleitete, daß man das, was er unbewußt ſprach, nicht ohne Andacht und Rührung hören konnte. Als er wieder geneſen war, wußte er von den einzelnen Ereigniſſen nichts; aber er ſagte, es komme ihm vor, als hätt' er einen langen heitern Traum geträumt, voll von Frühlingsluſt, ſonnigen Auen, blühenden Gärten und ſchimmernden Bächen. Nie hab' er ſo viel Glanz und Farbenpracht bey einander geſehn, und dieſe Farben hätten nicht bloß ſein Aug entzückt, ſondern auch wie harmoniſche Töne

ſein Ohr. Doch habe ſich bisweilen ein gewiſſes Dunkel wie in einen tiefen Hintergrund gelagert, irgend eine unbeſtimmte Furcht, die ſich in die unbeſchreibliche Luſt eingedrångt und ihn mitten in jenen Genůſſen beunruhigt habe; doch hab' es ihm nie klar werden wollen, was es ſey. Jetzt wiſſe er es. Es ſey die Sorge um ſein Amt geweſen, dem er nicht habe vorſtehen können.

Die Freudigkeit, die mein Sebaſtian während ſeiner Krankheit zeigte, wirkte auch auf mich zurück. Ob ich gleich Tag und Nacht faſt in immerwährender Spannung war, und nur wenig Ruhe genoß, ſo erhielt ſich doch meine Kraft aufrecht, und ich konnte ohne Unterbrechung alle Geſchäfte erfüllen, zu denen mich mein Herz trieb. Mehr als Einmal ſchwand mir alle Hofnung dahin; aber wenn ich auch an keine menſchliche Rettung mehr glaubte, und wenn mein Herz

ſchon zum Voraus den Verluſt des geliebten Mannes beweinte, verließ mich doch durch ein beſonderes Geſchenk der göttlichen Gnade die ruhige Faſſung nicht, deren ich zu ſeiner Wartung bedurfte. Hätte ich mich ſchonen wollen, oder hätte ich bey größerer Selbſtſchonung Ruhe finden können, ſo würde es auch an fremder Hülfe nicht gefehlt haben. Von dem erſten Tage an, wo mein Mann erkrankte, bis zu ſeiner Wiederherſtellung, zeigte ſich die Liebe ſeiner Gemeinde immer gleich und mit der rührendeſten Lebendigkeit. Bey dem Anbruche des Tages ſchon kamen Fragende, und die Antworten, die ich gab, gingen ſchnell von Mund zu Mund. An den bedenklichſten Tagen aber war die Thür wie belagert; ängſtlich harrten ſie der Entſcheidung; viele weinten, vornemlich diejenigen, welche ſelbſt Glieder ihrer Familie verlohren, und in ihrem Unglücke die Tröſtungen Seba-

ſtians erfahren hatten. Und als endlich die Gefahr vorüber ſchien, und wir uns frohen Hoffnungen hingeben konnten, war die Freude nicht weniger allgemein, als früher der Schmerz. Sie hätten nun ihren Vater wieder, ſagten ſie, und ſie vergäßen gern ihre eignen Leiden, da ja ihr Tröſter wieder zu ihnen ſprechen würde. Das Wort Gottes ſey ihnen auch in der Schrift theuer, und wenn ſie es läſen; aber auf den Lippen ihres verehrten Seelſorgers gewönne es doch noch eine lebendigere Kraft, und es ginge ihnen noch beſſer zu Herzen, da ſie wüßten, wie es ihm ſelbſt vom Herzen komme. Darum ſähen ſie auch ſeine Geneſung als eine der größten Wohlthaten an, die ſie von Gott hätten erbitten können.

Solche wohlgemeinte Aeuſſerungen waren eine reiche Quelle der Freude für uns. Nach ſieben langen Wochen konnte

Sebaſtian endlich ſeine geliebte Gemeinde wieder an heiliger Stätte begrüſſen; von beyden Seiten war die Rührung groß; und ſo viele auch über verlohrne Freunde trauerten, ſo überwog doch die Freude über die Geneſenen den Schmerz. Nicht leicht iſt ein Dankfeſt mit größerer Theilnahme und Innigkeit gefeyert worden. Unſer Sing-Chor führte, auf Veranſtaltung der Gemeindevorſteher, einen Geſang auf, in welchem der Hirt geprieſen wird, der ſein Leben für die Heerde zu geben bereit iſt; und Sebaſtian predigte über die Worte: Trauern iſt beſſer denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebeſſert. Nach geendigtem Gottesdienſte aber traten die Vorſteher Glück wünſchend zu ihm, und die ganze Gemeinde drängte ſich herbey, und Jeder ſuchte ſeine Hand zu faſſen und ein freundliches Wort des Dankes anzubringen, und Viele konnten nicht ſprechen, ſondern weinten nur.

Und ſo war das auch einer der ſchönen Tage, die wir in Mainau genoſſen haben.

Ich will jetzt auch den glücklichen Erfolg erwähnen, der aus dem Aufenthalte jener kranken Gefangenen für Mainau hervorging. Einige Stunden nach ihrem Abzuge kam zu unſerm größten Erſtaunen einer dieſer Unglücksgenoſſen aus einem Winkel zum Vorſchein, wo er ſich bey der Abreiſe vor der Wache verſteckt gehalten hatte, und beſchwor uns, ſeiner Flucht kein Hinderniß in den Weg zu legen. Dieſe Bitte zu verſagen hatten wir keinen Grund. Vielmehr gaben wir ihm, was wir entbehren konnten, bezeichneten ihm den Weg, den er mit einiger Sicherheit verfolgen könnte, und entließen ihn mit dem aufrichtigen Wunſche, daß er die Rückkehr in ſeine Heimath finden möchte. Die Erfüllung dieſes Wunſches war nicht ſehr wahrſcheinlich; auch hörten wir nichts weiter von dem Ent-

flohenen, und dachten auch nach einigen Tagen nicht mehr an ihn.

Eine Reihe von Jahren war vergangen, als nach der unglücklichen Schlacht bey Jena eine Abtheilung von Kriegsgefangenen durch Mainau gebracht wurde. Die Bedeckung war ſchwach und ermüdet; ſie glaubte genug gethan zu haben, die Gefangenen während der Nacht in Ställen und Scheunen einzuſchließen; nur an wenigen Orten waren Wachen aufgeſtellt. Dieſer Umſtand blieb nicht unbenutzt. Viele entflohen unter Begünſtigung der Nacht und der Einwohner, und die franzöſiſchen Wachen fanden am andern Morgen kaum die Hälfte der Schaar zuſammen, die ihnen anvertraut war. Der Lerm, der bey dieſer Entdeckung entſtand, war groß. Die Officiere verlangten Auslieferung der Verſteckten, und da die Vorſtände Unmöglichkeit vorſchützten, wurde mit Feuer und

Plünderung gedroht. Schon ſah Jedermann mit unbeſchreiblicher Angſt dem Ausbruche eines großen Unglücks entgegen, als zufällig ein Officier von Rang erſchien, ſich nach den Urſachen des Getümmels erkundigte, und die Drohungen vernahm, mit denen wir geängſtigt wurden. Alle Augen waren jetzt auf dieſen Mann gerichtet, von deſſen Entſcheidung unſer Schickſal abzuhängen ſchien. „Wenn Ihr, ſagte er zu ſeinen Leuten, Eure Gefangenen ſchlecht und nachläßig bewacht habt, ſo büßt Ihr jetzt eigne Schuld, und es iſt weder den Gefangenen zu verargen, Eure Nachläßigkeit benutzt zu haben, noch viel weniger aber ſind die Einwohner dieſes Orts für die Flucht von Leuten verantwortlich, die ihnen nicht anvertraut waren. Sie haben keine Verpflichtung auf ſich, an Eurer Stelle den Dienſt gegen ihre Landsleute zu verrichten; und ſollten ſie dieſen auch, bey Eurer

ſorgloſen Bewachung, zur Flucht geholfen haben, ſo hätten ſie nur gethan, was Jeder von Euch in ähnlichen Verhältniſſen für Pflicht gehalten haben würde. Daß alſo keiner es wage, ſich an dem Eigenthume dieſer braven Leute zu vergreifen, deren Mitleiden ich und mehrere Eurer Landsleute erfahren haben, als wir vor zwölf Jahren in dem hülfloſeſten Zuſtande, krank und gefangen hier durchgeſchleppt wurden. Sie fragten nicht, ob wir Freunde oder Feinde wären; ſie ſahen Menſchen in uns, und leiſteten uns aus bloßem Wohlwollen jede Hülfe, die ſie vermochten. Alſo Marſch! und künftig beſſer auf den Dienſt geachtet!"

Dieſe Rede wurde von dem verſammelten Haufen in tiefer Stille angehört. Einige der Franzoſen murrten, andre ſcherzten; die meiſten ſagten: Der Obriſt hat Recht! und endlich zogen alle unter dem Rufe, Es lebe der Kaiſer! es lebe der

Obriſt! ab. Da nun die Bauern aus dem Erfolge der Rede ihren Inhalt abnahmen, umringten ſie den Officier, und ſetzten ihm mit Dank und Liebkoſungen ſo zu, daß er ſich lächelnd in unſer Haus rettete. Es war derſelbe Mann, dem wir vor ſo langer Zeit zur Flucht behülflich geweſen waren. Nach mannichfaltigen Abentheuern und vielen Gefahren war er über den Rhein gekommen, hatte in vielen Schlachten unter Napoleon gefochten, und bey dem Wechſel ſeines Glücks den kleinen Dienſt, den wir ihm geleiſtet hatten, immer in treuem Herzen bewahrt. Seine Freude uns wiederzuſehn war wenig geringer, als die unſrige über die unverhoffte Rettung war, die wir ihm verdankten, und er verſicherte uns mit dem Ausdrucke des wahrhaftigſten Gefühls, daß er über dieſes Ereigniß ſo erfreut ſey, wie einer, der eine alte drückende Schuld endlich abgetragen. „Hätte ich damals,

ſagte er, als ich dieſen guten Ort zum erſtenmal erblickte, noch zwey Tage mit jener verpeſteten Schaar ziehen müſſen, ich hätte der Krankheit untergelegen; und dann Adieu Vaterland, Ruhm, Glück und Ehre! Es ſtand bey Ihnen, mich feſt zu halten und unſern Feinden auszuliefern; und nach den Zeichen des Haſſes, die wir an andern Orten erfahren hatten, wäre mir ein ſolches Verfahren nicht unerwartet gekommen. Sie haben es nicht gethan, ja, Sie beſchenkten mich noch überdieß, wie Sie auch meinen Unglücksgenoſſen gethan hatten; und ſo verdanke ich Ihrer Menſchlichkeit, Ihrem Mitleiden alles Gute, das mir ſeitdem widerfahren iſt. Die Erinnerung daran hat mich nie verlaſſen, und ich darf ſagen, daß dieſe Erinnerung der Menſchheit ſchon bey mehr als einer Gelegenheit erſprießlich geweſen iſt.“

* * *

In der betrübten Zeit, von der ich vorhin geſprochen habe, wurde eine unſrer Nachbarinnen durch das anſteckende Fieber ihres Mannes und ihrer drey Kinder beraubt. Sie ſelbſt hatte mehrere Tage ohne Bewußtſeyn darnieder gelegen, und als ſie endlich wieder zum Leben erwachte, war ihr Haus verödet, und Alles, was ſie geliebt hatte, lag in der Gruft. Ihre Traurigkeit war unausſprechlich. Weit entfernt, dem Himmel für ihre Rettung vom Tode zu danken, beklagte ſie ſich vielmehr, nicht in jener Bewußtloſigkeit geſtorben zu ſeyn, wo ſie ihr Unglück und den unendlichen Schmerz ſo großen Verluſtes nicht gekannt hätte. „Wenn ich bey meinem Manne und meinen Kindern in der Erde läge, ſagte ſie, wie wohl wäre mir; nun ſoll ich leben in dem öden Hauſe, das mir vorkömmt wie ein Grab, und mich jeden Augenblick an

die Toden erinnert. Ein ſolches Leben iſt eine Qual, keine Wohlthat.“

Der Jammer dieſer verwaißten Frau ging Jedem an's Herz. Wie ein Bild des Schmerzes ging ſie umher. Täglich weinte ſie auf dem Grabe ihrer Toden, und den übrigen Tag ſaß ſie zu Hauſe, umgeben von Kleidungsſtücken der Verſtorbenen, ihren Schmerz nährend und die Arbeit fliehend. Für wen ſollt' ich arbeiten? ſagte ſie. Für mich? das iſt der Mühe nicht werth. — So ging es mehrere Wochen, und man fürchtete Tiefſinn, da alle Tröſtungen der Verwandten und Nachbarn wirkungslos an ihrem Herzen abglitten. Dieſes Alles war während der Krankheit meines Mannes geſchehn. Als nun dieſer wiederhergeſtellt war, und ſeine erſte Kirche hielt — die meiſten Zuhörer waren in Trauer, und die arme Wittwe war auch darunter — gedachte er des Unglücks, das den Ort betrof-

fen hatte, und daß wir nicht zweifeln dürf= ten, es ſey uns auch dieſes, ſo hart es ſcheine, von Gott zu unſerm Beſten ge= ſchickt worden. Er zeigte, daß eben die Prüfung den Glauben bewähre; daß der Schmerz, indem er uns von dem Irdiſchen trenne und deſſen Nichtigkeit erkennen laſſe, zu Gott führe, und daß die, welche in Thrä= nen ſåen, einſt in Freuden ernten werden. „Die Gottesfurcht, ſagte er unter andern, iſt der Stab, der dem gebrechlichen Men= ſchen auf der Pilgerreiſe durch das Leben in ſeine ewige Heimath führen ſoll. So lang er auf ebnem Boden geht, vergißt er dieſen Stab nur allzuleicht; wenn aber der Weg ſteil und rauh wird, dann ſtützt er ſich dank= bar darauf.“ — Nachdem er nun die Troſtloſigkeit des Menſchen geſchildert hat= te, dem auf Erden Alles genommen worden, woran ſein Herz hing, wenn ihm der Glau= be an die ewige Liebe und ihre Verheiſſungen

mangelt, dankte er Gott für das Licht der Religion, die ſo tröſtend in das Dunkel des Lebens ſcheine, die Nacht der Gräber erleuchte, und mitten unter Thränen und Jammer in dem blutenden Herzen die Freudigkeit des höhern Lebens erwachſen laſſe. — Alle Zuhörer ergriff dieſes fromme, aus tiefem Gemüthe geſprochene Gebet. Die arme Wittbe zerfloß in Thränen; denn zum erſtenmal fühlte ſie ſeit ihrem großen Verluſte erquickenden Troſt. Mit einem andern Sinne kehrte ſie nach Hauſe zurück. Hier entfernte ſie zuerſt die Gegenſtände, die bisher ihren Schmerz genährt hatten; ordnete dann in ihrem Hauſe, was bisher vernachläßigt worden war, und beſchloß mit Ergebung in den göttlichen Willen, ſtatt ihr Leben in eitelm Müſſigange zu vertrauern, für Andre zu arbeiten, wie ſie vordem für Mann und Kinder gearbeitet habe. Die Ausführung dieſes guten Vor-

ſatzes wurde nicht aufgeſchoben, und ſo ſchwer auch der Anfang war, und ſo große Ueberwindung er koſtete, ſo ſegensvoll war der Erfolg. Noch oft weinte ſie zwar, aber ihre Thränen floßen aus einem ergebenen Herzen ohne Bitterkeit. Sie dachte immer an die Verſtorbenen, aber mit der frohen Hofnung des künftigen Wiederſehns; ſie wünſchte den Tod, aber mit der ſtillen Sehnſucht eines Gott geweihten, in ſeinen Willen ergebenen Herzens, und ohne über die Bürde des Lebens wie vorher zu klagen. Sie ging und weinte, um einſt mit Frohlocken ihre Garben zu bringen.

Das Haus dieſer Wittbe war eines der erſten im Dorfe nach der Landſtraße hin. Vor dem Hauſe war eine Laube von Lianen gezogen, welche die Fenſter der untern Stube überſchattete, und Bänke waren in der Laube befeſtigt, der gewöhnliche Spiel=

platz der Kinder der Wittbe, ſo lange ſie lebten. Als ſie nun eines Abends bey der Lampe am Rocken ſaß, und in dem einſamen Stübchen recht lebendig an ihre Kinder dachte, hörte ſie ein Regen in der Laube, und eine zarte Stimme, welche ſagte: Ach, wie müde ich bin! Wir wollen hier bleiben; da wird uns Niemand etwas thun, und die Nacht iſt gar nicht kalt. — Dann ſagte eine andre Stimme: Wenn ich nur nicht ſo entſetzlichen Hunger hätte! — und eine dritte: Da nimm! Sonſt hab' ich nichts. — Als die Wittbe dieſes hörte, ſtand ſie auf, ging mit der Lampe an die Thür, und rief hinaus: Wer iſt denn nur da? — und ehe eine Antwort kam, ſah ſie drey Kinder in der Hütte webeln, zwey Knaben und ein Mädchen; das Mädchen aber war das jüngſte von Allen. — Wer ſeyd ihr denn? fragte ſie weiter, und was wollt ihr hier? — Wir ſind Waiſen, ant-

wortete der älteſte Knabe, und ſuchen ein Obdach, wo wir ausruhen können. — Das iſt ein ſchlechtes Obdach, antwortete die Wittbe, hier unter freyem Himmel. Warum habt ihr denn nicht gleich angepocht? — Ach, gute Frau, antwortete der zweyte Knabe, wir haben ſchon manchmal auf unſerm Wege angepocht, und ſind mit harten Worten fortgeſchickt worden, wie erſt geſtern Abend noch auf einem großen Pachthofe. Da fürchteten wir uns, und nahmen uns vor, wenn es nur irgend möglich wäre, lieber die Nacht im Freyen zuzubringen.

Während dieſes Geſprächs hatte die Wittbe zwey der Kinder bey den Händen gefaßt und in die Stube geleitet; das dritte folgte von ſelbſt nach. Sie ſchienen meiſt von dem Alter der ihrigen zu ſeyn, ſo daß ihr die hellen Thränen in die Augen kamen, wenn ſie den Kindern in die blaſſen Geſichter ſah; und vollends als ſie um den

Tiſch her ſaßen, und mit ſcharfem Hunger zugriffen, da war es ihr nicht anders, als ob es ihre eignen wären. Sie ließ ſie ruhig eſſen, und erſt als ſie geſättigt waren, und das Tiſchgebet geſprochen hatten, forſchte ſie nach ihrer Herkunft und der Urſach ihrer Wanderung. Da erzählten die Kinder, ſie kämen vom Main her, wo ihr Vater ein Tiſchler geweſen. Ihr älteſter Bruder ſey im Kriege geblieben; Vater und Mutter aber binnen wenigen Tagen an einer anſtek- kenden Krankheit geſtorben; und da faſt der ganze Ort verödet, die umliegende Ge- gend von Freunden und Feinden ſchrecklich verheert, und nirgend mehr ein Unterkom- men zu finden geweſen, ſo hätten ſie ſich entſchloſſen, in ein Land zu ziehn, wo kein Krieg wäre; und da ihre ſeligen Eltern Mennoniten geweſen, und immer viel von den Brüdergemeinden in Sachſen erzählt hätten, wäre ihnen in den Sinn gekommen,

eine ſolche Gemeinde aufzuſuchen, wo man ſich ihrer vielleicht um des Heilandes willen annehmen würde. — Dann erzählten ſie, wie es ihnen auf der Reiſe gegangen; wie ſie ſich bisweilen hätten verbergen müſſen, um nicht von der Polizey aufgegriffen und in ihre verödete Heimath zurückgeführt zu werden; wie ſie aber auch oft wohlthätige Menſchen gefunden, die ſich ihrer angenommen und ihnen weiter geholfen hätten. Sie hätten auch nie den Muth verlohren, ſetzte der älteſte Knabe hinzu; denn ſie wären feſt überzeugt, daß Gott ſo arme Waiſen nicht verlaſſen würde.

Während dieſer Erzählung belebten ſich die Mienen der ermüdeten Kinder. Die blaſſen Wangen färbten ſich roth, und ihre Augen ſprachen faſt ſo beredt wie ihr Mund. Es war unmöglich in die offenen Geſichter zu ſehn, ohne ſie zu lieben. Der Wittbe ganzes Herz war bewegt. Sie ſag=

te aber nichts als die Worte: Bewahrt nur euern Glauben und vertraut auf Gott; er wird euch nicht verlaſſen.

Da es nun ſchon ſpåt war und Zeit ſchlafen zu gehn, führte ſie die gute Wittbe zu den Betten ihrer ſeligen Kinder, die noch wie ſonſt gemacht in der Kammer ſtanden. So gut hatten es die armen Waiſen lange nicht gehabt, und da ſie flugs eingeſchlafen waren, ging die gute Frau noch Einmal an jedes Bett, und ſegnete die Schlafenden, wie ſie es auch mit ihren Kindern zu thun gewohnt geweſen, und weinte ſich recht vom Herzen aus. Dann ging ſie ſelbſt zu Bett. Schlafen konnte ſie in dieſer Nacht freylich nicht viel. Ihr Gemüth war zu ſehr bewegt.

Als nun der Tag anbrach, war ſie zuerſt auf, und die Kinder ſåumten auch nicht; aber als ſie ſich anziehn wollten, fanden ſie ihre Kleider nicht, ſondern andre.

Statt der abgetragnen hatte ihnen die Wittbe die Sonntagskleider ihrer eignen Kinder hingelegt. Da ſahen ſie denn noch viel ſchmucker aus als vorher, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ſie der Reihe nach zu herzen und zu küſſen, als ob es ihre eignen Kinder wären; dann ſetzte ſie ihnen das Frühſtück vor. Die Kinder aber griffen nicht zu, ſondern ſahen ſich unter einander an, und der älteſte Knabe ſagte: Würdet Ihr uns wohl verſtatten, das, was Ihr uns hier aus ſo gutem Willen gebt, mit auf den Weg zu nehmen? Wir hätten den ganzen Tag daran genug. — Die Wittbe aber ſagte: Greift nur zu; ihr ſollt nicht hungrig von mir gehn; das Uebrige findet ſich auch ſchon. — Und wie nun die Kinder fröhlich aßen, wurde ihr das Herz abwechſelnd froh und betrübt, und ſie ſelbſt konnte nicht fröhlich eſſen und trinken, ſondern ſah nur auf die Kinder. Nach eingenommenem Frühſtück ſchickten

ſich dieſe zum Aufbruch an, dankten für die freundliche Aufnahme und die empfangenen Geſchenke, und verſprachen, ihrer Wohlthäterin in ihrem Gebet zu gedenken. Dann verließen ſie das Haus, mit Lebensmitteln reichlich verſorgt, und zogen wohlgemuth auf der Landſtraße fort, den Weg nach Barby, wo ſie ein Unterkommen zu finden hofften.

Kaum aber waren die Kinder fort und aus den Augen, da fiel der armen Wittbe mit Einemmal die ganze Laſt des alten Jammers wieder auf das Herz. Es war ihr eben, als ob ſie ihre Kinder jetzt erſt verlohren hätte; ſie ſah in die Betten, in denen nun nichts mehr war, und ihre einſame Stube kam ihr nun wieder ſo öde vor wie ein Grab. Indem ſie nun vor ſich hin ſah, in ihre Einſamkeit hinein, war es ihr, als ſagte Jemand: Deine Kinder hat Gott zu ſich genommen, und dieſe Waiſen, die er

dir an ihrer Stelle ſchickt, läßt du ſchutzlos hinziehn in die Welt? — Und ſo wie ſie das dachte, eilte ſie zur Thür hinaus nach der Landſtraße hin, und ſah Niemanden, der ihr begegnete, und grüßte keinen; denn ſie dachte nur darauf, die Kinder wiederzu⸗holen; und als ſie um die Ecke bog, wo man die freye Ausſicht auf den Weg hat, kam ihr der zweyte Knabe entgegen, er⸗kannte ſie und ſagte: Ach, gute Frau, wir haben Etwas bey Euch vergeſſen, unſre Ge⸗betbücher, die in den Taſchen unſrer Klei⸗der ſtecken; die ſeyd ſo gut, und gebt uns zurück. — Da war nun die Frau herzlich vergnügt, weil ſie der Kinder nun gewiß war, verſtellte ſich aber und ſagte: Geh nur wieder hin zu deinen Geſchwiſtern, und ſag' ihnen, ſie müßten auch wieder mit kom⸗men, und ihre Bücher abholen. Dir al⸗lein gäb ich ſie nicht. — Dem Knaben kam das nun freylich ſonderbar vor, aber

er lief doch wieder zurück, und nach einer Viertelſtunde ſtanden alle drey wieder in der Laube vor der Thür, und erwarteten die Zurückgabe ihrer Bücher. Sie hatten auch noch nicht lange gewartet, da kam die Wittbe heraus und ſagte: Es iſt ſchon gut, daß ihr kommt; ihr habt mir Etwas mitgenommen. — Da ſahen ſich die Kinder beſtürzt an, und der älteſte Knabe ſagte: Was könnten wir Euch mitgenommen haben, das Ihr uns nicht ſelbſt gegeben hättet? Und die Andern legten die Hand auf das Herz, und betheuerten, daß ſie nichts genommen hätten. — Da lächelte die Wittbe durch ihre Thränen, faßte eines um das andre bey dem Kopfe, küßte es und ſagte: Ey freylich habt ihr mir mein Herz mitgenommen, und nun wollt ihr es doch leugnen. — Kommt aber nur herein, denn das Wetter ändert ſich, und ich kann euch heut nicht ziehen laſſen. Morgen wollen wir

weiter ſehn. — Den Kindern war das nicht ungelegen. Sie traten wieder in das Haus, und als ſie hier ihre Bücher wiederbekommen hatten, ſetzten ſie ſich in eine Ecke und beteten daraus. Da ſagte die Wittbe: Betet doch laut, damit ich mich auch erbaue. Und das Mädchen las mit lauter Stimme: „Du vergißeſt des Armen nie ganz, und die Hofnung des Elenden iſt nicht verlohren. Zwar trittſt du bisweilen fern und verbirgſt dein Angeſicht; aber wenn die Noth am größten iſt, da iſt deine Hülfe nah. Wer auf den Herrn hoffet, den wird ſeine Güte umfangen. Auch an mir hat er Großes gethan. Darum will ich mich des Herrn freuen und ihn preißen, ſo lange ich lebe, und ſeinen Nahmen erhöhen. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen.“

Nachdem das Kind ſo gebetet hatte, ſagte die Wittbe: Das ſind ſchöne und tröſt-

liche Worte; die laßt Euch recht in das Herz geſchrieben ſeyn. — Dann fragte ſie: Kennt ihr denn Jemanden an dem Orte, wo ihr hin wollt? Und worauf verlaßt ihr Euch? — Wir kennen Niemanden, antwortete der älteſte Knabe; aber wir verlaſſen uns auf Gott; und da wir wiſſen, daß dort fromme Leute wohnen, ſo hoffen wir, daß er irgend eine mitleidige Seele erwecken wird, die ſich verlaſſener Waiſen annimmt, und weiter für ſie ſorgt. — Müßte denn das aber in der Ferne ſeyn, ſagte die Wittbe, und in einer Brüdergemeinde? Sind nicht alle Menſchen Brüder? und gibt es nicht auch hier gute Chriſten, die das Wort des Heilandes zu Herzen genommen haben: Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen? — Da antwortete der älteſte Knabe: Wir wiſſen das wohl, und wenn uns Gott andre Hülfe ſenden wollte, ſo

würden wir ſie dankbar annehmen. Wir möchten uns aber nicht gern trennen; und wo möchte leicht ein Menſch gefunden werden, der drey Waiſen auf Einmal bey ſich aufnähme, da ja auch wohl den wirklichen Eltern in der jeƷigen Zeit ſo viele Kinder zu erziehen ſchwer fällt? — Bey dieſen Worten ging der Wittbe das Herz wunderbar über. Hört, ſagte ſie, es iſt nicht ohne Gottes Fügung geſchehn, daß ihr geſtern ein Obdach vor meinem Hauſe geſucht habt. Es iſt nun faſt ein Jahr, daß ich drey Kinder durch den Tod verlohren habe, auch zwey Knaben und ein Mädchen, die damals meiſt ſo alt waren, wie ihr, wie ihr aus ihren Kleidern abnehmen könnt. Da war nun mein Jammer unausſprechlich groß; aber Gott hat mir Troſt geſchickt durch ſein heiliges Wort, und ich hab' ihm ſtill gehalten und meine Einſamkeit zu ertragen geſucht. Wie ihr nun geſtern zu mir

kamt, war es mir eben, als ob ich meine eignen Kinder ſähe; und als ihr weggegangen wart, blutete mir das Herz. Darum ging ich Euch nach, und rief Euch zurück; denn es kam mir vor, als müßt' und ſollt' ich Euch bey mir behalten; und wenn es Euch ſo recht iſt, ſo ſollt ihr bey mir gehalten ſeyn wie eigne Kinder. — Bey dieſen Worten der Wittbe ſahen ſich erſt die Waiſen voll Verwunderung und faſt unglaubig an; dann fielen ſie einander um den Hals und ſagten mit Thränen: Das hat uns Gott geſchickt! — dann faßte der Aelteſte die Wittbe bey der Hand und ſagte: Wenn Ihr denn unſre Mutter ſeyn wollt, ſo wollen wir gern Eure gehorſamen Kinder ſeyn. — Und die Wittbe erwiederte: So ſey es, wie Gott will.

Von dieſem Augenblick an war nun in dieſem Hauſe ein Leben, wie zwiſchen leiblichen Eltern und Kindern. Der Engel der

Liebe wohnte unter ihnen, und goß Freuden in alle Herzen aus; und es war ſchwer zu ſagen, ob die Dankbarkeit lebendiger war in den Waiſen, die nun wieder eine Mutter und eine Heimath hatten, oder die Freude in dem Herzen der Wittbe, die nun wieder für Kinder ſorgen konnte. Sie kam noch deſſelben Tages in die Pfarre, um uns ihr Glück zu erzählen, und brachte dann auch die Waiſen ſelbſt, damit wir uns an den ſtillen, freundlichen Kindern mit ihr freuen möchten. In der That konnte man ſie nicht wohl ſehen, ohne ſie zu lieben, und indem wir ſie über Vieles befragten, zeigten ſie in Allem einen geſunden und geraden Verſtand, und in Sachen der Religion einen guten Grund. Aus Allem erhellte, daß ihre Eltern gar fromme und wackre Leute geweſen, die den Unterricht ihrer Kinder durch Beyſpiel und Lehre mit löblichem Eifer gefördert hatten.

Die Wittbe hatte bis dahin nicht nach den Nahmen ihrer Kinder gefragt. Da ſie aber am folgenden Tage in die Schule geſchickt wurden, und ihre vollen Nahmen auf die Schreibbücher ſchrieben, ſah ſie mit Verwundrung, daß das eben auch der Nahme ihrer eignen Eltern war, und als ſie dieſer Spur weiter nachforſchte, fand ſich, daß der Vater dieſer Kinder ein ganz naher Verwandter geweſen, der in ſeiner Jugend auch als Waiſe in die Welt gegangen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch keine Nachricht von ſich gegeben hatte. Da nun die Wittbe ſah, daß dieſe Kinder ſie ſo nah angingen, war ihre Freude noch größer, und ſie konnte nicht aufhören, die wunderbaren Wege der Vorſehung zu preiſen. Die Kinder brachten ihr Segen und Freude in Fülle. Von den Knaben lernt jeder ein Handwerk; das Mädchen blüht in Unſchuld und Anmuth, und pflegt ihre

zweyte Mutter mit der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die einer ſo guten und frommen Frau gebührt.

* * *

Ohngefähr um dieſelbe Zeit brach in unſerer Nähe, wie ein anſteckendes Fieber, ein fanatiſches Schwärmen aus, das viele Menſchen ergriff, mancherley Unordnungen verurſachte, und auch in unſer Mainau einzubrechen drohte. Ein Arzt, welcher mit der erlernten Kunſt nur wenig Glück machte, fing zuerſt an, am Krankenbette ſtatt heilſamer Arzneien Gebete zu verordnen; dann auch die Geſunden, oft mit heftigen und bittern Worten zur Buße zu treiben, und ihnen ihr ſündhaftes Leben als die einzige Urſache der ſie drückenden Uebel vorzurücken. Einige verwieſen ihm ſeine Ungebühr; andre trieben den Zudringlichen mit Ungeſtüm aus ihrem Hauſe; noch

andre verklagten ihn bey der Obrigkeit; da er ſich aber nicht abſchrecken ließ, und immer von neuem und immer heftiger predigte, die Sünden der Menſchen ohne Schonung aufdeckte, und ihnen mit der Nähe des jüngſten Gerichtes drohte, da erregte, wie es zu geſchehn pflegt, zuerſt dieſes Beharren auf demſelben Sinn, und das Wiederholen der nemlichen Dinge die Aufmerkſamkeit. Allmählig gewann er Jünger, und eine Gemeinde verſammelte ſich um ihn, die ihn als ein ausgerüſtetes Werkzeug Gottes prieß; auch von mancherley Wundern wurde erzählt, die er durch die Kraft des Glaubens und ſeiner Gebete bewirkt habe. Manche erzählten, man hätte, ehe er zu ſprechen angefangen, Strahlen aus ſeinem Munde gehen ſehen, und dann hätte er ſo gewaltig gepredigt, daß alle Zuhörer wie von Einem Geiſte ergriffen, auf ihre Knie gefallen, und mit lauter Stimme gerufen

hätten: Herr, ſage uns, was wir thun müſſen, damit wir ſelig werden. — Dieſe Gerüchte zogen immer mehr Volk herbey. Auch von den Mainauern gingen einige hin, ihn zu hören, und von dieſen erfuhren wir zuerſt die Beſchaffenheit der neuen Lehre und die Weiſe des Lehrers.

Von den Predigten ſelbſt, die ſie mit angehört, wußten ſie freylich nicht viel zu ſagen. Es ſey wenig Zuſammenhang darinn geweſen, ſagten die Verſtändigſten; aber es habe Eindruck gemacht, daß er Spruch an Spruch gereiht, heftig gegen die Sünden der Zeit geeifert, die Welt verdammt und ihren nahen Untergang verkündigt hätte. Was er hievon und von dem jüngſten Gerichte geſagt, ſey ſchrecklich zu hören geweſen. Troſt habe er keinen gegeben, aber Jedermann ſey beſtürzt und zerknirſcht hinweggegangen.

So wie ſich der Zulauf vermehrte, ſo wurden auch die Verkündigungen des groſ- ßen Gerichtstages beſtimmter und drohen- der. Es ſey nun Zeit, hieß es, alles Welt- liche abzuwerfen, die Lampe des Glaubens mit Oel zu füllen, nur dem Gebet und der Buße zu leben, damit, wenn der Richter der Welt erſchiene, er jeden in Erwartung fände. Sie ſollten von nun an ganz allein aus dem Glauben leben, ſich aller weltli- chen Arbeit entſchlagen, und nur feſt auf Gottes Beyſtand hoffen; denn es ſey heyd- niſch für den andern Tag zu ſorgen; und Läſterung, zu meynen, Gott könne einen ſeiner Auserwählten verſchmachten laſſen. Zugleich ſchalt er auf die, welche andrer Meinung waren, verdammte ſie als Kin- der der Welt und Feinde Gottes, die, ob ſie ſich gleich Chriſten nennten, doch nur gott- loſe Heyden wären, und verbot ſeinen Jün-

gern ihre Gemeinſchaft, damit ſie nicht mit ihnen zur Hölle führen.

Dieſe und ähnliche Reden, die deſto gewaltiger auf ungebildete Gemüther wirkten, je räthſelhafter und verworrener ſie waren, verurſachten große Bewegungen in einzelnen Familien und ganzen Gemeinden. Das Evangelium des Müſſigangs fand Anhänger; die Kinder trotzten ihren Eltern; ungehörige Verbindungen wurden in Vertraun auf höhere Eingebung geſchloſſen; die Verketzerungswuth nahm über Hand, und die meiſten Jünger des neuen Propheten, nicht zufrieden ſich von ihren Kirchen abzuſondern, trugen öffentlich die größte Verachtung gegen den hergebrachten Gottesdienſt zur Schau. Den meiſten Predigern ſchien dieſes unerträglich. Sie eiferten von der Kanzel und im Geſpräch gegen den neuen Wahnglauben, verdammten ſeine

Urheber, kündigten ſeinen Anhängern den göttlichen Zorn an, und kehrten überhaupt ſeine eignen Waffen gegen ihn. Dieſes Mittel aber, weit entfernt den erwarteten Erfolg zu haben, erbitterte die Andersgeſinnten, und führte der neuen Lehre immer mehr Anhänger zu. Sebaſtian predigte nicht dagegen. Zur Buße und Beſſerung hatte er auch früher ermahnt, und fuhr damit fort; auf das ſtrenge Gericht der göttlichen Gerechtigkeit jenſeit des Grabes hatte er immer hingewieſen; denn dieſe Lehre, ſagte er, ſey ja eine der wichtigſten des Chriſtenthums, und könne nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden; aber das ſey ein unſeliger Irrthum, daß ein mildes Urtheil des ewigen Richters durch ein eitles Schwärmen in übernatürlichen Dingen, und nicht durch fromme Geſinnungen, ein rechtſchaffnes Leben, Liebe des Nächſten und eifrige Erfüllung jeder chriſtlichen und menſchlichen

Pflicht erhalten werde. Zugleich predigte er auch gegen den Müſſigang und ſeine ſchrecklichen Folgen, während er auf der andern Seite die beglückenden Wirkungen der Arbeitſamkeit mit lebendigen Farben ſchilderte. Da war denn nun nicht leicht einer unter den Zuhöreen, deſſen eigne Erfahrung nicht der Lehre ihres Predigers entgegenkam, und der nicht in ſeinem Herzen fühlte, daß treue Erfüllung des Berufs, Ordnung im Hausweſen, ſtrenge Regelmäßigkeit im ganzen Leben, nicht nur das Böſe hemme, ſondern auch die reichſte Quelle des Segens und der Zufriedenheit ſey. Indem nun Sebaſtian ſie auf dieſe Erfahrung zurückführte, ihnen das ſtille und glückliche Leben ſchilderte, das ſie bis jetzt, Jeder in ſeinem Hauſe, und Alle unter einander genoſſen, indem er ihnen Liebe und Eintracht als den Probierſtein einer ächt chriſtlichen Geſinnung darſtellte, ſo

hatte er die Freude zu ſehn, daß die Wenigen ſeiner Gemeinde, welche Neigung zu der neuen Lehre bewieſen hatten, zu ihm zurückkehrten, und was bey weitem das Wichtigere war, daß die Ruhe der Gemeinde durch keine Spaltungen geſtört wurde.

* * *

Ich will bey dieſer Gelegenheit eines Mannes gedenken, welcher lange Zeit eine kleine Hütte zwiſchen Mainau und Erbach bewohnte, und ebenfalls für einen Separatiſten galt. Er war es aber im eigentlichen Sinne nicht, ſondern nur ein ſonderbarer Mann, den doch Jeder achten mußte, der ihn nicht bloß nach der äußern Schale beurtheilte. Als ich ihn zuerſt kennen lernte, war er ſchon Greis. Ein dichter weißer Bart hing lang auf ſeine Bruſt herab; den Kopf trug er unbedeckt; ſein Rock

war ohne Falten und von ihm ſelbſt verfertigt; um die Hüften hatte er einen breiten Gurt, der mit ledernen Riemen zugebunden war. So waren auch die Schuh gebunden. Gewöhnlich führte er eine kleine Axt in der Hand, mit welcher er Bäume fällte, Breter zuhib, und vieles andre mit beſonderer Geſchicklichkeit zu machen verſtand. Seine Hütte hatte er aus Bretern leicht zuſammengezimmert; die Oefnungen der Fenſter waren ohne Glas, nur mit hölzernen Schiebern verwahrt; das Dach bildete Baumrinde und einige hölzerne Schindeln. An der Thür war kein Schloß zu ſehn; nur ein hölzerner Riegel hielt ſie feſt. Auch war im Innern nichts, was der Verwahrung bedurft hätte. Ein hölzerner Tiſch, welcher unverrückt ſtand, eine Bank daran, eine Bettſtelle mit Heu und Stroh gefüllt — das war ſein ganzes Geräth. Doch war Alles reinlich; der Fußboden mit Sand

beſtreut, der Tiſch ſauber abgewaſchen, das Stroh ſeines Lagers friſch. Der Umfang der Hütte war nicht größer, als ihr dürftiger Inhalt forderte.

Das was die Lebensart dieſes Mannes, der unter dem Nahmen des alten Andres, oder auch des Einſiedlers, in der ganzen Gegend bekannt war, noch auffallender machte, war der Umſtand, daß er der Sohn wohlhabender Eltern war, und ſich ſeines Vermögens freywillig begeben hatte. Den Zuſammenhang der Sache wußten nur wenige noch; er ſelbſt theilte ſich nicht leicht darüber mit, ob er gleich ſonſt einem Geſpräche nicht aus dem Wege ging; wenn ihn aber Jemand auf ſeine Lebensweiſe brachte, pflegte er zu ſagen: „Jeder verſucht es mit dem Leben auf die Weiſe, die ihm die beſte dünkt. Meine Weiſe iſt dieſe. Wer Luſt hat, ſie nachzumachen, wird dann ſelbſt ſehn, was daran iſt.“ — Sebaſtian

gewann ſein Vertrauen. Ihm erzählte er die Geſchichte von freyen Stücken ohngefähr auf folgende Weiſe:

„Mein Vater war ein wohlhabender Mann. Durch unermüdliche Arbeit und Sparſamkeit hatte er ſein väterliches Erbe verdoppelt, und trachtete immer nach mehr; denn ſein Sinn war ganz auf irdiſche Habe gerichtet. Er pflegte zu ſagen: Ein Mann gilt ſo viel als er hat, und eine Frau ſo viel als ſie mitbringt. Erwerben und erſparen waren die Worte, die er am meiſten im Munde führte, und der Inbegriff ſeiner Weisheit. Mich und meine Schweſter hielt er ſcharf zur Arbeit, und auch ſich ſelbſt gönnte er keine Ruhe, ſelbſt Sonntags nicht. Denn nach dem Gottesdienſte ſah er nach der Wirthſchaft, trug in ſein Haus-haltungsbuch ein, und zählte den Gewinn der Woche zuſammen. Ich mußte ihm dann helfen, um mich im Rechnen zu üben,

und wenn andre Knaben meines Alters auf der Wieſe ſpielten, ſaß ich am Zahltiſch oder hinter der Schiefertafel, und wurde geſcholten, wenn ich zu langſam war, oder mich verrechnet hatte."

Meine Mutter, eine überaus milde und gottesfürchtige Frau, hatte an dieſem irdiſchen Treiben nicht ſo viele Freude; aber von der Strenge meines Vaters niedergedrückt, wagte ſie nicht dagegen zu ſprechen. Nur dann, wenn ihn ungerechter Gewinn zu reizen ſchien, überwand ſie die Scheu, und hemmte das Beginnen ihres Mannes durch fromme Worte. Dieſen folgte er dann, wenn gleich unwillig. So war ſie alſo ſein guter Engel wenigſtens ſo weit, daß ſie die Furcht Gottes wach in ihm erhielt, wenn ſie ſchon nicht die Liebe in ihm erregen konnte. Auch nahm ſie oft die Armen gegen ihn in Schutz, und hemmte ſein Ungeſtüm, wenn er allzu hart in ſeine Schuld-

ner drang. Wenn ſie nun ſo ein Unglück abgewehrt, und einem bedrängten Menſchen Ruhe geſchafft hatte, da feyerte ſie einen hohen Feſttag, doch nur im Stillen, ohne Glockenſchall und äußern Prunk. Ihr Engel wird dieſe ſtillen Feſttage gezählt haben, und auch die Tage ihrer Trauer und Angſt; und ſie wird jetzt in der Herrlichkeit des Himmels aufrecht gehn, was ſie hienieden nicht konnte. Ihr frohſter Tag war der, wo ſie aus ihrem harten Krankenlager ins Grab ſtieg, und die ſchwere Bürde ihres Lebens an ſeinem Rande niederlegte."

„Nicht lange darauf ſtarb auch mein Vater, und hinterließ mir ſeinen Meyerhof, den ſchönſten in der ganzen Gegend, von wohl angebauten Aeckern und herrlichen Wieſen umgeben. Ich fand Freude an der Wirthſchaft und betrieb ſie mit Eifer. Nach einiger Zeit heirathete ich ein ſchönes, herzlich gutes, aber blutarmes Mädchen, die

ich ſchon lange im Stillen geliebt hatte. Denn meines Vaters Gedanken waren auf die reichen Töchter ſeiner Nachbarn gerichtet; und ich hatte Noth und Mühe, ſeine Heirathsvorſchläge von mir abzuhalten; denn die zu heirathen, welche ich liebte, hätte er mir nie geſtattet. Unſer Ehſtand war ein Himmelreich. Wir hatten nur Einen Sinn, beteten und arbeiteten zuſammen, und genoſſen gemeinſchaftlich jede Freude, die uns der Himmel gab. Dieſes Glück war zu groß für mich. Mein gutes Weib ſtarb in dem erſten Wochenbette, und hinterließ mir einen Knaben, der ſeiner Mutter Ebenbild war. Meinen Schmerz kann ich nicht beſchreiben, ſo wenig als meine frühere Glückſeligkeit; aber da ich an einem der erſten Tage troſtlos auf dem Grabe meines Weibes ſaß, kam es mir vor, als erhübe ſie ſich aus dem Sarge, und reichte mir den Knaben hin mit den Worten: Liebe Du die-

ſen, wie Du mich geliebt haſt. — Da ging ich nach Hauſe und ſorgte für den Knaben, und zog ihn auf, und er gedieh in friſcher Geſundheit, und ich hatte große Freude an ihm. In ſeinem dritten Jahre lehrt' ich ihn ſelbſt leſen und ſchreiben, und brachte jede müſſige Stunde mit ihm zu. Nachdem er vier Jahr alt geworden, ſtand er eines Abends zwiſchen meinen Knien, und fragte mich plötzlich, wo Gott wohne, und ob ich auch in den Himmel käme, und mehreres dergleichen, und wie ich ihm in das runde heitre Geſichtchen ſah, war es mir eben, als ſäh ich ſeine Mutter an. Da ſagt' ich mit inniger Freude: Andres, du biſt doch ganz deiner ſeligen Mutter Ebenbild. Und ſchnell antwortete der Knabe, als ob er ſich auf etwas beſonnen hätte: Vater, heut morgen, als ich noch ſchlief, hat mich die Mutter gerufen. — Du haſt ja deine Mutter nicht gekannt, antwortet' ich.

— Das thut nichts, ſagte der Knabe, ich weiß doch, daß es meine Mutter war, und niemand ſonſt. Und da ich aufwachte, hörte ich ihr Rufen noch; und antwortete: Ja, Mutter, Andres kömmt! Und eben jetzt iſt es mir wieder, als ob ich gerufen würde. — Dieſe kindiſche Rede ſchnitt mir tief in das Herz. Am folgenden Morgen lag der Knabe im heftigſten Fieber und kannte mich nicht. Ich ritt halb wahnſinnig nach der Stadt, holte den berühmteſten Arzt und behielt ihn bey mir. An meinen Verſprechungen lag es nicht, daß er den Knaben nicht rettete, auch an ſeiner Sorgfalt nicht. Nach drey Tagen lag meine letzte Freude im Sarg, und ruhte neben der Mutter, die ihn gerufen hatte."

„Jetzt war ich allein in der Welt. Meine Schweſter, die einen reichen Mann geheirathet hatte, war ganz wie mein Vater auf das Zeitliche bedacht. Von ihr bekam

ich keinen Troſt. Ich ging umher wie betäubt. Meine Geſchäfte verrichtet' ich auf gewohnte Weiſe; aber ich wußte nicht, was ich that. Wo ich hin ſah, ſtand mir das offne, dunkle Grab vor Augen, und in ſeiner Tiefe die blaſſen Geſtalten der Todten im Leichentuch mit ihren feſt geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen. Das war daſſelbe Tag und Nacht; denn ich hatte keinen Schlaf, und ging oft die ganze Nacht umher, und jammerte über mein Elend und meine Einſamkeit. So mocht' ich das etwa vier Wochen lang in dem öden Hauſe getrieben haben. Eines Abends — es war im Spätherbſt — als ich junge Bäume einband, und die letzten Strahlen der Sonne blaß und matt durch die Wolken ſchlüpften, und der Wind in dem abgefallnen Laube rauſchte, und es mir eben war, als ob ich den Fußtritt des Todes hörte, da ſchlug etwas an mein Herz, ich weiß nicht wie,

und ich ließ das Reiſig zur Erde fallen, das ich in der Hand hatte, ſah in die laufenden Wolken und ſagte zu mir: Du Thor! wozu denn das Alles? Sieh, es geht Alles dahin. Die Sonne geht unter hinter den Bergen; der Tag erliſcht in der Dunkelheit; das Jahr ſtirbt in den Winter hin — bald biſt Du auch nicht mehr da. — Dann ſah ich mich um, und Haus und Feld und Garten, und all mein Eigenthum, das rund um mich her vor meinen Augen lag, kam mir vor wie ein fremdes Land. Ich ſtand ſo allein in der Mitte, und mir graute. Wozu brauchſt du das Alles, du einzelner Wurm? dacht' ich weiter. Mutter und Vater, Frau und Kind behelfen ſich unten in dem engen Kaſten, und ſind ſelig in Gott; und Du wirthſchafteſt in der großen Heimath, wo Du doch nicht einheimiſch biſt, bauſt Feld und Garten für nichts, und vergißt über all dem Treiben und Schaffen, was

Dir am meiſten Noth thut. — Dieſem Gedanken hing ich weiter nach; und er wurde ſo mächtig in mir, daß ich plötzlich beſchloß, mich der unnützen Habe zu entſchlagen, Gott zu dienen, und mit leichterer Bürde der Ewigkeit und denen entgegen zu gehen, die mich dort erwarteten. Da trat mir auch das Bild des Lebens vor die Augen, das ich jetzt und ſeit ſo langer Zeit ſchon führe, und ob es gleich viel länger gewährt hat, als ich damals glaubte, ſo hat mich doch mein Entſchluß niemals gereut. — Ich konnte kaum den andern Morgen erwarten; da ſprang ich muntern Sinns von meinem Lager auf, trug mir Balken und Breter zur Stelle, und zimmerte die Hütte zuſammen, in der ich wohne, und die ich auch meinen Sarg nennen könnte. Dann ſchafft' ich mir den Tiſch, die Bank und die Bettſtelle hinein, und da Alles nach meinem Sinn eingerichtet war, ging ich zu meiner Schweſter

und ſagte zu ihr: Nimm den Meyerhof mit Allem, was dazu gehört. Ich habe meine Wirthſchaft in's Kleine gebracht. Sie verſtand mich erſt nicht; als ich ihr aber die Sache erklärte, und ſie nun begriff, daß es ernſtlich gemeint ſey, machte ſie große Augen und ſagte: „Nun, Andres, Du biſt Zeitlebens nicht recht klug geweſen. Aber es gibt Gottlob noch geſcheute Leute, die das aufheben, was die Narren wegwerfen.“ — Das war nun ganz nach ihrem Sinne geſprochen und focht mich nicht weiter an. — „Wenn Du es nun ernſtlich ſo meinſt, fuhr ſie fort, ſo komm mit zum Landrichter, damit wir die Sache richtig machen.“ — Ich ging mit ihr. Noch an demſelben Tage nahm ſie Beſitz von dem Gute, und ich zog in meine Hütte ein. Wer von uns beyden das beſſere Loos erwählt habe, blieb nicht lange ungewiß. Meine Schweſter iſt nun ſchon lange tod. Nie-

mand gedenkt ihrer mehr; oder wenn es geſchieht, ſo iſt es, um ein Beyſpiel freudenloſen Reichthums anzuführen. Denn da ſie reicher geworden war, wurde ſie noch geiziger als vorher; und es war ordentlich ein Wettſtreit, ob ſie ſich ſelbſt mehr quälte, oder ihr Mann. Einmal brannte der Meyerhof ab, und das Feuer war aller Wahrſcheinlichkeit nach von Leuten angelegt, die der Geiz der Beſitzer zur Verzweifſlung gebracht hatte; dann ſtarb die Heerde an der Seuche hin; mehr als Einmal wurden die Ernten durch Waſſerfluthen und Hagel verheert. Auch an nächtlichen Einbrüchen fehlte es nicht, und an mancher andern Angſt. Aber jeder Unfall, den dieſe beklagenswürdigen Leute erlitten, machte ſie immer habſüchtiger, um den Schaden wieder beyzubringen. So wurde meine Schweſter bey allem Reichthum immer armſeliger und trauriger. Die Sorge um das Zeitliche

ließ ihr keine Ruh, und da ſie keine Kinder hatte, und mit den nächſten Verwanden ihres Mannes verfeindet war, ſo war ihr raſtloſes Sammeln und Schaffen ſo recht umſonſt, und nur um des Habens willen; was denn wohl eigentlich eine Verdammniß zu nennen iſt. Eines Tages endlich, da ihr, während der Theurung, eine Laſt Getraide, die ſie gegen das Verbot über die Grenze hatte bringen wollen, weggenommen wurde, rührte ſie bey der Nachricht davon der Schlag. Ihr Mann ſtarb auch nicht lange nachher, und alle ihre Güter kamen in die Hände von Leuten, denen ſie es am wenigſten gegönnt hatten. Mich gelüſtete nicht darnach. Ich lebte mit meinen Toden, und, Gott weiß es, ſo ſtill zufrieden in mir, als ob ich ſchon unter der Erde läge. Die Arbeiten, die ich mir gewählt habe, erlauben mir, meinen Gedanken nachzuhängen; die Zeit hat den Stachel der Schmerzen abgeſtumpft; ich

fühle nur ein ſtilles Sehnen nach der Heimath, und lauſche dem Rufe des Engels, der mich, wie ich mit feſtem Vertrauen hoffe, zu den Meinigen bringen wird. Lange kann er nicht mehr ausbleiben. Aber ich erwarte ihn mit Geduld. Die Zeit wird mir nicht lang."

Das Leben dieſes Mannes war ſeiner Rede gleich, und es hat wohl wenige weiſe Menſchen gegeben, die mit ſich ſelbſt ſo einig geweſen ſind. Seine tägliche Arbeit im Walde verſchaffte ihm die nothdürftigen Lebensmittel; ſeine übrige Zeit wendete er zu kleinen Holzarbeiten an, die er zu verſchenken pflegte; auch half er Andern bey der Arbeit, wo es erforderlich war, ohne Lohn. Oft wenn er mit ſeinem Beil durch einen Ort ging, und an einem Hauſe oder ſonſt wo Etwas bemerkte, das vernachläßigt war und einer Ausbeſſerung bedurfte, machte er ſich augenblicklich daran, und ging dann

weiter; und wenn der Eigenthümer zurückkam, fand er den Schaden ausgebeſſert. Für Alles wußte er Rath; aber er hatte nicht den Eigenſinn der Rathgeber, daß ſie zürnen, wenn man ihren Willen nicht thut; ſondern wenn man ihm folgte, war es ihm lieb; und wenn man es nicht that, war es ihm auch recht, und er ſprach nicht weiter davon. Viele hielten ihn, weil er ſo ſtreng lebte, für einen heiligen Mann. Das Haus, das er betrat, wurde für beglückt gehalten; man wieß ihm immer den beſten Platz an, und nöthigte ihn zu Speiſe und Trank. Aber er genoß immer nur die allereinfachſte Koſt, oft nur Brod und Waſſer, und nahm überhaupt nur ſelten an fremden Mahlzeiten Theil. Am liebſten ging er zu denen, welche Kinder hatten. Mit dieſen ſprach er gern; erzählte ihnen Vieles, was er ſelbſt erſonnen; ermahnte ſie zum Gehorſam, und wenn er Gutes von ihnen hörte, ſchenkte er

ihnen von dem hölzernen Geräth, das er zu verfertigen pflegte. Seine Reden waren immer mild und fromm, oft auch ſcherzhaft, aber niemals unbedeutend und leer; und da er ſo ein ehrwürdiger Mann war, ſo fiel nicht leicht ein Wort, das er ſprach, ohne Frucht auf die Erde. Wo er eintrat, da kehrte Friede und Liebe ein. Uneinige Eheleute ſehnte er aus, und belehrte ſie, was ſie thun müßten, um Friede zu haben; auch Anderer Zwiſtigkeiten ſchlichtete er, und immer bewährte ſich das, was er rieth, als gut. Bis in ſein achtzigſtes Jahr lebte er ſo, immer auf die nemliche Weiſe. Als der Frühling kam, trübten ſich ſeine Augen; ſonſt blieb ſeine Kraft ungeſchwächt. Da verwandelte er ſeine Bettſtelle in einen Sarg, und ſchlief darinn. Am Oſtermorgen fand man ihn tod, ſein Angeſicht aufwärts gerichtet, die Hände gefaltet. Er ſchien im Gebet entſchlafen zu ſeyn. So wurde er

auch zu Grabe getragen, und er liegt neben ſeiner Frau und ſeinem Knaben, die auf dem Kirchhofe von Mainau begraben waren.

* * *

Ich will hier Einiges von dem einſchalten, was Sebaſtian an dem Grabe dieſes Mannes ſprach. Er hatte ſo manche Stunde mit ihm lehrreich und erbaulich zugebracht; auch hatte ihn der Greis wie einen Sohn geliebt. Als er ſich zum letztenmale von ihm trennte, faßte er ihn bey der Hand und ſagte: Mir iſt's, als ſähen wir uns mit dieſen Augen nicht wieder; aber dort in der Heimath, dort drüben, wo Alles hell wird, was hier nur dämmert!

Mit Beziehung auf dieſe letzten Worte des Verſtorbenen ſagte Sebaſtian, da er an ſeinem Grabe ſtand: „Du biſt in die Heimath eingezogen, nach der ſich Deine Seele ſehnte; die Dämmerung iſt einer dunklern

Nacht gewichen; aber aus dem Schooße dieſer Nacht iſt Dir, wie wir nicht zweifeln, ein Tag angebrochen, heller und herrlicher, als je einer über die Berge kam. Deine vom Alter trüben Augen haben ſich geſchloſſen, um das ewige Licht zu ſehn, deſſen Glanz ſich ſterblichen Augen verbirgt; Deine frommen Ahndungen ſind nun zur Wahrheit geworden, und Dein Herz, das ſo voll Liebe war, ſchlägt jetzt, da es in Staub zerfällt, an dem Herzen der ewigen Liebe. Du biſt eingegangen durch die dunkle Pforte in das Reich des Lichtes und der Wahrheit, und wir ſtehen an Deinem Grabe, und freuen uns, Dich an dem Ziele Deines Verlangens zu ſehn, und wenn ſich unſre Augen mit Thränen füllen, ſo ſind es nicht Thränen der Traurigkeit, ſondern der Freude, des Danks und der Liebe." — —

„Ein unerforſchlicher Wille der ewigen Weisheit ſendet den Menſchen hierher auf

die Erde. Während an dieſe irdiſche Heimath unſre Füſſe geheftet ſind, gehen die Blicke des innern Menſchen aufwärts nach einer andern Heimath, die wir nur durch unſre Sehnſucht kennen, und mit untrüglichem Glauben umfaſſen. Die Erde gibt, was ſie kann, Früchte zur Nahrung des Leibes, und Schätze zu mancherley Gebrauch; aber der innere Friede, der allen irdiſchen Genuß überſteigt, wächſt nicht aus dem Schooße der Erde auf. Dieſer Friede kömmt nur von Gott und wohnet bey Gott; und aus ihm ſtammt das Sehnen nach der himmliſchen Heimath, in welcher lauter Seligkeit iſt. Mit der Ahndung dieſer Seligkeit, mit dem frohen Hoffen auf die Erfüllung ſeiner Ahndungen wandert der fromme Menſch muthvoll durch den rauhen Weg; mit ihr bekämpft er die Leiden, die ihm begegnen; mit ihr die Verſuchungen, mit denen ihn die Begierde nach irdiſchem Genuſſe umſtrickt. Du

warſt ein muthiger Kämpfer Dein Lebelang. In reichem Ueberfluſſe waren Dir die Güter des Lebens zugefallen; Dein Acker trug hundertfältige Frucht, und Deine Speicher ſeufzten unter ihrer Laſt. Wer Deine Aecker ſah mit wogenden Saaten bedeckt, Deine grünen Wieſen mit fetten Heerden angefüllt, die ſchnaubenden Roſſe an Deinem Pflug, — der nannte Dich glücklich. Und das Werk Deiner Hände war geſegnet und Dein Gut ausgebreitet im Lande, wie Hiobs, als ſein Haus verwahret war. Da prüfte Dich Gott. Was Dein Herz erfreute, nahm er von Deiner Seite, legte Dein Weib in das frühe Grab, und geſellte ihr auch den Knaben zu, der an Deinem blutenden Herzen ruhte, und die Gluth Deiner Wunden kühlte. Aber in Deinem großen Schmerz ſündigteſt Du nicht, und thatſt nichts thörigtes wider Gott. Kein Murren kam auf Dei-

ne Lippen, und Du fragteſt nicht in Deiner Vermeſſenheit: Warum hat Gott das an mir gethan? Und wie Du Dich in Demuth beugteſt, erwieß ſich Gott groß an Dir, und ließ Dir in der Nacht Deiner Leiden das Licht des Glaubens heller und herrlicher aufgehn. Deine ganze Seele wendete ſich zu Gott, und wie in ſeinem Schooße Alles lag, was Dir das Theuerſte auf Erden geweſen war, ſo legteſt Du vor ſeinem Throne auch Deine Habe nieder, und wurdeſt freywillig arm. Jetzt gingſt Du freyer und aufgerichteter durch die Welt. Die Bürde der zeitlichen Güter, die ſo viele zu Boden drückt, daß ſie nie mehr zum Himmel ſchauen, hatteſt Du Dir muthig von dem Nacken gewälzt; Du hatteſt ſelbſt die Ketten gelößt, die den Habſüchtigen, den Genußgierigen und Kleinmüthigen an das irdiſche Leben feſſeln; Du fandeſt Reichthum in der Armuth, und in dem Verluſte Zufriedenheit.

Für Dich hatte der Tod keinen Stachel, Er nahm Dir nichts als die irdiſche Hülle, die noch zwiſchen Dir und der Ewigkeit ſtand; der Ewigkeit, nach der Du Dich ſehnteſt, und die die theuern Pfänder Deiner Liebe umfangen hielt. Wie der ermüdete Wanderer ſein Gewand abſtreift, und ſich zur Ruhe legt, und heitre Träume wünſcht, ſo ſtreifteſt Du, Guter, Dein mürbes Leben ab, und legteſt Dich frohen Muthes in Dein letztes Lager, den langen Traum des Lebens in dem engen Sarge auszuſchlummern. Wohl ſchaut ſchon jetzt Dein Aug, das immer ſo freundlich grüßte, ſegnend auf uns herab; von der Erde fliehend, ſendeſt Du uns, die wir Dir nachblicken, Deine milde Liebe; und vielleicht betet ſchon jetzt Dein Mund, von dem immer fromme und verſöhnende Worte gingen, vor Gottes Throne für uns.“

„Wie wir aber jeßt an dem Grabe des Entſchlummerten mit Ehrfurcht und Andacht ſtehen, ſo wollen wir es auch mit Andacht und frommen Entſchließungen verlaſſen. Derjenige, welchem Gott die harten Prüfungen erlaſſen hat, durch den er dieſen Erkohrnen zu ſich berief, der, welchem ein liebendes Weib zur Seite ſteht, und blühende Kinder, der wende deſto eifriger ſein dankbares Herz zu Gott, und bitte ihn um Demuth im Glück. Die irdiſchen Gaben aber, die Jeder beſitzt, verwalte er als ein anvertrautes Gut, wie ein fremdes Eigenthum, ſtets bereit es zurückzugeben, ohne Murren, ja mit Dank für den ſo lange gegönnten Genuß. In allen Dingen endlich laßt uns wetteifern mit dem Abgeſchiedenen in Ergebung, Demuth, Standhaftigkeit, Redlichkeit und treuer Liebe, ſo können wir hoffen, dem Todes-Engel auch ſo ſanft wie er in die Arme

zu fallen, und aus dem Munde des Richters der Lebendigen und der Todten ein mildes Urtheil zu hören."

* * *

Dieſe Hofnung wurde meinem guten Sebaſtian herrlich erfüllt. Schon hatte er die Schwelle des höhern Alters betreten, aber ſeine Geſundheit, die Frucht der Mäßigkeit und eines ſtillen Gemüths, war unerſchüttert; und auf ſeinem ehrwürdigen Angeſichte, obgleich vom Alter gefurcht, ſtrahlte ungetrübt ein erquickliches Abendroth. Die Zeit hatte ihm nichts genommen; aber ſie hatte den Frieden ſeiner Seele erhöht, und jede Welle geebnet, die vielleicht früher ſich in ſeinem Innern erhoben hatte. Sein Weg zum Grabe war ſanft. Oft ſetzte er ſich in Gedanken auf den Hügel nieder, der ihn einſt bedecken ſollte, und maaß den Weg zurück, den er gewandelt hatte. Dann freute

er ſich, daß die ſchroffen Klippen, über die er geſtiegen war, ihm jetzt gar nicht mehr ſchroff erſchienen, ſondern wie ein fernes Gebirg, von dem Flaum einer weichen, milden Luft umſponnen, und mit dem goldnen Wiederſcheine ſeines jetzigen Abendrothes gekrönt. Während das Alter ſo oft den letzten Reſt des Lebens verbittert, indem es Mismuth und mürriſche Launen herbeyführt, wurde Sebaſtian mit jedem Jahre, das ſeinem Leben zuwuchs, heiterer; und wie ſein Haar ſich weißer färbte, ſo blühte, wie Alpenroſen unter dem Schnee, ſein Gefühl immer reicher und herrlicher auf. Die Nähe des Himmels, auf den er ſich freute, erwärmte ſein Herz; und in der Nacht, der er entgegenging, ſah er nicht die Finſterniß, ſondern die Sterne, die ſie ſchmücken, und das Morgenlicht, das aus ihr hervorbrechen wird. An heitern Abenden ſaß er am liebſten an dem Fenſter ſeiner Stube, aus dem

man den Kirchhof überſieht; ſeine Blicke durchliefen die Reihen der grünen Hügel, unter denen ſich ſchon das zweyte und dritte Geſchlecht bettete, und er feyerte dann das Andenken derer, die ihm theuer geweſen waren. Dieſe ſtille Todenfeyer, ſagte er, mache ihn gar nicht traurig, ſondern recht froh; denn er läſe in ſeinem Herzen nichts als Lobſchriften auf die Verſtorbenen, und dieſe ſtänden hier heller und ſchöner, als auf den Kreuzen und Leichenſteinen; und da er wüßte, daß bey weitem die Meiſten von denen, die er hier zur Ruhe gebracht, ihn herzlich geliebt hätten, was wohl einen alten Mann mehr erheitern könne, als die Hofnung, bey ſeinem Eintritte in das Jenſeits ſo vieler treuen Liebe zu begegnen?

Dem Berufe ſeines Amtes blieb Sebaſtian bis in die letzten Tage ſeines Lebens treu. Das erkenne er für die größte Wohlthat Gottes, ſagte er, daß er in ſeinem hohen Alter noch

die frohe Bothſchaft des Glaubens und der Liebe verkündigen dürfe. Der Ton der Glok- ken, die ihn zum Gottesdienſte riefen, er- freue ihn jetzt faſt noch mehr als ſonſt, viel- leicht eben weil er nicht hoffen könne, ihn noch lange zu hören. Auch erquicke es ſein Herz ungemein, wenn er beym Geſange ſei- ne Stimme mit der Stimme ſeiner Gemein- de vereinigen könne. — Er ſprach auch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit nicht weniger Kraft, und vielleicht mit noch grö- ßerer Innigkeit, als in ſeinen frühern Jah- ren. Es war, als ob ein Vater zu ſeinen Kindern ſpräche. Auch war ja die Gemein- de unter ſeinen Augen aufgewachſen; er hat- te ihre Ehen eingeſegnet, ihre Kinder getauft, im Chriſtenthume unterwieſen, und zum Abendmahle vorbereitet. Oft ſagte er, er könne nicht ohne Rührung daran denken, daß, während ſich Alles um ihn her mehr als Einmal verändert habe, doch der Glau-

be, den er zu lehren berufen ſey, in allen Gemüthern lebe, und daß er von Gott gewürdigt worden, ihn zu wecken und lebendig zu erhalten. Dieſes Feſtſtehn der Wahrheit, und deſſen was hier und dort dem Menſchen zum Heile gereiche, ſey ihm in dem Wechſel der Dinge und bey dem Auf- und Abwogen von Tod und Leben ein unausſprechlicher Troſt. Der Menſch wird gebohren und ſtirbt; die Wahrheit aber, die in ihm iſt, dauert ewig.

Sebaſtians letzte große Freude war, als er die Zuſicherung erhielt, daß unſer Andreas ſeine Prüfungen beyfallswürdig beſtanden, und zu ſeinem Nachfolger im Amte ernannt ſey. Andreas war immer recht nach ſeinem Herzen geweſen, und er wußte, daß er auch künftig nach ſeinem Sinn und Beyſpiel thun würde. Es war eben ein Sonntag, als er dieſe Nachricht erhielt, und er konnte in der Freude ſeines Herzens nicht umhin, ſie auch ſeiner

Gemeinde mitzutheilen. Nun, Herr, ſagte er am Schluß, läßt du deinen Diener in Frieden fahren. Den ganzen Tag war er unbeſchreiblich froh. Er ſprach mit Lebhaftigkeit von ſeinen Kindern, von der mannichfaltigen Freude, die ſie ihm gemacht, von ihren Ausſichten und Hofnungen, und von all dem Guten, das er ſich noch von ihnen verſprechen dürfe. Er wolle das ſelbſt noch einmal an alle ſchreiben, ſo bald er dazu komme; unterdeſſen möcht' ich es thun. Elternliebe, ſagte er, ſpricht ja aus der Mutter Mund am beredteſten, und geht am beſten zu Herzen. —

Nach dieſem Geſpräche war er ſtill, als ob er noch weiter darüber ſänne; rückte dann, als ſich die Sonne zum Untergange neigte, ſeinen Stuhl nach dem Fenſter, freute ſich der weißen Blüthen, die den Kirchhof bedeckten, und der letzten Sonnenſtrahlen, die an der Spitze des Kirchthurms zitterten, und

als Alles in die Dämmerung verſunken war, ſagte er: Die Freude hat mich ungewöhnlich müde gemacht. Auf ſo frohe Tage pflegen ruhige Nächte zu folgen. — Dann gab er mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, und legte ſich nieder. Er war ſchnell eingeſchlafen, aber am Morgen erwachte er früh und mit Fieber. Er verſuchte aufzuſtehn; aber die Füſſe verſagten ihm den Dienſt. Ich denke, Gott ruft mich zu ſich, ſagte er. — Biſt Du ſo krank, Guter? fragte ich. — „Ich bin nicht krank, antwortete er, aber es regt ſich Etwas in mir, als ob mein Geiſt zum Leben durchbrechen ſollte.“ Dann, indem er ſeine heiße Hand auf die Meinige legte, fuhr er fort: Die Frühlingsſonne ruft jetzt den Schmetterling aus ſeinem dunkeln Gefängniß; mich die Freude. Kann ein Menſch glücklicher ſeyn?—

Als der Arzt kam, ſah er mich mit zweifelnder Miene an. Ich mochte mich verfärbt

haben. Sebaſtian bemerkte es, faßte mich bey der Hand und ſagte: Iſt es ſo, wie ich dachte? — Und da ich es nicht verneinen konnte, fuhr er fort: Nun, ſo laß uns Gott danken, und ihn bitten, daß er mir auch auf dem letzten Schritte helfe. — Wie ich nun weinte, ſagte er weiter: Sind wir nicht immer Eines Sinnes geweſen, mein gutes Weib? Wollteſt Du denn jetzt etwas anderes wünſchen als ich? Sieh ich gehe vor Dir her und werde immer umſchaun nach Dir. Wie kurz iſt der Weg, der hinter uns liegt! wie nah das Ziel, das uns wieder vereinigt! —

Dieſe Worte frommer Ergebung riefen meine Kraft wieder auf. Ich konnte in der Nähe des geliebten Kranken ruhig ſeyn; ich konnte ſeine frohen Hofnungen theilen, und den Schmerz vergeſſen, der mich erwartete. Dieſe Faſſung ſchien ihn ſehr zu freuen. Er lag meiſt ſtill, betete leiſe für ſich, oder bat

mich, ihm vorzuleſen. So brachte er zwey Tage zu, mit immer ſteigendem Fieber, aber ohne Schmerzen. Am dritten Abend zog er mich ſanft an ſich, drückte mich an ſeine Bruſt und ſagte leiſe: Eh die Mitternacht kömmt, iſt mein Weg vollbracht. — Dann dankte er Gott mit ſchwacher Stimme, aber mit vernemlichen Worten für alles Gute, was er ihm auf ſeiner irdiſchen Laufbahn erwieſen hatte; für den Segen ſeiner Amtsverwaltung, die Freude an ſeinem Berufe, ſeine glückliche Ehe, die Geſittung und das Gedeihn ſeiner Kinder, und zuletzt für die Freudigkeit, mit der er von dem Leben ſcheide. — Bey dieſem Gebete belebten ſich ſeine Augen mit einem ungewöhnlichen Glanz; ſein Angeſicht war wie verklärt; es war, als ſpiegle ſich der Himmel darinn ab. Von dieſem Augenblick an ſprach er nicht mehr. Meine Hand aber hielt er leiſe in der ſeinigen, und ſah mich

oft mit liebenden Blicken an. Als es Eilf ſchlug, zog er meine Hand an ſein Herz und ſagte: Es ſchlägt ruhig und recht froh. — Dann ſanken ihm die Augenlieder wie von ſchwerer Ermüdung zu; mit Mühe erhob er ſie noch einige Mal — der Todes-Engel berührte ihn — ſeine Bruſt ſtieg höher — und das ſchönſte Herz voll unendlicher Liebe ſtand ſtill.

Ich weinte nicht, ſondern ſank nieder auf meine Knie und bat Gott um einen Tod, wie das Entſchlummern dieſes Gerechten war.

* * *

Mit dem Tage, welcher den Freund meiner Jugend von mir genommen hat, ſeh' ich meine irdiſche Laufbahn als geſchloſſen an. Meine Blicke ſind nach der Vergangenheit gerichtet, in der ich mit ihm vereint war, und mit der Zukunft, die mich, wie

ich hoffe, wieder mit ihm vereinigen wird. Mit jedem Morgen erwacht der Gedanke an ihn, der ſo lange mein Lehrer und Muſter war; ich freue mich von ihm mit meinen Kindern und Freunden ſprechen zu können; und oft füllt auch ſein Bild und die Erinnerung an ihn die Träume meiner Nächte aus. So iſt denn meine Trauer um ſeinen Verluſt nicht herbe, ſondern mit allen Freuden der Erinnerung und Hofnung gemiſcht, ſo wie auch die ſeinige um die Geliebten ſeines Herzens war. Gewiß iſt auch dieß eine der glücklichſten Folgen einer guten Ehe, daß, wenn der Wille der Vorſehung ſie trennt, ſie dennoch in dem Gemüthe des zurückgebliebenen Theils fortbeſteht, und den Schmerz der Wunde durch ein heiteres, troſtvolles Andenken lindert. Die Liebe überwindet den Tod und das Grab, und aus den Thränen, die ſie über dem Staube der Abgeſchiedenen weint, blüht eine Saat

ſchöner und heiliger Freuden auf. Wenn ich Dich, Du Unvergeßlicher, nicht mehr mit meinen Armen erreichen kann, wenn ſie nur den kalten Hügel umfaſſen, der Dein ſchönes und frommes Herz bewahrt, ſo reicht doch meine liebende Sehnſucht in die Ewigkeit hinaus, und findet Dich und Deine Tugenden, und alle die glücklichen Tage, die das Licht unſrer Liebe durchſtrahlte. Dann lächeln mich noch Deine liebenden Blicke an; ich vernehme noch die Stimme, die mich ſo oft entzückt, belehrt und getröſtet hat; und all Dein Thun, Dein ganzes ſtilles und harmoniſches Daſeyn ſteht vor mir, wie in den Tagen unſers irdiſchen Zuſammenſeyns. So biſt Du auch noch jetzt, wie ſonſt, meine Freude und mein Troſt, und indem ich ſo mit Dir fortlebe, klage ich nicht über Deinen Verluſt, ſondern danke Gott, daß er mich Dir zugeführt, und Deiner Lie-

be und Deiner Lehre ſo lange hat genießen laſſen.

Indem ich nun ſelbſt meinem Grabe nahe ſtehe, in das ich wie in eine zweyte Brautkammer einzugehen hoffe, mit der Heiterkeit, welche die Umgebung meiner geliebten Kinder und Enkel nährt, wende ich oft meine Blicke nach dem zurückgelegten Wege, und finde überall Urſache zu Dank und Freude. War ich nicht ſchon recht glücklich in der engen Beſchränktheit meiner erſten Jugend, und in jener genügſamen Armuth, die durch den hohen und großen Sinn meines Vaters zum Reichthum ward? Hab' ich nicht in dieſem edeln und treflichen Manne den treuſten Lehrer, und in meiner ſanften Mutter das Muſter jeder häuslichen Tugend gehabt? Und blühten mir nicht in der Einſamkeit, in der ich erwuchs, und die wohl vielen traurig und öde ſcheinen mochte, eben durch den

Sinn und die Liebe meiner Eltern ſo viele Freuden auf, daß ich ihrer nicht ohne dankbare Rührung gedenken kann? In dieſer ſtillen Zurückgezogenheit führte mir die göttliche Güte meinen Sebaſtian zu, welcher die Freude und der Stolz meiner Eltern wurde, und mich auf dem Wege erhielt, den dieſe mich zu wandeln gelehrt hatten. In ſtiller Verborgenheit, ja, uns ſelbſt unbekannt, war unſre Liebe aufgewachſen; aber nachdem ſie uns Einmal kund geworden war, ſenkte ſie ihre Wurzeln immer tiefer in unſere Herzen, und umgab uns ſo ganz, daß uns die Welt und unſre Liebe nur Eins ſchien. Nachdem ich nun mit dem geliebten Manne vereinigt war, und mit ihm in ein Verhältniß geſetzt war, das ich mir nicht erfreulicher hätte wünſchen können, vermehrte auch dieß mein Glück, daß meine Eltern mehrere Jahre hindurch Zeuge unſrer Zu-

friedenheit ſeyn, und in einem gewiſſen Sinne die Früchte deſſen, was ſie geſät hatten, ernten konnten. So finde ich überall Urſachen des Dankes in den einfachen Verhältniſſen meines Lebens, und erkenne mit tiefer Rührung in allen ſeinen Ereigniſſen die Hand der väterlichen Liebe, der ich mein Daſeyn verdanke, und die mich bis zu dieſem Ziele geführt hat. Nur Ein Wunſch bleibt mir noch übrig, und ich glaube ſeine Erfüllung hoffen zu dürfen — daß das ſtille, harmloſe und unſchuldige Leben, das mir ſo viele Freuden gebracht, und aus dem ich nun bald zu noch höhern Freuden abſcheiden werde, auch auf meine Kinder als Erbtheil übergehe, und daß dieſe, wenn ſie einſt, ſo wie ich, an der Grenze ihrer Tage ſtehn, mit eben ſo großer Heiterkeit in ihr verfloßnes Leben zurückblicken mögen.

Zerſtreute Blätter

von

Odos Hand.

Unter der Aufſchrift Zerſtreute Blätter laſſen wir hier eine Auswahl von Aufſätzen und einzelnen Gedanken folgen, die von Odos Hand, aber, wie der Augenſchein lehrte, zu ſehr verſchiedenen Zeiten geſchrieben waren. Das Meiſte und Aelteſte beſtand aus Erinnerungen an Odos erſten Aufenthalt in der Schweiz vor ſeiner Verbindung mit Amanden; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dasjenige, was darunter mit einiger Sorgfalt ausgeführt iſt, für dieſe beſtimmt geweſen iſt. Nur dieſes iſt hier von uns aufgenommen, bloße Andeutungen aber, deren ſich viele auf einzelnen Zetteln fanden, zurückgelegt worden. Ein Tagebuch der Reiſe, das über perſönliche Verhältniſſe hätte aufklären können, fand ſich nicht.

Der Herausgeber.

Ob es wohl eine anmuthigere Gegend geben mag, als das Land um Bern? Wie oft hab' ich hier die Sonne auf- und untergehen ſehen, und doch bin ich immer mit neuer Luſt dahin zurückgekehrt. Dieſe goldnen Saatfelder, wenn der milde Himmel des Herbſtes über ihnen ruht; dieſer liebliche Wechſel von Auen und Wieſen, von ſchwellenden Hügeln und buntem Gebüſch, die der leiſe Duft des Abends wie ein weiches, durchſichtiges Gewand umfließt, alle dieſe jungfräuliche Anmuth mit ihren reinlichen Dörfern, von hohen Bäumen umſchirmt; die einzelnen Höfe, um die her auf üppigen Wieſen das ſchwere Hornvieh wandelt; die herrlichen Landhäuſer, wo aus hohen, hellen Fenſtern und von zierlichen Balconen herab Reich-

thum und Wohlleben ſchaut — man kann die Blicke, wenn ſie ſo nach Abend und Norden gerichtet ſind, nicht davon abziehn; und ich habe nie hier geruht, ohne daß mich die heiterſten Bilder eines wohlgeordneten Lebens, tiefen Friedens und erquickender Ruhe beſucht hätten. — Aber welch' ein Contraſt, wenn Du Dich nach Süden wendeſt zu jenen uralten Veſten der Erde, den hellgeſchliffenen ewigen Eismauern mit ihren ſchroffen Zinnen, den erſtarrten Wellen der Erde, an denen die Sonne ſeit Jahrtauſenden die Kraft ihrer Strahlen, und der Sommer ſeine Gluthen verſchwendet! Wie ſtolz und kalt ſchauen dieſe cryſtallnen Rieſen in das ſanfte Gefild, das ſich zu ihren Füſſen gelagert hat, und dem ſie die unverſieglichen Ströme wie ein Almoſen ſpenden, das der Reiche aus unerſchöpflicher Fülle dem Dürftigen zuwirft, ohne ſich ſelbſt etwas zu entziehn, und ohne Be-

wußtſeyn! Mit welchem Entzücken hab' ich hier oft von der Höhe eines Hügels herab, im Schatten herrlicher Bäume gelagert, den Abſchied eines ſonnigen Tages gefeiert, wenn er noch Einmal ſeine Liebesaugen auf die ſanfte Landſchaft warf, jedes zitternde Blatt vergoldete, ſich in funkelnden Bächen und in blanken Fenſtern beſchaute, und zuletzt mit der ganzen Fülle ſeines Glanzes an der ſtarren Wand der Eisberge ruhte! Still glitt hier das goldne Licht an dem ſchroffen Spiegel hinauf; die Tiefe verſank in Dämmerung; aber während ſich die Füſſe der Rieſen mit Nacht umhüllten, ſtrahlten ihre Häupter von Rubinen-Diademen und goldnen Kronen. Längſt war die Sonne in Weſten hinabgeſunken; aus dem tiefen Blau brachen die Sterne, wie Augen des Himmels hervor; der Mantel der Nacht hatte das Land umher bedeckt — aber noch waren die Zinnen des Gebirgs von dem zö-

gernden Licht wie mit Roſen gekrönt. Erſt wenn der letzte Schimmer erloſch, und das erhabne Gebäude der Natur ſich nur noch durch die Erinnerung an dem Himmel zeichnete, ging ich mit ſtiller Bewundrung nach Hauſe und in Gedanken verſenkt. Ich dachte an Dich, meine Amande; Dein holdes Bild ſtand in meiner Seele über all den herrlichen Erſcheinungen; heller ſtrahlte es mich aus der Tiefe des bewegten Gemüthes an. An der Bruſt der Natur träumte ich am ſüßeſten von Dir. Dein Andenken gab ihrer Schönheit Leben und Seele. Wie treu mich doch dieſes Andenken überall begleitet! wie es mir jeden Genuß erhöht, und in der Sehnſucht ſelbſt, die es erzeugt, die Freuden der Vergangenheit und die frohen Erwartungen der Zukunft verſchmilzt! — —

Eines Tages hatte ich mich ziemlich weit von der Stadt entfernt; die Nacht hatte mich überraſcht, und ich war zu ermüdet,

um zurückzukehren. Alſo kehrte ich im nächſten Dorfe ein. Hier fand ich im Wirthshauſe alles ungewöhnlich aufgeregt. Denn vor wenigen Stunden war von den Gerichten ein junger Einwohner des Ortes abgeholt worden, der einen Bewohner des nächſten Dorfes erſchlagen hatte. Die Urſache des Mordes war Eiferſucht. Uebrigens waren alle Stimmen für den Gefangenen. Er ſey der rechtlichſte Menſch, hieß es, aber immer etwas in ſich gekehrt geweſen und ſtill. Seit einiger Zeit ſey er ganz ſchwermüthig geworden. Das Mädchen, das er geliebt, habe ſich ohne Urſache von ihm abgewendet, und die Beſuche eines andern Liebhabers angenommen, der nicht einmal aus demſelben Orte geweſen ſey. Auf dieſen letzten Umſtand legten Alle ein großes Gewicht, und die jungen Leute insbeſondre ſchalten auf die Dirne, und behaupteten, es ſtreite gegen alle Zucht, ſo aus bloßer Leichtfertigkeit mit

den Kiltgängern zu wechſeln, und die näch-ſten um eines Fremden willen hintanzu-ſetzen.

Nachdem dieſes Geſpräch eine Zeitlang mit heftiger Theilnahme geführt worden, in-dem Einige, wie geſagt, den Verfall der Sitten beklagten, Andre der Bejahrten hin-gegen ſich an ähnliche Geſchichten erinner-ten, die ſich zu ihrer und der Väter Zeiten zugetragen, ſagte endlich einer: „Laßt das nun gut ſeyn; wir haben genug davon ge-hört. Ich meine, es hat zu allen Zeiten brave Mädchen und ſchlechte gegeben, ſo wie jetzt auch, und die Altvordern haben auch über den Verfall der Zucht geklagt, wie wir jetzt thun. Wäre das nun wirklich ſo in Wahrheit begründet geweſen, ſo müßten die Menſchen vor einigen hundert Jahren Engel geweſen ſeyn, oder wir wären ſammt und ſonders Teufel, und die ganze Eidge-noſſenſchaft ein Höllenpfuhl. So iſt's aber

nicht. Es mag wohl damit ſeyn, wie mit der Witterung. Wenn einmal der Sommer kälter iſt, als wir's gewohnt ſind, oder der Winter ungewöhnlich warm — gleich heißt es: die Welt hat ſich umgekehrt; ſo war's ſonſt nicht. Wenn man aber die alten Chroniken mit Verſtand lieſt, ſo ſieht man, daß es immer ſo geweſen iſt, und daß es Räuber und Mörder, Buhler und Ehebrecher gegeben hat, wie noch jetzt." — Dann wendete ſich der Redende an einen alten Mann, welcher an dem mittelſten Tiſche den Ehrenplatz einnahm, und bis jetzt keinen Antheil an dem Geſpräche genommen hatte, als indem ſeine Mienen Misbilligung oder Beyfall zu erkennen gaben. Dieſe Zeichen blieben auch nicht unbeachtet, und immer ſchienen die Sprechenden mehr oder weniger ihre Rede an den Greis zu richten, deſſen langer weißer Bart und graues Haar Ehrfurcht gebot. — „Nun, Rudi, ſag-

te der, welcher zuletzt geſprochen hatte, Ihr ſagt nichts zu dem Allen. Was meint Ihr davon? Man hört doch gern, was Ihr über eine Sache denkt und ſinnt.“

Bey dieſer Aufforderung legte der Alte die Hände flach vor ſich auf den Tiſch und ſagte: „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Heini, wegen der alten und neuen Zeit; denn ob es mir ſchon auch manchmal dünkt, als ſey es vordem beſſer geweſen, ſo merk ich doch bald, daß der Unterſchied nur darinn liegt, daß ich jetzt alt bin und vormals jung. Nun iſt aber auch genug über den wüſten Handel geſprochen worden, und damit Euch die Gedanken daran vergehen, will ich Euch eine Geſchichte erzählen, die ſich vor dreyhundert Jahren und länger zugetragen hat, und aus der ihr abnehmen könnt, wie es damals mit Liebesſachen hier in dieſem Lande hergegangen iſt.“

Dieſer Vorſchlag kam Allen ſehr erwünſcht. Ein dumpfes Murmeln kündigte die Beyſtimmung an. Die näher Sitzenden nickten ſich zu; die Entfernteren rückten heran; und nachdem der Alte noch einen Schoppen Wein verlangt hatte, hub er ſeine Erzählung folgendermaaßen an;

„Es mögen wohl wenige unter Euch ſeyn, die auf der Straße von Almatingen, rechts nach Kunitz hin nicht das alte Gemäuer geſehen haben, das ſo grau und düſter aus dem Gebüſch hervorragt; ein verfallnes Thürmlein iſt es und einige Fenſter, in denen Fliederbüſche gewachſen ſind; inwendig aber ſieht man, daß es ein großes Gebäude geweſen, denn es liegt vieles Geſtein in einer weiten Strecke umher, und der Hof, wo jetzt Dornen und Diſteln ſtehn, iſt geräumig und weit. Mancherley Reden gehen von dem Steinhaufen umher, und niemand geht gern zur Nachtzeit daran hin;

und Manche wollen ein Wimmern darin vernommen haben, und rauhe Stimmen dazwiſchen. Ich habe dergleichen nie gehört, ob es ſchon eben kein Wunder wäre nach Allen dem, was ſich vor Zeiten da begeben hat.“

Da der Alte hier inne hielt, um zu trinken, beſtätigten Viele das, was er von dem alten Schloſſe geſagt hatte. Die Trümmern kannten ſie Alle; auch hatten ſie von Wanderern gehört, die in ſpäter Nacht des Wegs gekommen, und weiße Geſtalten in den Fenſtern geſehn hatten, die ſich vorwärts und rückwärts neigten. Und ſo waren denn Alle deſto begieriger auf die Geſchichte, die der Alte aus der Chronik wußte; und dieſer, nachdem er getrunken hatte, fuhr alſo fort:

„Der letzte Beſitzer des Schloſſes war alſo der Graf Ulrich von Bollingen, ein tapfrer Degen, aber von rauhem Gemüth

und hart gegen Jedermann. Nachdem er bis in ſein fünf und funfzigſtes Jahr ehelos gelebt hatte, meint' er, es ſey Zeit, auf Erben ſeiner Habe zu denken, und warb deshalb um die Hand des ſchönſten Fräuleins zwiſchen der Aar und Sane, Walpurg von Luſſi genannt, die aber arm und eine Waiſe war. Hätte die nun ſchon an ſich wenig Freude an dem alten rauhen Rittersmanne gehabt, ſo war ſie noch überdieß in Liebe zu einem Junker entbrannt, der edel und mannhaft, und nur wenige Jahre älter als das Fräulein war. Der hieß Werner von Heriſo. Er hatte ihr von Kindheit auf wohlgewollt, und ſie ihm, und es war auch der Eltern Wille geweſen, daß ſie ſich ehlichen ſollten, wenn die Zeit käme. Nun ſtarb aber dem Fräulein von Luſſi Vater und Mutter binnen kurzer Friſt, und ſie war in die Hände eines hartherzigen Oheims gekommen, der Humbert von Ar=

burg hieß; und da dieſer ein alter Waf⸗
fenfreund des Grafen von Bollingen
war, wollte er ſeine Nichte zwingen, ſei⸗
ner Bewerbung Gehör zu geben. Dieſe
aber hatte ihrer Geſinnung kein Hehl, ſon⸗
dern ſagte, daß ſie den Junker Werner
liebe und nicht von ihm laſſen könne; was
ja auch ihrer Eltern Wille geweſen; und
bat ihren Oheim, ſie nicht zu zwingen.
Dieſe Bitten rührten ihn nicht; ſondern er
ſchwur in ſeinem Zorn, daß, ſo lange er
lebe, ſie nie dieſen Fant ehlichen ſolle. Der
Ulrich habe ſein Wort, und dabey müſſe es
ſein Bewenden haben."

„Da war nun wohl großer Jammer
bey dem Fräulein, und auch der Junker
war tief betrübt. Denn hatte ſein Herz
ſchon früher an ihr gehangen, ſo entbrannte
es jetzt noch mehr, da ſie ihn mit ſo ſtand⸗
hafter Treue dem reichen Grafen von Bol⸗
lingen vorzog. Und da ſie ſich jetzt nicht

mehr ſehen konnten, und auch ſonſt nur wenig von einander vernahmen — ſo ſtreng ließ der Humbert das Fräulein bewachen — ertrug der Junker ſeinen Unmuth nicht, ſondern ſchnallte den blanken Harniſch um, und beſtieg ſein gutes Roß, und zog nach Africa, wo eben der Cardinal Ximenes mit dem ſpaniſchen Heere vor Oran lag, und Krieg mit den Mohren führte. Als nun hiervon die Nachricht dem Grafen zu Ohren kam, berathſchlagte er ſich mit dem Oheim des Fräuleins, und ſie dangen falſche Boten, welche melden mußten, der Heriſo ſey von den Mohren gefangen, und da er habe entfliehen wollen, von ihnen erſchlagen worden. Und dieſe Geſchichte wurde mit ſo vielen Umſtänden verbrämt, daß Niemand daran zweifeln konnte. So glaubte denn auch Walpurg den Betrug; und da der Bollingen nicht abließ zu werben, und der Oheim früh und ſpät, bald mit freundli=

chen Worten und bald mit Schelten, in ſie drang, ſo entſchloß ſie ſich endlich mit Jammer im Herzen zu dem ſchweren Schritt.“

„Wer nun bey dem Hochzeitmale gegenwärtig war, und das zarte Fräulein mit dem Myrtenkranze in den blonden Locken neben dem finſtern Grafen ſah, deſſen ſchwarzes Haar ſchon reichlich mit weißen Stoppeln gemiſcht war, der konnte wohl ſehn, daß dieſes Paar nicht ſonderbar ſchicklich zuſammengefügt war, und die Knappen und Diener ſtießen ſich, als der Hochzeitpokal herumging, lächelnd an, und ſcherzten im Vorgemach über die Vermählung des Winters mit dem Lenz. Dem Ulrich gingen nach der Hochzeit auch die Augen auf, und da er ſah, daß ſein Weib oft traurig war, wenn ſie im Stillen an ihren Werner dachte, und wie glücklich ſie mit dem würde geweſen ſeyn, da entbrannte eine Eiferſucht in ſeinem Herzen, die noch heftiger war, als

vorher ſeine Liebe; und des Auflauerns und Bewachens, des Forſchens und Quälens war jetzt kein Ende. Zu entdecken war freylich nichts; denn Walpurg war dem Grafen als ihrem Ehgemahl treu, ob ſie ihn gleich nicht liebte, weil ſie Zucht und Ehrbarkeit achtete und Gottes Gebot fürchtete; aber der alte Herr war darum nicht weniger voll Verdacht, und meinte, nach der Weiſe der Eiferſüchtigen, daß, je weniger er gewahr würde, deſto mehr verborgen ſeyn möchte. So war wohl ein ganzes Jahr vergangen mit wenig Freude, und das Leben wurde immer trüber in dem Schloß, da ritt eines Tages der Bollingen auf die Jagd, und Walpurg ſaß am Fenſter, und ſchaute nach der Straße hin, auf welcher ihr Gemahl zurückkehren ſollte. Und wie ſie hinabblickt, wird ſie einen Pilger gewahr, der unterhalb der Mauer an einem Baume ſitzt, das Geſicht tief herabgeſenkt, ſo daß der

Rand des breiten Hutes ihm die Bruſt berührt, wie Einer, der recht krank iſt, und das Haupt nicht mehr erheben kann. Da hatte ſie Mitleiden mit dem Manne, und rief ihrer Magd, und ſchickte ſie hinab, um nach dem Kranken zu ſehn, und ihm Erquickung anzubieten, wenn er deren bedürfe. Die Magd ging alſo hinab, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen; aber ſie hatte kaum den Pilger begrüßt, da kam Ulrich herangeritten, und als er die Magd bey dem Pilger ſah, fragte er, was es gäbe. Dieſe verſchwieg nun, daß ſie von ihrer Herrin abgeſchickt ſey, obgleich in guter und chriſtlicher Abſicht, und gab einen andern Gang vor, auf dem ſie den kranken Mann hier getroffen habe. Nun wendete ſich der Graf an den Pilger ſelbſt, und fragte ihn, woher er käme, und was das Ziel ſeiner Wallfahrt ſey. Dieſer antwortete, wie es der Wahrheit gemäß war, er ſey mit dem

ſpaniſchen Heere in Africa geweſen, und habe Oran erobern helfen; dann ſey er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Compoſtella gewallfahrtet, und wenn er noch ſeine Andacht zu Marie-Einſiedeln verrichtet habe, wolle er nach dem heiligen Grabe ziehn. Wie nun der Graf von Africa und Oran hörte, ſchlug es ihm gewaltig an das Herz; denn er gedachte der Lüge, mit der er ſein Weib berückt hatte, und fürchtete die Rückkehr des Junkers von Heriſo; deshalb nahm er eiligſt den Pilger mit ſich in das Schloß, und fragte ihn aus; erſt von Weiten nach dem Kriege überhaupt, und wer ſich darinn hervorgethan; dann was für Völker außer den Spaniern dabey geweſen, und endlich auch, woran ihm das Meiſte lag, nach dem Junker Werner von Heriſo. Da ſagte der Pilger, er kenne den Junker gar wohl, und wiſſe, daß er ſich gut gehalten, aber wie Einer, dem

das Leben zur Laſt iſt, und der den Tod ſucht. Da ſey er denn auch einſtmals von den Mohren, die einen Ausfall gethan, umringt und gefangen worden, habe ſich aber wieder befreyt, und ſey endlich ſiegreich mit dem übrigen Heere in die Feſtung eingezogen. Jetzt ſey er, ſo viel ihm bekannt, auf der Rückreiſe begriffen. — Dieſe Worte machten den Grafen noch beſtürzter; doch verbarg er ſeine Unruhe, und ſagte dem Pilger, er ſolle die Nacht in ſeinem Schloſſe bleiben, und ſich gütlich thun; den folgenden Morgen wolle er ihn von ſeinen Reiſigen nach Einſiedeln geleiten laſſen. Dieß that er aber deswegen, damit der Pilger Niemanden etwas von der bevorſtehenden Rückkehr des Heriſo erzählen könnte, wodurch ſeine Lüge kund würde, eh' er Vorkehrungen getroffen hätte. Und da ihm die Eiferſucht keine Ruhe ließ, beſchloß er alsbald mit Walpurgs Oheim Rath zu pflegen,

wie ſie den Rückkehrenden fangen und ihn in Sicherheit bringen wollten. Nachdem er alſo wegen des Pilgers Befehl gegeben, und ihm zwey Knechte beygeſellt hatte, die ihn bewachen ſollten, damit er mit Niemanden ſpräche, ſagte er zu ſeiner Frau, er wolle zum Oheim reiten, und eine große Jagd mit ihm beſprechen. Dann ſetzte er ſich zu Pferde, und jagte, von zwey Knappen begleitet, ohne Raſt, nach dem Schloſſe des Junkers von Arburg."

„Wie nun der Graf ſeiner Burg den Rücken gewendet, und die Gräfin allein war, erzählte ihr die Magd von dem Pilger, wie blaß und abgehärmt er ausſehe, und daß er weit herkomme — ſie hatte die Mohren und den Nahmen Oran gemerkt — und nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten vorhabe. Bey dem Nahmen von Oran ſchlug der Gräfin das Herz nicht weniger, als es ihrem Manne geſchlagen hatte, nur aus ei-

nem andern Grunde, und ſie wurde voll Verlangens den Pilger ſelbſt zu befragen, ob er etwas von ihrem Geliebten wüßte, der ja dort, wie die falſchen Boten berichtet hatten, begraben war. Sie ſagte auch der Magd von ihrem Verlangen; aber den Geliebten nannte ſie nicht aus Züchtigkeit; ſondern ſagte nur, ſie möchte wohl einen frommen Mann ſprechen, der an dem Grabe des heiligen Jacob ſeine Andacht verrichtet habe, und möchte ihm auch einen Auftrag nach dem heiligen Lande geben. Da meinte die Magd, ein ſo frommes Verlangen zu fördern, ſey ſelbſt eine fromme Pflicht, und nahm es daher auf ſich, den Pilger in aller Stille zu ihrer Herrin zu bringen. Als ſie aber die Stiegen hinabgegangen, erfuhr ſie an der Thür des untern Gemachs, was der Graf befohlen hatte, und daß der Pilger ſo gut als in Haft ſey. Da ſie ſich aber einmal vorgenommen hatte, ihrer Her-

rin zur Erfüllung ihres gottesfürchtigen Wunſches zu helfen, ließ ſie ſich nicht abſchrecken, ſondern ging zu dem Kellner, mit dem ſie heimliche Liebe pflog, und ſagte zu ihm: Deine Herrin hat vernommen, daß die Knechte morgen in der Frühe einen frommen Pilger nach Einſiedeln geleiten ſollen, und befiehlt ihnen zur Stårkung auf den Weg einen Krug guten Weins zu geben. Der Kellner ſaß nun eben mit andern Dienern bey den Würfeln, und hatte nicht Luſt aufzuſtehn, ſondern gab der Magd die Schlüſſel und ſagte: Geh Du ſelbſt; Du weißt Beſcheid, und hole einen Krug vom vorjährigen herauf. — Dieß war der Magd eben recht. Sie ſtieg alſo in den Keller hinab, und nahm zwey der größten Krüge von einem Weine, welcher funfzehn Jahre alt war, und von gutem Gewächs; die brachte ſie den Knechten und ſagte: Das trinkt; Eure Herrin ſchickt es Euch.

— Dazu ließen ſich nun, wie leicht zu erachten, die Knechte nicht groß nöthigen, ſondern zechten ſo tapfer, daß, eh' ſie noch dem zweyten Kruge auf den Boden gekommen waren, ſie ſchon ſelbſt trunken auf der Erde lagen. — Als nun die Magd gegen Mitternacht hörte, daß es ſtill geworden in dem Gemache, öffnete ſie leiſe die Thür, ſchritt über die Schlafenden weg, und faßte den Pilger bey der Hand, der traurig in der Ecke ſaß, und nur Waſſer aus ſeiner Kürbisflaſche trank, und auch die Speiſen nicht berührt hatte, die ihm vorgeſetzt worden, außer das Brod, und ſie ſagte zu ihm: Die Herrin gebietet Euch zu ſich. Kommt jetzt, da Alles ſchläft in der Burg. — Bey dieſen Worten ergoß ſich ein glühendes Roth auf die blaſſen Wangen des Pilgers; und dann erblaßte er wieder noch mehr als zuvor, und als er die Stiegen hinauf ſchritt, verſagten ihm faſt ſeine Füſſe den Dienſt.

Die Magd aber ging wohlgemuth mit der Leuchte voraus, und öffnete die Thür des Gemachs, wo Walpurg bey der Lampe ſaß, und ſtellte den Pilger, der die Kappe ſeines Gewandes über die Stirn gezogen, vor ſie hin. Da fragte ihn denn die Gräfin, wie ſie ſich vorgenommen hatte, nach den Gnadenorten, die er beſucht hatte, kam dann auch auf Oran zu reden, und fragte ihn endlich mit wankender Stimme nach den Landsleuten, die dem Kriege beygewohnt hätten. Den Junker von Heriſo aber nannte ſie nicht. Der Pilger aber, nachdem er andre Eidsgenoſſen erwähnt, die den Spaniern ihren Arm geliehen, nannte zuletzt auch den Junker, und daß er noch lebe, und in ſein Vaterland zurückgekehrt ſey, um es noch Einmal zu begrüſſen, und dann auf ewig davon zu ſcheiden. Und indem er dieſes ſagte, warf er die Kappe zurück, und ſah die Gräfin mit glühenden

Blicken an. Und an dieſen Blicken erkannte ſie den Geliebten ihrer Jugend, den ſie für tod gehalten, und erſchrack ſo, daß ſie blaß und ſprachlos auf ihren Sitz zurückſank. Da warf ſich der Pilger vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, und beſchwor ſie mit rührenden Worten nur noch Einmal die Augen aufzuſchlagen, und ihm das letzte Lebewohl zu ſagen. Dann wolle er unverzüglich nach Oſten wandern, und ſich der Wache des heiligen Grabes weihen, und nie zurückkehren. Bey dieſen Worten ſchlug Walpurg die Augen auf, und ein Strom von Thränen ergoß ſich daraus, und ihre Stirn ſenkte ſich gegen die ſeinige; und der Junker umfaßte die Geliebte, und drückte den erſten Kuß auf die Lippen der ihm geſtohlnen Braut." —

Nachdem der Alte ſo weit in ſeiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, ſah die um ihn verſammelten Zuhörer rund her-

um mit fragenden Blicken an und ſagte: „Was meint Ihr nun, ob eine Frau zu verdammen ſey, die man durch Lug und Trug von ihrem Geliebten geriſſen, dann durch Gewalt und Liſt in den Eheſtand gebracht, und ſie darinn ohne Grund und Urſach mit Eiferſucht gepeinigt hat, wenn ſie nun den ganzen ſchändlichen Betrug mit Einemmale erkennt, und nach ſo langer Friſt des Geliebten auf kurze Augenblicke froh wird: ob ein Weib, frage ich, groß zu verdammen wäre, wenn es ſeiner Pflicht vergeſſen hätte?“

Nein, nein, riefen die jungen Leute, wie aus Einem Munde.

Man müßt' es ihr verzeihen, ſagten die Männer, wenn's auch ſchon nicht recht wäre.

Der Junker, ſagte Einer, hätte ſie nur gleich unter den Arm nehmen, und mit ihr davon gehen ſollen, damit der Graf

bey der Heimkehr das Neſt leer gefunden hätte.

Er hätte ſie ihm im Kampfe abgewinnen ſollen, ſagte ein Andrer.

Es ſoll uns verlangen, wie es ausgegangen iſt, ſagten die Meiſten.

Der Alte fuhr fort: „Der Bollingen war, wie geſagt, ſpornſtreichs zum Oheim geritten, und gegen Abend angekommen, und wie er eben in das Gemach trat, und die erſten Grüſſe gewechſelt waren, ſagte der Humbert: Weißt Du, Uhli, daß der Werner heimgekehrt iſt? — Daß er bald heimkehren wird, erwiederte der Graf, hab' ich eben vernommen, und es iſt deshalb, daß ich zu Euch komme, um Rath mit Euch zu pflegen. Denn Ihr könnt glauben, daß der Bube der Walpurg noch immer im Herzen ſitzt, und daß, wenn ſie trauert, es ihm gilt. — Da verſetzte der Humbert halb zürnend: Wie ſagſt Du nur, er wird

heimkehren, da er ja ſchon im Lande iſt, und wahrhafte Leute ihn geſehen haben, und er nach Euch und Euerm Weibe gefragt hat. Im Pilgerrocke zieht er in der Gegend umher, wie der Wolf im Schaafpelz, und Du wirſt wohl thun, ein Aug auf Dein Lamm zu haben, und es zu hüten."

„Wie der Graf dieſe Worte hörte, war es ihm eben, als würde ihm das Herz durchbohrt, und er ſah, wie unverſtändig er ſich ſelbſt mitgeſpielt hatte. Darum lief er auch wie wahnſinnig in dem Gemache umher, ſchlug ſich vor die Stirn und rief einmal über das andremal: O ich Dummkopf! hätt' ich das denken ſollen! — Dann, nachdem er wieder ein wenig zu ſich gekommen, befahl er die Roſſe augenblicklich wieder aufzuzäumen, und erzählte dem Oheim, daß er eben einen Pilger bey ſeinem Schloſſe gefunden, und was er von dieſem gehört und mit ihm gethan habe, und wie er nun gar nicht zweif-

le, daß dieſes eben der Junker ſelbſt gewe⸗ſen, zumal er die Magd der Gräfin mit ihm im Geſpräche gefunden. — „Und ſo hab' ich denn, fuhr er fort, wie ein unverſtändi⸗ger Narr, den Wolf in den Schaafſtall ge⸗ſperrt, und damit er recht nach Luſt ſchal⸗ten könne, bin ich gar auf und davon gerit⸗ten.“ Dann, als ob er ſich beſänne, ſagte er ganz wohlgemuth: „Nun entrinnen ſoll mir der Bube nicht. Hab' ich ihm doch ei⸗ne Wache beſtellt, der er nicht entlaufen mag; und hab' ich ihn nur erſt ergriffen“ — Und damit nahm er Abſchied von dem Oheim, ſchwang ſich wieder auf das Roß, ſetzte ihm die ſcharfen Sporn in den Leib, und jagte wie beſeſſen davon.“

„Gegen Mitternacht kam er an bey der Burg, ſtieg aber in einiger Strecke davon vom Pferde, und ließ es ſammt den Knap⸗pen draußen, gab dann dem Thorwärtel ein

Zeichen ihm zu öffnen, und ſchlich unbemerkt in das Haus. Ob nun gleich das Lämpchen der Gräfin noch brannte, ging er doch zuerſt nach dem Gemache, in welches er den Pilger gewieſen, und da er hier ſeine Knechte trunken auf dem Boden liegen, und die Weinkrüge auf dem Tiſche fand, den Pilger aber nirgends, da errieth er ſchnell, wie ſich die Sache begeben, meinte aber, es käme Alles von der Gräfin her, die im Einverſtändniß mit dem Junker ihn hierher gelockt habe. Und ſo ſtieg er denn, mit blutiger Wuth im Herzen, aber auch im Grimme ſeiner Herr, leiſe die Treppe hinauf. An der Thür blieb er ſtehn, aber nicht lange; denn da ihm war, als ob er Flüſtern hörte, riß er haſtig die Thür auf, und fand den Pilger, wie ich vorhin beſchrieben, zu den Füſſen der Gräfin liegend, und ihre Hände haltend, und ihre Stirn nach der ſeinigen geſenkt."

„Wie groß nun bey dieſem Anblicke der Zorn des Grafen geweſen, iſt leichter zu denken, als zu beſchreiben. Wie er aber hereinſtürmte, und ſeine wüthenden Worte noch vor ihm voraus, ſank die Gräfin, die ja kaum eben von dem freudigen Schrecken zu ſich ſelbſt gekommen war, leblos zu Boden; dem Pilger wurden Hände und Füſſe gebunden; die Magd aber, welche entſchlüpfen wollte, wurde von den herbeygerufenen Dienern feſtgehalten. Hierauf befahl der Graf Nägel herbeyzubringen und dieſe in einen der Balken des Gemaches einzuſchlagen, und nachdem dieſes geſchehen war, verſuchte er, die Gräfin aus ihrem Todesſchlummer zu erwecken. Das war aber vergebens; und ſo gebot er denn der Magd, was er ſeinem armen Weibe zuzumuthen Willens geweſen, mit den allergreulichſten Drohungen, den ehebrecheriſchen Buben, dem ſie den Weg in ſein Ehebett gezeigt, mit eignen Händen

aufzuhången. Die Magd warf ſich nun zwar vor ihm nieder, und beſchwor ihn bey ſeiner Seele und allen Heiligen, nicht einen ſolchen Mord zu begehn, und betheuerte die Unſchuld ihrer Herrin und des Junkers von Heriſo. Aber umſonſt. Denn mit entſetzlicher Wuth und flammenden Blicken ſchwur ihr der Graf, daß er ſie lebendig würde verbrennen laſſen und den Junker zugleich mit ihr, wenn ſie nicht ſeinen Befehl vollzöge."

„Wie nun der Junker dieſe wilden Worte hörte, indem er gebunden auf dem Boden lag, und die Magd nun gezwungener Weiſe und unter tauſend Thrånen Hand an ihn legte, und die Diener ihn zu dem Balken hinaufhoben, ſprach er folgendermaaßen: Da mich mein Unſtern, und nicht meine Schuld in Deine ungerechte Gewalt gebracht hat, Graf von Bollingen, ſo weiß ich wohl, daß Du nicht ablaſſen wirſt, bis Du Dein Bubenſtück vollbracht und Deiner ruchloſen

Wuth Genüge gethan haſt. Darum darfſt Du nicht fürchten, daß ich Dich, wie ein Feigling, um mein Leben bitte, das mir zur Laſt iſt, ſeitdem Du mir durch ſchändliche Lügen die verlobte Braut geſtohlen, und die, welche mein war vor Gott, mir entriſſen haſt. In Deiner Lüge beharrend ſchiltſt Du mich einen Ehebrecher; aber wiſſe, der Ehebrecher biſt Du, und in kurzer Friſt klag' ich Dich an vor Gott, wie Dein Weib wohl jetzt ſchon in ihrer reinen Unſchuld vor ſeinem Throne thut. Vollbringe nur den Mord, den Du beſchloſſen haſt; aber der Tag der Rache kömmt bald, wo mein Blut gegen Dich ſchreyen wird; dann werden die Trümmern dieſes Hauſes über Dir zuſammenbrechen, und die Vögel des Himmels werden ſich mit Deinem Fleiſche ſättigen."

„Während der Junker ſo ſprach, hatten ſie dem Unglücklichen die Schlinge um den Hals gelegt, und zogen ihn an den Bal-

ken hinauf, und als ſie die Hände von ihm ließen und er nun da hing, ſchrie ihm der Graf mit Hohngelächter zu: Jetzt, Bube, weiſſage noch! — Dann ging er hinaus, verriegelte das Gemach, und befahl es augenblicklich zuzumauern. Dieß war bald vollbracht; denn unabläſſig trieb der Graf die Maurer an, und ſpottete dazwiſchen des Jammergeſchreys der Magd, die neben ihrer Herrin kniete, und Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld nahm. Und als die Mauer vollendet war, wurden auch die Fenſter von außen mit Bretern zugeſchlagen. Und jetzt züchtigte der Graf die trunkenen Knechte, und ließ den Kellner geißeln, und ſtieß ihn dann zum Hauſe hinaus. Denn Alle, meint er, wären mit der Gräfin gegen ſeine Ehre verſchworen geweſen."

„Am folgenden Morgen erſcholl die greuliche Kunde von dem Morde des Junkers von Heriſo durch das Land, und daß die Ge-

mahlin des Grafen zum ſchmählichen Hungertode neben dem Leichname des Ermordeten ſammt der Magd verurtheilt wäre; und als der Oheim ſie vernahm entſetzte er ſich, und ſchickte Boten an den Grafen mit dem Begehren, ſein Weib der Haft zu entlaſſen und ihm zurückzuſenden. Der Graf aber gab zur Antwort: Die Strafe der Ehebrecherin läge in ſeiner Hand. Da machte ſich denn der Humbert von Aarburg ſelbſt auf, ſo alt und kraftlos er auch war — denn ſein Gewiſſen ſchlug ihm wegen der frühern Theilnahme an dem Betrug, und wiederholte ſein Begehren. Aber der Graf gab ihm ſchnöde Antwort, führte ihn vor die zugemauerte Thür und ſagte, ſein Herz werde ſich ſeinem Verlangen öffnen, wenn ſich dieſe Steine öffneten. Und dabey legte er das Ohr an die Wand und glaubte das Jammern ſeiner Frau zu hören. — Während der Zeit aber, und als Jene noch mit einander ſtritten, kam

ein Eilbote mit der Nachricht, Walter von Luſſi, der Gräfin Vetter, rufe ſeine Mannen zuſammen, um gegen Bollingen zu ziehn; und kurz darauf ein zweyter, der Walter komme mit einem Fähnlein Reiter und Fußknechte gerade nach dem Schloſſe zu. Dieſem zweyten Boten folgte ein Herold des Walter auf dem Fuße nach, und begehrte im Nahmen ſeines Herrn, was auch der Oheim gefordert hatte. Hierüber brach der Graf in wilden Zorn aus, ſchalt den Oheim einen Verräther und Feind, und warf den alten und kraftloſen Mann in das Verließ; dann ſchloß er die Thore der Burg und waffnete ſein Volk. Der Kampf war ungleich und kurz. Nachdem die Belagerten ſich verſchoſſen hatten, that der Graf mit ſeiner muthloſen und verdroſſenen Schaar einen Ausfall und ſtieß auf ſeinen Feind. Dieſer ergriff ihn mit gewaltiger Fauſt, rang eine Zeitlang mit ihm, und ſtürzte ihn den ſchrof-

ſen Abhang in die Tiefe hinab. Ulrichs Knechte ergriffen die Flucht, die Burg ward eingenommen, und die Mauer niedergeriſſen, die Walpurgs Gemach verſchloß. Dieſe war von der treuen Magd auf ihr Lager gehoben worden, und ſchien zu ſchlummern; zum Leben war ſie nicht zurückgekehrt. Die Magd aber lag vor ihr auf der Erde mit aufgelößtem Haar und gefalteten Händen, der Kopf auf die Bruſt herabgeſunken, mehr tod als lebend. Walpurg wurde neben dem Junker von Heriſo zur Erde beſtattet. Der Leichnam des Grafen wurde den Thieren Preis gegeben und ſein Schloß zerſtört. Humbert beſchloß kurze Zeit darauf den Reſt ſeiner Tage im Kloſter." —

Jetzt ſchwieg der Alte, und ſah ſinnend vor ſich hin, als ob er noch Einmal in ſeiner Seele die alte Zeit vorübergehen ließe. Die ihm zugehört hatten, waren lange ſtill. Endlich ſagten Einige die Köpfe ſchüttelnd:

So etwas hört man doch heut zu Tage nicht mehr. — Da aber ein Anderer ſagte: Das war wohl der wüſteſte Kiltgang, den je ein Menſch gemacht hat! — da fiel das Geſpräch wieder, wie vorher, in den alten Ton, und manche Geſchichte von fremden Kiltgängern und ihren Züchtigungen wurde vorgebracht. Und als Einer erzählte, wie man einſtmals einen ſolchen ausgezogen, in ein Fiſchnetz geſteckt, einigemal in den See geſenkt und dann ſo bis zum andern Morgen in dem Netze an einem Baume aufgehenkt habe, war keiner, der nicht über den ſonderbaren Fiſch gelacht hätte, und die ganze Verſammlung löſzte ſich wohlgemuth und ſcherzend auf.

* * *

Ich durchzog einmal mit einer Geſellſchaft, wie ſie ſich in der Reiſezeit leicht zuſammenfindet, das Oberland. Die Wit-

terung war vortreflich, und mehrere Tage nach einander, was dort nicht häufig iſt, gleichförmig gut. Da wir nun ſo in dem herrlichen Lande alle unſre Plane ausführen konnten, jeder Tag in dem ergötzlichſten Wechſel von Bergwandrungen zu Fuß und zu Pferd, in Luſtgängen und Waſſerfahrten, und mannichfaltigen kleinen Abentheuern verſtrichen, und faſt jeder Schritt etwas neues und ſchönes zeigte, ſo waren wir alle in der beſten Laune, und konnten nicht müde werden, die Schönheit des Landes und zugleich das Glück zu preiſen, das uns den Genuß ſo vieler Herrlichkeit ſo ungeſtört und auf die bequemſte Weiſe geſtattete. So wurde denn auch eines Abends, wo wir nach einer ziemlich langen Wanderung der Ruhe bedürftig in einem Bauernhauſe eingekehrt waren, nachdem wir uns in dem engen Local unter Scherz und Lachen nach Möglichkeit eingerichtet hatten, jener

unerſchöpfliche Gegenſtand von neuem vorge-nommen, und eine unſerer Begleiterinnen, eine Frau von großer Lebhaftigkeit, bemerk-te, daß nach dem Genuſſe der großen und weiten Natur, die den Blick in's Unendliche riſſe, und das Gemüth unbegreiflich erwei-terte, die Beſchränkung auf ein enges Ob-dach etwas unendlich ſüßes habe. Ach, rief ſie mit geſteigerter Begeiſterung aus, indem ſie ſich an unſern Wirth wendete, der mit ausgeſpreizten Beinen, die Daumen unter den Armen eingehenkt, und mit gedanken-loſem Blicke in der Stubenthür ſtand — Ach, ihr glücklichen Menſchen! ihr auser-wählten Kinder der Natur! Ihr habt das Paradies hier auf Erden, und alle Glückſe-ligkeit, die ſich ein unſchuldiges Herz nur wünſchen mag! — Iſt es nicht wahr, fuhr ſie zudringlicher fort, daß dieſes Land ein Paradies, und das Leben darinn ein Him-mel iſt? — „Ja, ja, antwortete der

Bauer, für eine vornehme Frau, wie Sie da iſt, die in der Stadt dergleichen nicht zu ſehen bekömmt, und nun auf ein Paar Tage, wenn eben die Sonne ſcheint, in der Kutſche herausfährt, mit guter Küche im Kutſchkaſten und ſchwerem Gelde im Beutel! Das wäre uns Bauern auch ſchon recht.“ — Und nun ergoß ſich der Mann in eine weitläuftige Schilderung der mannichfaltigen Noth, mit der die Bewohner dieſer Bergländer zu kämpfen haben, der langen und harten Winter, der Ueberſchwemmungen im Herbſt und Frühling, der Schlaglawinen und was dergleichen mehr iſt. „Und dabey, ſchloß er endlich, hat der Bauer zu dreſchen, Miſt zu fahren, die Erde umzuwühlen, bey Sonnenſchein und Regen, bey vielem Schweiß und magrer Koſt. Zum Herumgaffen in dem Paradies, wie Sie's nennt, hat unſer einer da keine Zeit.“ —

Bey dieſen derben Worten erröthete die Sprecherin vor Unwillen; die jungen Herrn der Geſellſchaft aber, die vornemlich bey der Tafel und mit dem Glaſe in der Hand nicht aufhören konnten, die hohe Einfalt der Natur und ihre göttliche Schönheit zu beſprechen, entrüſteten ſich faſt über die Aeußerungen unſers unſentimentalen Wirthes, und warfen die Frage auf, wie nur in aller Welt in einem Lande voll ſo hoher poetiſcher Schönheit ein ſo unausſprechlich gemeiner und proſaiſcher Sinn aufkommen könne? — Es iſt die Folge des ſchnöden Eigennutzes, ſagten die Einen, den die Freunde der ſchönen Natur, die dieſes himmliſche Land mit freygebiger Hand bereiſen, den Herzen ſeiner Kinder allmählig eingeimpft haben. — Es mag die leidige Folge der Gewohnheit seyn, ſagte ein Andrer. — Oder eines unglücklichen Gegenſatzes —. Oder einer abgeſchmackten Affectation, wie man ja wohl

überall auf Menſchen ſtößt, die ein unſeliges Vergnügen daran finden, das zu verachten, was Andre bewundern, und ſelbſt gegen das Schönſte Gleichgültigkeit zu erkünſteln.

Nachdem nun dieſe Unterſuchung einige Zeit mit geringem Erfolge fortgetrieben worden war, ſagte eine junge Frau von großer Beſcheidenheit und ſanftem Weſen, die, faſt immer mit ihrem Manne beſchäftigt, nur ſelten an dem Geſpräche der Uebrigen Antheil nahm: Wenn ich die Wahrheit geſtehen darf, — und warum ſollt' ich ein Gefühl verbergen, das mir natürlich iſt? — der Anblick dieſer ungeheuern Felſen, das Schauen in die unermeßlichen finſtern Schluchten, das Brauſen der Ströme in dieſen geheimnisvollen Tiefen und das Donnern der Waſſerfälle — das Alles erſchreckt mich, ja, ich kann ſagen, es macht mir Entſetzen und Grauſen. Wenn ich weg davon bin,

erſcheint es mir freylich anders, und ich freue mich ſchon jetzt auf die Zeit, wo ich mich mit meinem Manne im Stillen an dieſe Reiſe erinnern werde. Aber der Gedanke hier wohnen zu müſſen, könnte mich krank machen.

Dieſes Geſtändniß, das mit den begeiſterten Ausrufungen der erſten Rednerin, und mit den wiederholten Verſicherungen der Uebrigen einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, machte einen unerwarteten Eindruck. Die jungen Philoſophen unſrer Geſellſchaft ſahen ſich befremdet unter einander an; Einige hatten Luſt zu lachen; andre zuckten leiſe die Achſeln; die Frauen aber erklärten ihrer paradoxen Gefährtin geradezu den Krieg. Dieſe aber, ohne ſich irren zu laſſen, ſetzte hinzu: Andre mögen anders fühlen; ich habe nichts dagegen; ich aber, die ich keinen Anſpruch auf Heldenmuth mache, ſchäme mich meines Gefühls oder meiner

Schwachheit nicht; und ich will noch über- dieß bekennen, daß mich das erſte Lächeln meiner Kinder, ihr erſtes verſtändiges Lallen und ihre zutraulichen herzlichen Reden mehr entzückt hat, als alle Gletſcher und Waſſerfälle in der Welt thun können, und daß ich mich auf kein neues Wunder der Natur ſo freue, wie auf die Rückkehr zu dieſen geliebten Weſen. —

Dieſer Zuſatz brachte die Mütter der Geſellſchaft etwas mehr auf die Seite der jungen Frau; die Männer aber fingen wiederum an nach ihrer Weiſe über die Erſcheinungen der Natur und ihre Wirkungen zu vernünfteln. Sie kamen bald überein, daß in der Paradoxie der jungen Frau doch viel Wahres ſey; daß allerdings in dieſen Schluchten und Klüften, an dieſen ſchroffen Felſen und Abgründen, auf dieſen engen und ſchwindelnden Stegen recht eigentlich das Grauſen wohne, ſo daß Einem oft

der Schrecken in den Füſſen zittre, und in den Haaren ſich ſträube — und daß es doch in der That wunderbar genug ſey, von dem, was ſeiner Natur nach zurückſtößt, ſo unbeſchreiblich angezogen und begeiſtert zu werden.

Auch hierüber wurde gar Manches hin und her geſprochen. Einige meinten, das Entzücken entſpränge aus dem Contraſte des Gefahrvollen, Toddrohenden und des Anmuthigen, das die Natur meiſt auch ihren grauſenden Erſcheinungen beygeſellt habe. Das paßte nun allerdings auf Einiges, wie auf die Waſſerfälle, wenn ſie im Sonnenglanze ihre ſchäumenden Strahlen mit Regenbogen umziehn; oder auf das ewige Eis, an das ſich Blumen und Pflanzen drängen; aber das Meiſte andre wollte dieſe Erklärung durchaus nicht zulaſſen. — Daher meinten Andre, das Bewußtſeyn der Sicherheit, das ja auch ſchon ein alter Dichter zur Er-

klärung des erhebenden Gefühls beym Anſchaun des Gefahrvollen zu Hülfe gerufen habe, möchte doch wohl das Räthſel noch am Beſten löſen. Denn die rechte Freude an dieſen Gegenſtänden trete ja doch nur dann ein, wenn man ſie wirklich aus einem ſichern Standpunkt beſchauen, oder wenn man die Gefahr beſiegt habe, wo denn noch die Freude als Verſtärkung hinzukomme. Dieſe Erklärung fand im Anfange den meiſten Beyfall, weil faſt alle ſie mit ihren Erfahrungen übereinſtimmend fanden; doch zeigte ſich auch hier bald genug, daß die ſelbſtſüchtige Freude, die man bey vermiedner Gefahr fühlt, nichts gemein habe mit dem Entzücken, deſſen Quellen wir aufſuchten; daß eine gewiſſe Sicherheit freylich eine unerlaßliche Bedingung bey dem Genuſſe ſey, indem das über dem Scheitel hängende Schwerd die Schaugerichte der Natur wie die Mahlzeiten der Könige verderbe; daß

aber ſchlechterdings keiner von uns beym Beſchauen jener großen und furchtbaren Erſcheinungen ſich des Gefühles der Sicherheit mit beſonderer Luſt, oder gar mit Begeiſterung bewußt ſey. Man mußte alſo andre Erklärungen aufſuchen — das Ungewöhnliche — die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen — und ich weiß nicht mehr was Alles. Es hielt aber nichts Stich. —

Ein etwas bejahrter Mann, der bey unſerer Geſellſchaft war, und weil er ſchwer hörte, nicht oft an dem Geſpräche Antheil nahm, trat jetzt näher und ſagte: Sie haben ſich vorhin, denk' ich auf einen alten Dichter berufen, der die ſtreitige Frage nicht recht gelößt hat; ein andrer möchte vielleicht eher auf den rechten Weg führen, wenn er ſagt, daß den gerechten und ſelbſtſtändigen Mann auch der Einſturz des Himmels unerſchreckt läßt. Gewiß hat Niemand unter uns die herrlichen Worte unſers

Freundes Flaccus geleſen, ohne bey dem Gedanken des Mannes, den er ſchildert, ſich begeiſtert zu fühlen; und wenn wir die Quelle dieſes Gefühles entdeckt hätten — was nicht ſehr ſchwer ſcheint — ſo möchte dadurch auch wohl die vorliegende Frage beantwortet ſeyn. —

Der Redende ſchwieg hier, als ob er die Beantwortung jeʒt von uns erwartete. Geben Sie uns die Auflöſung, ſagte Einer; wir haben uns ſchon durch unnützes Suchen ermüdet.

Erlauben Sie mir alſo, fuhr Jener fort, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, von dem ich Augenzeuge geweſen bin, und der eine Art von Commentar zu den Worten des römiſchen Dichters iſt. Zu der Zeit, wo ich mich in Norwegen aufhielt, — einem Lande, das, beyläufig geſagt, noch außerordentlichere Erſcheinungen darbietet als die Schweiz — geſchah es einmal, daß ein

fremdes Schiff, welches in den Hafen von Chriſtianſand einlaufen wollte, zwiſchen den Inſeln und Klippen jener Küſte in Gefahr gerieth. Wiederholte Nothſchüſſe kündigten dem Lande ſeine ſchlimme Lage an; aber die See war ſo ſtürmiſch, daß kein Lootſen es für möglich hielt, ſich dem Schiffe zu nähern und es herein zu führen. Unterdeſſen füllte ſich die Küſte mit Menſchen an, die jede Bewegung des Schiffes beobachteten, und ſie mit ihren eignen theilnehmenden Bewegungen begleiteten. Die Zeichen wurden wiederholt; der Sturm ſchien etwas nachzulaſſen; da warf ſich ein bejahrter Lootſen, der ſchon geraume Zeit mit allen Zeichen der Ungedult in das ſtürmiſche Meer hinausgeſehen hatte, in ſeinen Nachen, und ſtieß vom Lande ab. Die Theilnahme der verſammelten Menge wendete ſich jetzt von dem Schiffe auf den nähern Gegenſtand, und ſie wurde noch vermehrt, als der Sohn

des alten Lootſen herbeyeilte, und durch das Wagſtück ſeines Vaters erſchreckt, dieſen beſchwor, ihm ſeinen Platz einzuräumen. Aber dieſer wieß ihn mit den Worten zurück: Die Reihe kann auch noch an Dich kommen — und ſteuerte mit feſter Hand vorwärts durch die empörte Fluth. Der leichte Nachen ging auf und ab — alle Blicke hingen an dem kühnen Greis, und ſchon ſchien das Schwerſte beſiegt, ſchon näherte er ſich dem bedrängten Schiffe, da erhob der Sohn, der mit ſcharfem Blicke jede Wendung des Nachens verfolgte, beyde Arme, beugte ſich mit dem Leibe nach der Rechten, ſtieß einen Schrey des Entſetzens aus — der Nachen hatte eine verborgene Klippe berührt, ſchlug um und begrub ſeinen Führer in der tobenden Fluth. Alle Zuſchauer waren ergriffen, und man konnte von fern bemerken, wie groß die Beſtürzung auf dem Schiffe war, deſſen Mannſchaft zagend auf

dem Verdecke ſtand. Aber in dem Augenblicke der Verwirrung, wo wir alle das Fahrzeug verlohren glaubten, löſste der junge Lootſen die Kette von ſeinem Kahn und ſprang hinein, indem er ausrief: Es iſt zu retten! alſo mit Gott. —

Ich würde etwas vergebliches unternehmen, wenn ich das Gefühl ausſprechen wollte, das ſich bey dieſem Anblicke aller Gemüther bemächtigte. Jede andere Rückſicht ſchwand jetzt vor der Bewundrung ſo herrlicher Kühnheit, die ſich ohne Furcht durch das ungeſtüme Meer, jetzt das Grab des Vaters, ſchwang. Die fremdeſten Menſchen hielten ſich umfaßt; einige beteten laut, andre weinten; faſt alle, indem ihre Blicke auf den herrlichen Schiffer geheftet waren, begleiteten die Bewegungen ſeines Nachens mit den ihrigen. Jetzt näherte er ſich der Stelle, die ſeinen Vater verſchlungen hatte — er vermied ſie mit ſichrer Lenkung und

erreichte das Schiff. Jeʒt legte ſich der Sturm, die ſchäumenden Wellen ſtreckten ſich länger aus, und noch vor Abend wurde das Schiff in den Hafen bugſirt. Die Freude, der Jubel war unbeſchreiblich. Niemand war von der Stelle gewichen; jedermann wollte noch Einmal den kühnen Lootſen ſehn, ihm die Hand drücken oder ein preiſendes Wort ſagen. Während aber Alle ſeine That bis zum Himmel erhoben, blieb er ſelbſt kalt. Es iſt mein Beruf, ſagte er, Vater und Großvater hat die See verſchlungen; die Reihe kann auch mich bald treffen. Bis dahin thu' ich was meines Amtes iſt. — Einige fragten ihn, ob er ſich nichts aus dem Leben mache. — Das Leben iſt mir wohl ſo lieb wie einem andern, antwortete er; hab' ich nicht ein junges Weib und zwey Kinder? und jeʒt nun noch die Sorge für eine alte Mutter, die ich zu tröſten habe über meines wackern Vaters Tod. — Bey die-

ſen Worten ſtiegen ihm die Thränen in die Augen; er ſah noch Einmal in die See; ſeine Blicke ſuchten die Stelle, die ſeinen Vater begraben hatte. — Um zwey Striche, ſagte er, kam er zu weit links. Gott ſey ihm gnädig! Er war der liebevollſte Vater und der beſte Lootſe im ganzen Königreich! —"

Hier endigte unſer Begleiter ſeine Erzählung. Sie hatte uns alle ergriffen; aber indem man, wie es zu geſchehn pflegt, ſie wieder vornahm, und ſie von dieſer und jener Seite betrachtete, nahm das Geſpräch eine andre Richtung. Aber, mein Herr, ſagte endlich eine der Frauen, Sie ſind uns die Anwendung Ihrer Geſchichte ſchuldig geblieben. — Sie macht ſich von ſelbſt, antwortete er. Was war die Urſache der Begeiſtrung, mit der wir den unerſchrocknen Lootſen den Abgrund befahren ſahen, in den keiner von uns ohne

Entſetzen blicken konnte, und von dem ihn eben in dieſem Augenblicke das Schickſal ſeines Vaters wegzuſchrecken ſchien? Was war es anders als die Freude an der ſittlichen Kraft des Menſchen, die eben durch die Gefahr aufgerufen, und durch ſie bewährt wird; dieſe Kraft, die bey dem Einſturze der Welt aufrecht und unerſchüttert bleibt; die Furcht und den Tod, die Natur und die Welt beſiegt? — Was iſt der ſtärkſte Menſch der gewaltigen Natur gegenüber? oder wer könnte ſich nur einfallen laſſen — wenn er nicht wahnſinnig iſt — ſeine Körperkraft einer Macht entgegenzuſetzen, die ihn mit der geringſten ihrer Bewegungen zermalmt? Oder iſt etwa das, was uns den Tod bringt, in den meiſten Fällen etwas mehr, als ein leiſer Hauch der Natur, oder einer ihrer Pulsſchläge, der feindlich mit dem Pulsſchlage des Herzens zuſammentrifft? Und dennoch

darf ſich der Menſch dieſer überſchweng⸗lichen Macht entgegenſtellen; und ob ſie ſchon ſeiner Ohnmacht ſpottet, wenn ſie ſich ſtarr in Rieſengebirgen erhebt, oder im Sturm zerſtörend wüthet, oder in Waſſer⸗fällen herabdonnert, ſo darf er ihr doch dreiſt die Bruſt voll Freyheit, das iſt, voll des Bewußtſeyns ſeiner höhern Abkunft bieten. Zu dem Blitze darf er ſagen: Du kannſt mich zerſchmettern; aber ich überle⸗be dich. Zu dem tobenden Meere: Du kannſt mich in deinen Tiefen begraben; aber du kannſt mich nicht hindern einem Be⸗rufe zu folgen, der mir von oben gegeben iſt, und Pflichten zu erfüllen, die mir hei⸗liger als mein Leben ſeyn müſſen. — Und daß wir dieſes ſagen können, daß wir von einer ſolchen Kraft in uns wiſſen, daß wir ſie in herrlichen und kühnen Thaten zu erkennen vermögen — das erhebt uns über die Natur, wie gewaltig ſie immer

ſeyn mag. In dieſes Gefühl ſtrömen alle Quellen unſrer höhern Natur ein, und es iſt demnach, wie mich dünkt, kein Wunder, wenn uns der Anblick von Erſcheinungen, in denen die Natur ihre überſchwengliche Macht offenbart, eben indem ſie uns erſchrecken, doch anzieht, ja entzückt und begeiſtert. Dieß iſt denn ganz etwas anders als das Bewußtſeyn der Sicherheit, das nur bey jenem Entzücken vorausgeſetzt wird, während ſeine eigentlichen Quellen weit höher liegen.

Dieſe Erklärung ſtellte uns ſehr zufrieden, und Jeder wußte noch das Eine und das Andre hinzuzuſetzen, bald als Beſtätigung, bald als nähere Beſtimmung. Der jungen Frau, die zu dieſem Geſpräche Veranlaſſung gegeben hatte, ſtrahlte die Freude aus den Augen; denn ſie glaubte ihr Gefühl durch die Bemerkung unſers bejahrten Begleiters beſtätigt und erklärt zu

ſehn. Nachdem Jener geſchwiegen hatte, ſagte ſie mit leiſem Erröthen: Ich bin von Natur furchtſam, und die Vorſtellung von allen den furchtbaren Kräften, die in dem Schooße der Erde und den weiten Räumen des Himmels ſchlummern, kann mich ordentlich ängſtigen. Dann iſt es mir wohl bisweilen, als ob ich an dem Rande eines der Abgründe ſtände, die wir geſtern und heute zu unſern Füſſen geſehn haben, und als ob ich eine unſichtbare Hand hinter mir fühlte, die mich mit der geringſten Bewegung hinabſtoßen könnte. Aber wenn ich dann an die ſtärkere Hand denke, die den ſchwachen Menſchen auf ſeiner ganzen Wallfahrt hält und trägt, da ſchwindet mir alle Furcht, und ich fühle eine Freudigkeit in mir, die ich nicht ausſprechen kann. Und das kömmt ja wohl mit dem, was uns dieſer Herr ſo eben geſagt hat, auf Eines hinaus. Denn

die ſittliche Kraft, die Alles beſiegt und überdauert, iſt ja doch wohl nur das in dem Menſchen, was ihm von Gott kömmt, und an Gott bindet. Woher könnte auch ſonſt die Begeiſterung kommen? Das Irdiſche mag ergötzen; entzücken, begeiſtern kann nur das Ueberirdiſche und Göttliche. —

Der alte Mann nickte dieſer Erläuterung Beyfall zu; meine Gedanken aber flogen zu Amanden, die wohl auch ſo geſprochen hätte. Ich hielt mich ſeitdem näher an die junge Frau. Aber nur noch zwey Tage ging unſer Weg gemeinſchaftlich. Mich riefen frühere Verabredungen nach Zürch; ein Theil der Geſellſchaft begab ſich nach Solothurn; das junge Paar aber kehrte über Baſel in die Heimath zurück. Keinen von Allen hab' ich je wieder geſehn.

* * *

Was gibt es denn nur in aller Welt da drüben in Ihrer Nachbarſchaft? fragte ich die Wirthin zum Falken. Das Fahren nimmt ja kein Ende, und man kann allenfalls ſchon aus der Erleuchtung abnehmen, daß kein alltägliches Feſt im Gange iſt. — Allerdings kein alltägliches, antwortete die Wirthin. Wenigſtens kömmt es nicht gar zu oft vor, daß ein kaum vierzigjähriger Mann ſeine vierte Hochzeit begeht. — Die vierte? fragte ich verwundert. Wie iſt denn das zugegangen? Hat er ſeine Frauen ſo ſchnell nach einander verlohren? und hat er ſich ſo wenig aus ihnen gemacht, daß er ihnen ſo geſchwind wieder Nachfolgerinnen gegeben hat? — Die Wirthin lächelte: Es war ziemlich beydes, ſagte ſie. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lange Weile zu machen, ſo könnte ich Ihnen hier einen Ausſchnitt aus dem menſchlichen Le-

ben aufſtellen, der freylich nicht ganz ſo glänzend iſt, wie das heutige Feſt unſers Nachbars, aber doch vielleicht als ein Gegenſtück zu den Eheſtandsgeſchichten eines Engliſchen Königs, von dem ich als Kind in der Penſion habe erzählen hören, der Aufbewahrung nicht unwerth ſeyn dürfte.

Die Wirthin zum Falken iſt eine freundliche und gebildete Frau. Sie bleibt an der Wirthstafel niemanden eine Antwort ſchuldig, und unterhält die Geſellſchaft oft mit kleinen Geſchichten, die ſie beym Vorlegen recht geſchickt zwiſchen ihr Geſchäfte einſchiebt, und mit Laune erzählt. Ich nahm daher ihren Vorſchlag mit deſto größerem Vergnügen an, da ich hoffen konnte, während ihrer Erzählung vor der Muſik, die jetzt aus dem Nachbarhauſe herüberzuſchallen anfing, einige Ruhe zu haben.

Der König des heutigen Feſtes, hub die Wirthin an, iſt der Sohn eines Krämers, welcher vormals einen kleinen, düſtern Laden auf der Nydeck beſaß, und nachdem er ſich durch große Sparſamkeit einiges Vermögen erworben hatte, aus ſeinem einzigen Sohne, wie wohl die meiſten Väter wünſchen mögen, etwas Beſſeres machen wollte, als er ſelbſt war. Die Abſicht war gut, aber die Ausführung mislang aus mehr als einem Grunde. Der junge Auguſtin — dieß war der Nahme des jungen Menſchen — hatte von der Natur nichts als eine feine Geſtalt bekommen; Geiſt wenig genug, und wo möglich, noch weniger Gemüth; und unglücklicher Weiſe begnügten ſich auch die Lehrer, denen er in die Hände gefallen war, ſein Aeuſſeres abzuſchleifen, und unbekümmert um ſeinen innern Gehalt, ihm den Anſtrich einer feinen Bildung zu ge-

ben. Die erſte Folge dieſer Erziehung war, daß er ſich ſeines Vaters ſchämte, ihn ſeinen Kram aufzugeben nöthigte, und ſelbſt, theils mit dem väterlichen Vermögen, theils mit dem Gelde, das er mit ſeiner erſten Frau erheirathete, in der Mattgaſſe einen Großhandel einrichtete.

Auguſtin war vier und zwanzig Jahre alt, da er zum erſtenmal heirathete. Seine Wahl ſchien vollkommen paſſend zu ſeyn. Die Frau war gleicher Abkunft wie er, reich, wohlgeſtaltet, und von dem beſten Herzen, aber ohne die Bildung der vornehmen Welt. Während ſie ſich in dem Beſitze eines ſo feinen Mannes, wie Auguſtin war, überaus glücklich fühlte, ſah er mit Geringſchätzung auf eine Perſon herab, die er nur um des Geldes wegen geheirathet hatte, übrigens aber weit unter ſich glaubte, weil ſie mit ihren bürgerlichen Sitten, in der Art von Geſellſchaft, die

er jeƶt allein ſeiner würdig hielt, keinen paſſenden Plaƶ fand. S ine Eitelkeit ertrug dieſes nicht. Er ſchalt die arme Frau im Hauſe, verſpottete ſie in Geſellſchaft, und behandelte ſie durchaus mit ſolcher Geringſchäƶung, daß ſie immer mehr und mehr verſchüchtert, ſich dem Anblicke der Welt entzog. Stumm und in ſich gekehrt, ging ſie als ein Bild des Grames umher — keine Klage kam über ihre Lippen, und während ihr Mann ſich nicht um ſie bekümmerte, bewahrte ſie doch die Liebe zu ihm und die Hofnung. Ihr Herz brach nach kurzer Zeit. Eine alte Mutter überlebte ſie, und ein Kind, das der Pflege dieſer Frau anheim fiel.

Auguſtin hatte die Trauerkleider noch nicht abgelegt, als er ſeine Augen auf ein Fräulein warf, das alle Eigenſchaften beſaß, die er an der verſtorbenen Frau vermißt hatte. Mit einem gefälligen Aeuſſern verband ſie

die Bildung der vornehmen Welt; ja, man ſagt, daß ſie Verſe gemacht, und recht geläufig über Kunſt und Geſchmack geſprochen habe. Vermögen beſaß ſie nicht; aber man glaubte, daß ihr die Erbſchaft einer reichen, ſehr devoten Tante nicht entgehen könne. Sie ſelbſt folgte bey dieſer Verbindung mehr den Wünſchen der Ihrigen, als ihrer eignen Neigung, obſchon auch dieſe durch die Ausſicht auf eine glänzendere Lage beſtochen wurde. Das erſte, was Auguſtin jetzt that, war, daß er ſeine Schwiegermutter aus dem Hauſe trieb, das er mit ihrem Gelde gekauft hatte, und ihr die einzige Freude, die ſie noch hatte, die Erziehung ihrer Enkelin, nahm, damit dieſe nicht auch von dem kleinſtädtiſchen Weſen der alten Krämerfrau angeſteckt würde. Dieſe arme alte Frau, die jetzt ihres letzten Troſtes beraubt, und durch den Undank ihres Schwiegerſohnes tief

verwundet war, ſtarb, noch ehe ſie ſein Haus räumen konnte; das Kind wurde in der franzöſiſchen Koſtſchule, in die es ſein Vater gethan, verwahrloßt, wuchs aus, und ſtarb nach wenigen Jahren, ohne von Jemand beklagt zu werden. Uebrigens ſah ſich Auguſtin durch dieſe zweyte Verbindung bald von einem Glanze umgeben, der ihn ſchwindeln machte, und indem er ſeine Eitelkeit vermehrte, ſein Herz noch mehr verhärtete. Die geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten ſeiner Frau zogen den jungen Adel in ſein Haus und an ſeinen Tiſch, welcher bald der Mittelpunkt der feinen und vornehmen Welt wurde, die hier in Concerten und Bällen, in Vorleſungen und Schauſpielen reiche Unterhaltung und Zeitvertreib fand. Auguſtin ſelbſt kam dabey freylich nicht ſehr in Betracht, aber er bemerkte es nicht, oder fühlte ſich noch ſonderbar geehrt, wenn ihm ein Pa-

trizier oder ein Fremder von Rang im Spiele ſein Geld abnahm. Das Schlimmſte dabey war, daß er ſeine Geſchäfte über den Zerſtreuungen vernachläſſigte, und mehr ausgab, als ſeine Einnahme trug. Auch die reiche devote Tante wurde in dem Gedränge der Ergötzungen ziemlich vernachläſſigt, und vermachte im Unmuthe ihr ganzes Vermögen dem Hospitale, indem ſie erklärte, daß ſie es eben des Weges ſchicke, den Auguſtin und ſeine Frau mit ſolcher Sicherheit eingeſchlagen hätten. Es währte auch gar nicht lange, ſo traten Verlegenheiten ein; dieſe zogen Einſchränkungen nach ſich — und die vornehmen Gäſte blieben, wie es ſich von ſelbſt verſteht, einer nach dem andern aus. An die Stelle der geiſtreichen Ergötzungen zog Langeweile, Verdruß und Unmuth in das Haus. Die Frau kränkelte, der Mann murrte; und da ſich ſein Credit nicht wieder heben

wollte, war er grauſam genug, der Unglücklichen ihre Armuth und Verſchwendung vorzuwerfen. Jedermann beklagte ſie; denn ihre Eitelkeit abgerechnet, die man entſchuldigen konnte, war ſie gutmüthig und treu. Auch ertrug ſie die Unbilden ihres Mannes mit Gedult, und ſetzte ſeinem Schelten nur Thränen und ſanfte, verſöhnende Worte entgegen.

Niemand weiß wohl, wie groß die Leiden einer Frau ſind, die an einen rohen und gefühlloſen Mann gebunden iſt, und zu gleicher Zeit von den Launen ihres Mannes, ihren traurigen Gedanken und einer ſchwachen Geſundheit beſtürmt wird. Auguſtins Frau war in dieſem unglücklichen Fall. Eine leichte Neigung zur Hektik ward ſchnell durch den Gram zur Reife gebracht. Auf einen heftigen Auftritt mit Auguſtin folgte ein Bluthuſten, der ſich mehrmals auf dieſelbe Veranlaſſung wie-

derholte, und ſie bald in das Grab warf. Ihr Tod war voll Jammer, wie ihr Leben geweſen war. Zwar das Abſcheiden von dem Leben fürchtete ſie nicht; aber was ſollte aus den Kindern werden, die ſie zurückließ? dieſen Kindern, an denen ihre Seele hing, und denen ihr Vater ſo gar nichts war?

Als Auguſtins Frau begraben wurde, lag er ſelbſt an einem heftigen Fieber nieder; und mehr als Einmal gaben ihn die Aerzte auf. Dennoch kam er zum Leben zurück. Die Gewalt des Fiebers hatte ſeine ſtarre Natur geſchwächt, und da man ihm erzählte, wie nah er dem Grabe geſtanden, fühlte er Mitleiden mit ſich ſelbſt. Das mochte ihn wohl weicher machen, ſo daß er auch an ſeine eignen Sünden dachte, und an die Leiden, die er ſeiner Frau bereitet hatte. Einige Tage war er ganz ſtill, freundlich und ſanftmüthig, und end-

lich, als er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, führte er einen Entſchluß aus, den Niemand von ihm erwartet hatte.

Die Sache war ſo. Auguſtins Frau hatte eine Jugendfreundin, Agathe genannt, mit welcher ſie aufgewachſen war. Beyde liebten ſich aufrichtig; und wenn Agathe auch bisweilen — wie in den Zeiten des Glanzes und Wohllebens wohl geſchah — vernachläßigt wurde, ſo führte ſie doch die Liebe immer wieder in die Arme ihrer Freundin zurück. Hatte das Glück ſie getrennt, ſo knüpfte das Unglück ein deſto feſteres Band; und als die Freundin erkrankte, wich Agathe nicht mehr von ihr. Wer ſie an dieſem Krankenbette geſehn hatte, ſprach mit Bewundrung von ihrer Beſonnenheit und Ausdauer; von der zärtlichen Sorgfalt, mit der ſie die Kranke, von der milden Liebe, mit der ſie die Kinder pflegte. Von dieſen Kindern war oft die Rede zwi-

ſchen ihr und der bekümmerten Mutter; ſie theilte ihre Sorge, ſie verſprach ihr, für die Verlaſſenen nach ihren Kräften zu ſorgen. Aber ſo oft ſie auch dieſes Verſprechen wiederholen mochte, immer kehrte die Unruhe der armen Kranken zurück. An deinem Willen, ſagte ſie oft, zweifl' ich nicht. Aber ach — — Und dann ſchwieg ſie und ſeufzte, und ſchien die Bürde, die ihr Herz belaſtete, mehr zu fühlen.

Nach dem Tode der Freundin nun war Agathe, ihres Verſprechens eingedenk, täglich bey den Kindern, ordnete ihre kleinen Angelegenheiten, beſchäftigte und belehrte ſie. Auch liebten ſie die Kinder wie ihre Mutter. Da trat nun Auguſtin eines Tages in die Kinderſtube, als Agathe eben auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, ſchickte die Kinder hinaus und trug Agathen ſeine Hand an. Und da ſie über das Unerwartete des Antrags betroffen ſchwieg, drang er unab-

läßig in ſie, machte die großen Verpflichtun=
gen geltend, die er ihr ſchon jezt habe, die
Wünſche ſeiner Frau und das Wohl ſeiner
Kinder, denen ſie bisher eine zweyte Mut=
ter geweſen ſey. Dieſe Gründe ſiegten. Die
Heiligkeit des Verſprechens, das ſie der ſter=
benden Freundin gegeben hatte, und die
Ueberzeugung, daß ſie nur auf dieſe Weiſe
den ſtillen Wunſch der geliebten Abgeſchiede=
nen erfüllen könne, überwanden ihre Be=
denklichkeiten; und je unerwarteter ihr Augu=
ſtins Antrag gekommen war, deſto mehr
glaubte ſie darinne eine Fügung des Him=
mels zu ſehn. An ſich ſelbſt dachte ſie nicht.
So erklärte ſie auch dem Oheim, in deſſen
Hauſe ſie als Waiſe lebte, wie ſie ſich in ih=
rem Gewiſſen verpflichtet glaube dieſe Ver=
bindung einzugehn. Der Oheim, ein recht=
licher und frommer Mann, unterließ nicht,
ihr ſeine Bedenklichkeiten auseinanderzuſez=
zen; den geſunkenen Credit des Hauſes, den

nachtheiligen Ruf des Freyers, ihren eig=nen milden Sinn, der dem Kampfe mit ei=nem ſolchen Manne ſchwerlich gewachſen ſey; da ſie aber ihre Liebe zu den Kindern, die Pflicht ſich der Verlaſſenen anzunehmen, den Wunſch der Verſtorbenen und den Wink des Himmels anführte — auch die Vermuthung endlich, daß Auguſtin vielleicht durch eine höhere Lenkung zur Einſicht ſei=nes Unrechts gekommen ſey, willigte endlich der Greis mit innerm Widerſtreben ein, in=dem er hinzufügte: Gott gebe, Kind, daß Dich Dein Entſchluß nie gereut, den Du in ſo frommer Geſinnung gefaßt haſt. Geht aber die Sache, wie ich fürchte, gegen Dein Er=warten aus, ſo komme bey Zeiten zu mir, damit ich Rath ſchaffe, und Du nicht auch ein Opfer Deines guten Willens wirſt.

Nach wenigen Wochen wurde die Hoch=zeit vollzogen. Agathe weinte ſehr; der Oheim ſah ernſt; aus den Mienen des Bräu=

tigams konnte man nicht recht klug werden. So viel war indeß ziemlich klar, daß er nicht eben in einer Feſttagslaune war. Die Dienſtleute waren ohne Urſache an demſelben Morgen ausgeſcholten, die Kinderfrau wegen geringen Widerſpruchs fortgeſchickt, die Kinder ſelbſt, man wußte nicht warum, in die dunkle Kammer geſperrt worden. Verweinte Augen und niedergeſchlagene Geſichter empfingen die Braut; ſchlimme Vorbedeutungen eines Eheſtandes, der, wie Sie bald hören werden, einen noch ſchlechtern Ausgang als die vorigen nahm.

So wie ſich nemlich Auguſtins Geſundheit wieder befeſtigt, und die Erinnerung an ſeine Todesgefahr ſich verlohren hatte, waren die mildern Gefühle und der flüchtige Anhauch guter Vorſätze ſeinem natürlichen Starrſinn und der nie beſiegten Roheit ſeiner innern Natur gewichen. Obgleich ſeine Geſchäfte jetzt einen beſſern Fortgang ge-

wannen, auch ſein Haus durch die verſtändige Obhut ſeiner Frau in eine bequeme und ſichre Ordnung kam, ſo betrieb er doch Alles mit Unmuth, und wer mit ihm in Berührung kam, fand Urſache über ſeine Launen zu klagen. Die Quelle dieſer Stimmung kannte man nicht. Nur die unglückliche Agathe bemerkte allzubald, daß er der Liebe zu ſeinen Kindern, oder dem menſchlichen Gefühle, das ihm jetzt eine Schwachheit ſchien, ein allzugroßes Opfer gebracht zu haben glaubte, und daß die Reue darüber immer mehr und mehr jede andere Rückſicht überwuchs. Dieſe Entdeckung war ſchrecklich. Sie hätte ſich gern beredet, daß ſie irre; aber das Benehmen ihres Mannes, die harten Aeuſſerungen, die ihm im Unmuth entfielen, entriſſen ihr ſelbſt den Troſt der Täuſchung. Was nur ein armes Weib in einem ſolchen Verhältniſſe thun kann, nichts blieb unverſucht. Liebe, Theilnah-

me, freundliches Zuvorkommen, Aufmerkſamkeit auf Alles, raſtloſe Thätigkeit — in Allem war ſie das Muſter einer trefflichen Frau. Wer ſich ihr näherte, liebte ſie; die Kinder hingen an ihr; die Dienſtleute kamen jedem ihrer Winke zuvor; Allen war ſie ein Engel der Milde und Güte. Nur über den finſtern Sinn ihres Mannes hatte ſie keine Gewalt.

So war eine geraume Zeit traurig genug vergangen, als Auguſtin durch ſeine Geſchäfte nach Paris geführt wurde. Er verweilte hier länger, als man geglaubt hatte; aber man meinte, dieſes Verweilen auf die erweiterten Geſchäfte ſetzen zu müſſen, von denen die günſtigſten Nachrichten einliefen. Agathe ſchien in dieſer Zeit aufzuleben. Nie ſah man ſie anders als in der Geſellſchaft ihrer Kinder, die immer an ihren Händen und an ihren Augen hingen, und keinen andern Wunſch hatten, als mit ihr zuſam-

men zu ſeyn. Sie wären Alle glücklich geweſen, hätten ſie keinen Vater gehabt. —

Mitten in dieſes ſtille Glück fiel, wie ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft, ein Brief Auguſtins mit der Nachricht, daß er in Paris für ſeine Kinder eine Penſion gefunden habe, in welcher ſie eine ihrer künftigen Beſtimmung angemeſſene Erziehung bekommen würden. Die weibliche Aufſicht ſey für ihr jetziges Alter nicht mehr paſſend, zumal Agathe nicht Franzöſiſch ſpräche, was jetzt bey einer guten Erziehung das erſte Erforderniß ſey. Dieſer Brief, welcher Agathen und das ganze Haus in die größte Beſtürzung ſetzte, würde von einem Reiſenden überbracht, welcher den Auftrag hatte, bey ſeiner Rückkehr von einer Handelsreiſe, die er noch in einige andre Gegenden der Schweiz zu machen hatte, die Kinder mit ſich nach Frankreich zu nehmen. Dieſen kurzen Aufſchub ließ Agathe nicht unbenutzt. Sie be-

ſchwor ihren Mann bey Allem, was ihm heilig ſey, bey dem Andenken an die Mutter ſeiner Kinder, bey den Pflichten, die er gegen dieſe Kinder ſelbſt habe, ſeinen Entſchluß, wo nicht ganz aufzugeben, doch noch einige Jahre hinauszuſetzen, bis dieſe Kinder, die ſich ſo erfreulich entwickelten, den Einflüſſen der Fremdartigkeit etwas mehr widerſtehen könnten. Auch das Schickſal ſeiner älteſten Tochter und ihren frühen Tod berührte ſie mit leiſer Andeutung, und machte zuletzt auch den Schmerz geltend, den eine ſolche gewaltſame Trennung ihr ſelbſt und ihren geliebten Zöglingen verurſachen würde.

Alle dieſe Gründe, die auf ein väterliches Herz und ein menſchliches Gemüth berechnet waren, fanden keinen Eingang bey dem entarteten Vater, deſſen Entſchluß durch ganz andere Rückſichten als das Wohl ſeiner Kinder beſtimmt worden war. Die Antwort

kam ſchnell. Auguſtin ſchrieb kurz und trok-
ken und ohne ſich auf Erörterungen einzu-
laſſen, daß es bey ſeiner erſten Beſtimmung
bliebe, und daß ihm die Kinder ohne weite-
re Widerrede überſchickt werden müßten.
Faſt zu gleicher Zeit mit dieſem Briefe kam
auch der Reiſende wieder an und nahm die
Kinder in Empfang. Die Trennung zerriß
jedes Herz. Der armen Agathe, die den
wahren Zuſammenhang der Sache nicht
ahndete, obgleich ſchon manches davon in
der Stadt umherging, blieb nur noch die
leiſe Hofnung, einſt durch freundliche Wor-
te die Kinder zurückzuſchmeicheln, und ſol-
che Vorſchläge wegen ihrer Erziehung zu
machen, die ohne die Nothwendigkeit einer
Trennung, allen Wünſchen des Vaters ent-
gegenkommen ſollten.

Als die Wirthin in ihrer Erzählung ſo
weit gekommen war, hielt ſie inne. Ihre
Blicke fielen auf die erleuchteten Fenſter,

hinter denen die Tanzenden wie Schatten ſchwebten, während einzelne Takte der Muſik gellend herübertönten. — Die arme Agathe! ſeufzte ſie. Iſt es doch, als ob Geſpenſter auf ihrem Grabe einen Reigen aufführten! —

Sie iſt tod, die Arme? fragte ich. — Freylich iſt ſie tod, antwortete die Wirthin, und, wenn man auf ihre irdiſchen Verhältniſſe ſieht, ſo war der Tod das Beſte, was ihr zu Theil werden konnte. Aber freylich — Nun Gott wird ihr gnädig ſeyn; denn ſie war ein Engel an Güte, Demuth und Frömmigkeit. Aber das iſt eben das Unglück, wenn ein ſo weiches Herz in eine rohe und unbarmherzige Fauſt fällt. Glauben Sie mir, mein Herr, nur wenige Männer ſind im Stande zu erkennen, was für einen Schatz ſie an einer ſolchen Frau beſitzen; ja, oft iſt es eben die Milde der Frau und ihre Sanftmuth, die die Männer recht hart und

grauſam macht. So ein Mann quält dann eine Frau tod, wie das Kind einen bunten Wurm, zum Zeitvertreib. —

Entſetzlich, rief ich aus, aber wahr vielleicht!

O ganz gewiß wahr, fuhr die Wirthin fort. Ich habe gar Manches dergleichen geſehn, und alle meine Erfahrungen ſtimmen darinn zuſammen, daß, wenn dem reinen Silber einer weiblichen Natur nicht ein härteres Metall beygemiſcht iſt, es durch die rauhen Hände der Männer allzuſchnell zu Grunde gerichtet wird. — Verzeihen Sie! aber ich rede, wie ich denke, und nicht alle Männer ſind von ſo ſchlimmer Art. — Ein gutes Herz iſt eine gute Sache; aber ohne einen feſten Willen, der zur rechten Zeit Widerſtand thun kann, iſt es eine Quelle von unſäglicher Noth. Man hat uns Frauen oft mit den Bienen verglichen; es gibt kein arbeitſameres und nützlicheres Ge-

ſchöpf — und ich kann hinzuſetzen, auch kein folgſameres und gefügigeres in ſeiner Haushaltung — aber die Biene hat einen Stachel. Wohl mag manche von dieſer Waffe keinen Gebrauch machen; aber ſie hat ihn doch, und ihre Gegner wiſſen, daß ſie ihn hat. Das iſt genug. —

Ich muß hier beyläufig der Wirthin zum Falken das Zeugniß geben — das man bey weitem nicht allen Lehrern der Wahrheit und Weisheit ertheilen kann — daß ihr Leben mit ihrer Lehre zuſammenſtimmte. Bey meinen mannichfaltigen Ausflügen nach Oſten und Weſten, war immer der Falk der Mittelpunkt, von dem ich ausging und zu dem ich zurückkehrte, und immer fand ich hier die erfreuliche Bequemlichkeit, die aus einer wohlgeordneten, feſtſtehenden Haushaltung entſpringt. Die Wirthin war die Seele des Ganzen. Alles hing von ihrem Winke ab. Nie hab' ich ſie ſchmälen hören,

aber ihre Befehle waren beſtimmt und unwiderruflich, und da ſie ſich der Kraft bewußt war, ihre Worte geltend zu machen, ſo bewegte ſich Alles nach Ihrem Willen mit der größten Stille und Sicherheit. Ich habe oft geſehn, daß ſie mit einem ernſten Blicke die geſtörte Ordnung herſtellte; und wenn ſie ganz ſtill auf die Schwelle der Küche trat, regte ſich jede Hand ſchneller, das müſſige Geſchwätz verſtummte, und Jeder ſtand an ſeinem Platz. Ihr Mann, der ſeine Thätigkeit auf die Schreibſtube beſchränkte, wußte, was er an ihr hatte, und ehrte ſie nach Verdienſt. Dabey war ſie die Gutmüthigkeit ſelbſt, und wie ſie in ihrem Hauſe Alles mit Beſonnenheit lenkte, ſo ſorgte ſie auch für die, welche ihrer Hülfe bedurften, mit verſtändigem Rath und zweckmäßigem Beyſtand. So war die Wirthin im Falken, und ich denke, daß wer ſo wie ſie die Sphäre ſeines Berufes ausfüllt,

auch vor Fürſtinnen und gekrönten Häuptern aufrecht ſtehn darf. —

Faſt dürfte es mich gereuen, fuhr die Wirthin jetzt fort, indem ſie ihre Blicke langſam von den erleuchteten Zimmern ihres Nachbars abzog, Ihnen die Erzählung einer Geſchichte verſprochen zu haben, die mir immer mehr an das Herz greift, je mehr ich mir ſie vergegenwärtige. Das arme Weib ſelbſt hab' ich nur wenig gekannt; aber Alles, was ich von ihr gehört habe, — und unſer eines hört Vieles von mancherley Leuten — ſtimmte zu ihrem Lobe zuſammen. Von ihrem Manne klang es ganz anders. Ich mag ihn nicht anſehn, und ſeine Nachbarſchaft könnte mir faſt meine Wirthſchaft verleiden, wenn ich Zeit hätte viel am Fenſter zu ſtehn. Ein ſolcher Nachbar, mein' ich, bringt keinen Segen.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurückkehren, damit Sie ſehen, daß ich nicht

Unrecht habe. Auguſtin war in Paris durch ſeine Geſchäfte mit einem Manne in Verbindung gekommen, der ihm bey einigen gewagten Unternehmungen ſeine Einſichten lieh, und ſie dadurch zu einem erwünſchten Ziele führte. In dem Hauſe dieſes Mannes lernte er eine Verwande deſſelben kennen, die nicht mehr in der erſten Blüthe ihrer Jahre ſtand, aber noch immer recht artig war, und noch mehr durch ihr Betragen und ihre Unterhaltung, als durch ihre Reize anzuziehen verſtand. Mehr als Einmal war ſie verſprochen geweſen; aber nie war es, ich weiß nicht warum, zum Abſchluß der Heirath gekommen. Der alte Herr, bey dem ſie lebte, wünſchte ſie verſorgt zu ſehn, und da das Weſen des deutſchen Kaufmanns nach ihrem Sinne war, ſpannte ſie alle ihre Netze auf. Das Unternehmen gelang. Auguſtins Eitelkeit fühlte ſich durch das Entgegenkommen einer Pariſerin, eines witzi-

gen, gebildeten und liebenswürdigen Mädchens geſchmeichelt; die Verpflichtungen gegen den alten Herrn kamen dazu, und was der Sache den Ausſchlag gab, war die Ausſicht auf die Erbſchaft des Herrn. So war der Handel ſchnell abgeſchloſſen. Nichts ſtand im Wege als Auguſtins Frau, und die Kinder der vorigen Ehe. Die Kinder zu entfernen war jetzt der erſte Gedanke. Ach, der Hartherzige kannte das Gemüth ſeiner Frau. Er wußte, daß, wenn er ihr die Kinder genommen hätte, die Scheidung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die arme Agathe, die von dieſen verrätheriſchen Planen keine Ahndung hatte, — denn die dunkeln, durch Reiſende verbreiteten Gerüchte kamen ihr nicht zu Ohren — erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit gemiſchter Bangigkeit und Hofnung. Er kam. Sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit; ſein Benehmen

war gezwungen und kalt. Man konnte ſehn, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und daß er ein Geheimniß verbarg, das ihn beunruhigte. Auf der Schreibſtube war er mehr als gewöhnlich thätig. Seine Geſchäfte hatten ſich nach allen Seiten erweitert, und da ſein Haus, wie er ſagte, nicht mehr Raum genug hatte, kaufte er das größere Haus hier gegenüber, und richtete es auf das zierlichſte ein. Seine Frau bekam ihn in dieſer Zeit nur ſelten zu Geſicht. Daß er ſie über etwas befragt, ihr etwas gezeigt hätte, daran war nicht zu denken; es war eben, als ob das neue Haus und ſeine Einrichtung gar keine Beziehung auf ſie haben ſollte. Und während Jedermann davon ſprach, und es beſah, das ſchöne Geräth, die koſtbaren Tapeten und Teppiche bewunderte, die zu ſeinem Schmucke aus Paris ankamen, ſaß Agathe, unbekannt mit Allem, in ih-

rer einſamen Kammer und dachte an ihre entfernten Pfleglinge. Man ſah ihren Kummer, aber ſie ſelbſt ſprach nicht davon. Selbſt gegen ihren Oheim hatte ſie geſchwiegen. Sie hatte ſeine Warnungen nicht gehört; ſo wollte ſie auch jetzt ſein väterliches Herz nicht mit Klagen kränken, denen er nicht abzuhelfen im Stande war.

In dem neuen Hauſe war nun Alles ſo weit eingerichtet, daß es bezogen werden konnte. Man bemerkte, daß ſich Auguſtin zum Einzuge rüſtete, und ſeine Hausgenoſſen erwarteten mit Neugierde, was er über ſeine Frau beſchloſſen haben möchte. Einige hofften, er werde ſie überraſchen; andre, die ihn beſſer durchſchauten, fürchteten Nachtheiliges. Im Allgemeinen hatten ſie das getroffen; das aber, was er wirklich that, hatte Niemand erwartet.

Als nemlich alle Anſtalten zum Auszuge gemacht waren, trat er gegen Abend

in das Zimmer ſeiner Frau, die ihn ſchon ſeit einigen Wochen nicht geſehen hatte. Sie ſtand auf, und ging ihm entgegen, ſchweigend und ernſt, wie es der Vernachläßigten ziemte. Er bat ſie niederzuſitzen, weil er mit ihr zu ſprechen habe; nahm dann ihr gegenüber Platz, und vor ſich hinſehend, mit übereinandergeſchlagenen Füſſen, die goldne Doſe in beiden Händen haltend, fing er folgendermaaßen an:

Das, was ich Ihnen heute zu ſagen habe — ich habe es vielleicht ſchon allzulange aufgeſchoben — iſt Etwas, das Sie ſich ſelbſt ſchon längſt geſagt haben können, und Sie alſo auf keine Weiſe überraſchen darf. Ich weiß, daß ich Ihnen Verpflichtungen habe — ich bin nicht undankbar, nicht unerkenntlich dagegen — Sie haben nach Ihren Kräften für meine Kinder geſorgt, und ſo lange dieſe Sorge hinreichend war, hab' ich mich gefreut, ſie in Ihren Händen zu

wiſſen. Dieſer Rückſicht hab' ich jede andre nachgeſetzt. —

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit geſenkter Stimme fort: Sie müſſen längſt, Sie müſſen ſeit den erſten Tagen unſrer Verbindung — die mehr ein Werk der Todten als der Lebenden war — die Bemerkung gemacht haben, daß wir nicht für einander geſchaffen ſind. Der Menſch iſt nicht Herr über ſeine Gefühle; er kann ſich eine Liebe nicht einreden, die er nicht hat; die Zuſammenſtimmung der Neigungen, ſo wie das Gegentheil davon, iſt ein Geheimniß der Natur, über das wir bey dem beſten Willen nicht gebieten können. Ich habe mir nie verhehlt, was ich nur zu deutlich ſah, daß dieſe Stimmung gegenſeitig war; ob Sie gleich, beſſer als ich, die Kunſt beſitzen, Ihre innern Geſinnungen unter einem freundlichen Aeußern zu bergen. Der Mann gibt ſich, wie er iſt,

und ich habe am allerwenigſten das Talent ein Gaukelſpiel zu treiben, das im Grunde Niemanden täuſcht, und in jedem Falle ſich über lang oder kurz ſelbſt zerſtört. Ich habe Ihnen vielleicht durch dieſen Mangel an Verſtellungskunſt trübe Stunden gemacht. Ich beklage dieß; aber es iſt Zeit, daß dieſer geſpannte Zuſtand endige. Mein Beſuch und der Vorſchlag, den ich Ihnen zu thun habe, hat keine andre Abſicht. —

Hier hielt Auguſtin wiederum inne. Agathe wollte ſprechen; aber die Stimme verſagte ihr den Dienſt. Ihr Mann fuhr fort:

Das Mittel, das uns beyden unſre Zufriedenheit wiedergeben kann, iſt — Sie ſehen es ſelbſt ein — kein anderes als die Trennung; und da Sie ſich in meiner Nähe ſo wenig glücklich fühlen, ſo kann ich nicht zweifeln, daß Sie meinen Vor-

ſchlag mit Bereitwilligkeit ergreifen werden. Das, was Sie bewogen hat, ſich mit mir zu verbinden, war doch zuletzt nur der Wunſch, Ihre Sorge den Kindern Ihrer Freundin widmen zu können, und ich habe nie die Eitelkeit haben können, Etwas von dieſem Entſchluſſe auf meine Rechnung zu ſetzen. Ich ſelbſt war, als ich dieſe Verbindung ſchloß, krank, nervenſchwach, von Phantaſien und Träumen heimgeſucht. Ich hatte nicht die Kraft eine Sache zu bedenken, die ſehr reiflich bedacht ſeyn will; und ſo will ich denn nicht leugnen, daß ich nach vollendeter Geneſung von meinem eignen Entſchluſſe überraſcht war. Was ich Ihnen jetzt vorſchlage, iſt mit mehr Beſonnenheit berathen worden. Sie können Ihre Einwilligung einem Entſchluſſe nicht verſagen, an dem mein Glück, und ich darf ſagen auch das Ihrige hängt. —

Jeꜩt ſchwieg Auguſtin zum drittenmal, faßte ſeine Frau mit ſcharfen Blicken, und erwartete ihre Antwort. Sie antwortete nicht. Ihr Herz war empört und kämpfte umſonſt. Wen hätte auch dieſes Gemiſch von Wahrheit und Lüge, dieſe tiefe, hartherzige, hochmüthige Falſchheit nicht empören ſollen? —

Da nun wiederum keine Antwort erfolgte, ſondern Agathe ſtill vor ſich hin ſah, und ihre Thränen auf ihren Schooß fallen ließ, fuhr Auguſtin nicht ohne Bitterkeit fort: Es wird Ihren Entſchluß vielleicht fördern, wenn ich Ihnen erkläre, daß, wenn Sie mich aller Verpflichtungen entlaſſen, ich Ihnen — wie ſich von ſelbſt verſteht — einen anſtändigen Gehalt ausſeꜩe, und überhaupt kein Opfer ſcheue, um eine Sache zu endigen, die — ich wiederhole es — nothwendig geendigt werden muß. Ich beziehe in dieſen Tagen ein neues

Haus; dieſes hier wird, ſogleich nach meinem Auszuge, von einem andern Eigenthümer in Beſitz genommen. Es würde unpaſſend und eine unnütze Mühe für Sie ſeyn, wenn Sie jetzt mit mir die neue Beſitzung beziehen wollten, um ſich vielleicht nach kurzer Friſt wieder von mir zu trennen. Weit ſchicklicher wird es ſeyn, wenn Sie ſich gleich jetzt zu Ihrem Oheim begeben, der Sie ohne alle Unbequemlichkeit bey ſich aufnehmen kann, da ſich ſeit Ihrer Verheirathung nichts in ſeinem Hauſe verändert hat. In dieſem Falle könnten Sie morgen ſchon von den beſtellten Trägern Gebrauch machen, um das, was Ihr Eigenthum iſt, dorthin bringen zu laſſen." —

In dieſem letzten Abſchnitte von Auguſtins Rede fand Agathe die Kraft zur Antwort. Sie hatte vorher geweint; jetzt

waren Ihre Augen plötzlich trocken, und mit der tiefſten Verachtung ſagte ſie: Ich ſehe, Sie haben Alles ſo wohl überlegt, daß es das größte Unrecht ſeyn würde, einem ſo gut durchdachten Plan den geringſten Zweifel entgegenzuſetzen. Nie hab' ich meinen Willen gegen den Ihrigen geltend gemacht. Es ſoll auch jetzt nicht geſchehn, und da Sie die Rückkehr Ihres Glücks und Ihrer Zufriedenheit nur von unſrer Trennung erwarten, da Sie mit gerechter Ungedult ſchon die nächſten Tage dafür feſtgeſetzt haben, ſo bin ich bereit, Sie ohne Aufſchub in den Beſitz dieſes Glücks zu ſetzen. Ich ſpreche Sie hiermit von allen Verbindlichkeiten frey, die Sie je gegen mich gehabt haben, oder gehabt zu haben glauben, und ich habe jetzt keinen Wunſch mehr, als daß nie eine Zeit kommen möge, wo Sie mit Reue an dieſe Stunde denken müſſen —

So zufrieden nun auch Auguſtin mit dem Inhalte dieſer Erklårung war, ſo fühlte er ſich doch durch die unerwartete Kälte betroffen, mit der ſie gegeben wurde. Er ſtammelte einige verwirrte Worte von Achtung und ewiger Dankbarkeit, wünſchte ihr dann wohl zu ſchlafen, und verließ das Zimmer. Agathe aber raffte unverzüglich einiges Linnen für die Nacht zuſammen, gab es dem Dienſtmädchen, das im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, ſchickte dieſes damit zu ihrem Oheim, und befahl ihm zu ſagen, daß ſie bald ſelbſt nachkommen würde, ihn um ein Nachtlager anzuſprechen. Dann nahm ſie ihren Mantel um, band den Hut feſt, und verließ das Haus, ohne weiter mit Jemand geſprochen zu haben.

Das Mädchen hatte den Auftrag ausgerichtet, und dem beſtürzten Oheim aus dem, was ſie ſelbſt gehört hatte, die Er-

klärung ihrer Botſchaft mit Thränen gegeben. Der Oheim ging von Mitleiden und Zorn hin und her geriſſen im Zimmer auf und ab, und bedachte, was er zu thun habe. Das Mädchen erwartete ſeine Herrin. Aber die Nacht brach an und Agathe erſchien nicht. Voll von ängſtlichen Ahndungen eilt das Mädchen nach Hauſe zurück, und hört mit Beſtürzung, daß die Frau ſchon längſt das Haus verlaſſen habe. Wohin ſie gegangen, wußte Niemand. Die Nacht verſtrich unter fruchtloſem Suchen. —

Am folgenden Morgen trieb die Aar einen weiblichen Leichnam an das Land. Man erkannte Auguſtins unglückliche Frau, und trug ſie in das alte Haus. Hier war Alles in größter Verwirrung des Auszugs; für einen Toden war kein Platz mehr da, und ſo mußte ſie nach dem neuen Hauſe gebracht werden. Das war ihr Einzug;

und der kalte Leib der gemordeten Frau war der erſte Gegenſtand, der dem neuen Beſitzer bei ſeinem Eintritt in die Augen fiel. Nie werd' ich den Eindruck vergeſſen, den dieſe Begebenheit machte; den Jammer des Mädchens, die Thränen der Diener, Auguſtins ſtarres Staunen, die Verwirrung im ganzen Hauſe. Es war ſchrecklich und herzzerreißend.

Ob ſich nun das arme Weib abſichtlich in den Fluß geſtürzt, oder ob ſie durch Zufall hineingerathen — Niemand weiß es. Nach der Erzählung des Mädchens war das Erſtere nur allzuwahrſcheinlich; die Meiſten glaubten es, und Auguſtin konnte ſich nicht ſehen laſſen, ohne das Murren des Volkes zu hören und Zeichen des Unwillens zu ſehn. Auch wär' es wohl kein Wunder, wenn ein braves und rechtſchaffnes Weib durch ſolche Mishandlung in Verzweiflung geriethe. Gott kann es

ihr nicht zurechnen, wie unrecht es auch iſt. Aber was dürfen die erwarten, die ſie mit hartherziger Kälte zu einem ſolchen Schritte getrieben haben? —

Und was that der Mann? fragte ich.

Der Mann ſteckte ſich in tiefe Trauer, ſtellte ein feyerliches Leichenbegängniß an, und holte nach Verlauf von drey Monaten die Pariſer Braut. Vor acht Tagen ſind ſie angekommen; einige Tage haben ſie ausgeruht; dann ſind ſie Beſuch gefahren und haben Beſuche angenommen, und heute geben ſie der Stadt einen Ball — —

Der mich mit Hülfe Ihrer Geſchichte eine Nacht Schlaf koſten wird, fiel ich ein. — Die Wirthin entſchuldigte ſich. Ich aber ſtellte ſie durch die Verſicherung zufrieden, daß ich Ihre Geſchichte ſehr lehrreich gefunden, und daß, wenn ich jemals heirathete, ich bey jeder Anwandlung von

männlicher Härte an Auguſtin und Aga- the denken würde.

Meine Beſorgniß traf übrigens nur all- zugut ein. Die einförmige, ewig ſich wie- derholende, gellende, zerſtückelte Tanzmu- ſik, die ſo von Fern gehört wohl Jedem zuwider iſt, kam mir jetzt wie ein Geläch- ter der Hölle vor, das dem Sünder, über den es erhoben wird, zum Hohn ordent- lich Takt hält, und, um die Höllenhunde ſeines Gewiſſens immer wach zu erhalten, ſich bald unmäßig verſtärkt, bald tief her- abſinkt, jetzt nur liſpelt, dann wieder auf- ſchwellend ſchreyt, ſich durch einander wirrt und wieder auflößt, und dann von neuem verwirrt, und wie es ſelbſt nicht ermüdet, auch Andern keine Ruhe gönnt. Wenn ich nun aber auch einen Augenblick ein- ſchlummerte, war es mir eben, als ob ich für Auguſtins Sünden mit büßen müßte, oder als ob ich mit helfen ſollte, ihn in

dem Don Juans Tanze in die Flammen der Hölle hinabzureißen; und da es mir unmöglich war, dieſes fantaſtiſche Treiben länger auszuhalten, warf ich meinen Mantel um, und ging hinaus in die Nacht. Es war mir ſchon recht, daß ſie nicht zu ruhig war. Das Brauſen des Sturms, dem ich entgegenging, vertrieb die Töne der widrigen Muſik aus meinen Ohren, und die Flucht der zerriſſenen Wolken über den Himmel hin, und die ſtille Leuchte des Mondes, die ihnen entgegenzog, beruhigte mein Gemüth. Als aber die Aar zu meinen Füſſen ſchäumte, und bald ihre blinkenden Wellen im Mondenlichte wirbelte, bald ſich in tiefes Dunkel verbarg, da trat mir Agathens Bild vor die Seele, die vielleicht eben hier, vielleicht auch in einer ſolchen Nacht aus dem Leben ſchied. Ach, die tobende Flut war ihr freundlicher als die Menſchen, und der Todes-Engel, der

ſie in die ſchäumenden Wogen tauchte, war barmherziger, als der Mann, der ihr Herz mit ſchonungsloſer Fauſt zerdrückt hatte.

* * *

Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam ich wieder nach Bern mit andern Erfahrungen und andern Gefühlen. Der Falk genoß noch ſeines alten Ruhms, aber meine gute Wirthin war längſt begraben, und ihr bejahrter Mann hatte ſich zur Ruhe geſetzt. Kein einziges Geſicht war mehr da aus der vorigen Zeit. Auguſtins Haus hatte ſich in eine Fabrik verwandelt. Ich fragte den Marqueur nach ſeinem vormaligen Beſitzer. Der Marqueur wußte nichts von ihm, und fragte den Oberkellner; der Oberkellner fragte die Köchin — Niemand wußte etwas. Endlich, da der Nahme Auguſtin mehrmals genannt worden, erhob ſich aus der Ecke des Speiſezimmers ein bejahrter Mann in grauem unſcheinbarem Ueberrocke, legte die Zeitungen bey Seite, nahm die Brille ab, und ſagte: Der Auguſtin, nach dem der fremde Herr fragt, iſt ein ver-

dorbner Kaufmann, und logirt gegenwärtig draußen im Hoſpital. Er hat mir gute Erinnerungen hinterlaſſen, ſtattliche Wechſel auf die Ewigkeit geſtellt. Hat der Herr vielleicht auch dergleichen? Es nimmt ſie ihm Niemand ab, nicht mit fünf und neunzig Procent Verluſt. —

Ich kam jetzt mit dem Manne, der ein Jude war, in's Geſpräch, und ſagte ihm, ich hätte nichts durch den Kaufmann Auguſtin verloren, als eine Nacht Schlaf durch ſeinen Hochzeitball. — Da ſind Sie beſſer weggekommen, als ich, antwortete der Jude. Mich hat es mehr gekoſtet als Eine Nacht, und das Geld obendrein. Er war ein eben ſo ſchlechter Handelsfreund, als er ein ſchlechter Hausvater war. Aber die Heirath mit der Pariſerin — man hätte meinen ſollen, ſie wäre eine Prinzeſſin, ſo groß ging es bey ihr her, die hat ihn zu Grunde gerichtet. Nun, er hat es an ſeinen erſten Frauen verdient.

Wäre das nicht geweſen, man hätte Mitleiden mit ihm haben müſſen — ſo arg ſpielte ihm die franzöſiſche Xantippe mit. Auch war er bisweilen ordentlich wie verrückt; machte Alles verkehrt, und kam ſo natürlich zurück. Am Ende kam es zum Bruch. —

Mit der Frau? fragte ich.

Mit der Frau und mit dem Hauſe, und beydes faſt zu gleicher Zeit.

Und was wurde aus der Frau?

Die hatte ſich vorgeſehn. Nach dem Tode ihres Großoheims in Paris erbte ſie ein feines Vermögen, womit ſie ihrem Manne hätte helfen können. Aber ſie behielt es lieber für ſich, und half ſich damit zu einem neuen Manne, einem franzöſiſchen Officier, mit dem ſie an einem ſchönen Morgen auf und davon fuhr. Sie hatte vergeſſen von ihrem Manne Abſchied zu nehmen, aber die koſtbaren Geſchenke, die ſie von ihm hatte, und was ſie noch ſonſt etwa in der Nähe

fand, vergaß ſie nicht. Nun kam Eines nach dem Andern. Die Gläubiger fielen über den Mann her; die Einen bekamen wenig, die Andern nichts — und Er wanderte in das Hospital. Ein Anderer hätte ſich lieber in's Waſſer geſtürzt — ſeine dritte Frau hatt' es gethan.

Und was iſt aus Auguſtins Kindern geworden?

Für die hat Gott geſorgt, beſſer als ihr Vater. Der älteſte Sohn iſt bey Hohenlinden geblieben, der zweyte jüngſt bey Auſterlitz. Ihnen iſt wohl.

Ich ſagte ſtill bey mir Amen! und betete in meinem Herzen die göttliche Vergeltung an.

* * *

Ich war an einem heitern Nachmittage mit La Barte nach dem Luſthauſe des Prinzen von * * gefahren, das er mes delices nennt, und im Sommer mit einer Geliebten bewohnt. Ich benutzte die Zeit, wo beyde auf einer Luſtreiſe begriffen waren, um dieſen Aufenthalt verbotener Freuden zu beſehn, den man mir als ein Feenſchloß geprieſen hatte. Der Ruf hatte nicht zu viel geſagt. Die Lage des Hauſes auf einer ſanften Höhe in der anmuthigſten Gegend voll mannichfaltiger Ausſichten; die blühenden Umgebungen, von fremden Bäumen und Pflanzen gebildet; die ſchäumenden Bäche, die ſich durch den Schatten duftender Büſche drängen, dann einen Abſturz herab über Felſen rauſchen, durch ſammtgleiche Wieſen wirbeln, in ſpiegelhellen Seen ſich ſammeln, oder in metallene Röhren gedrängt, zum Himmel emporſtrahlen; der Park mit ſeiner üppigen

Blumenflor, ſeinen goldnen Vogelhäuſern voll von der Farbenpracht des ausländiſchen Gefieders; ſeinen zierlichen und reichge= ſchmückten Kiosken; und endlich das Schloß ſelbſt von einem marmornen Periſtyl getra= gen, über dem ſich ein vergoldeter Balcon erhebt, oben mit einem Kranze von Stand= bildern umgeben, die von dem Gelender des flachen Daches wie Lilien in den blauen Ae= ther treten; die breiten bequemen Stiegen von farbigem Marmor, das den Wänden ein= gefügte allegoriſche Bildwerk, die hohen eher= nen Candelaber auf den Podeſten; dann die langen Reihen heitrer Zimmer, an deren Decken reizende Genien Blumen herabſtreuen, während die Wände blühende Lauben, oder Tempel und Pagoden zu bilden ſcheinen; Al= les mit Divans von den koſtbarſten Stoffen, mit Hausgeräth von den ſeltenſten Hölzern, reichen Kronleuchtern, goldnen Lampen und prachtvollen Gefäßen geſchmückt; und alle

dieſe zierliche Pracht verſchmolzen durch das roſenfarbene Licht, das von ſeidenen, reich-gefalteten Vorhängen ausfließt; die harmoniſchen Concerte der Flötenuhren; die Rieſenartigen Sträußer von ſeltenen Blumen, die ſich auf vergoldeten Geſtellen in den Ekken der Zimmer erheben, und die mit dem Glanze dieſer Blumen wetteifernden Lorys in ihren goldnen Ringen; die üppigen Gemälde endlich, die in den geheimſten Zimmern die Wände bedecken, und ſich in dem Kryſtalle mächtiger Spiegel vervielfältigen — Alles das, und noch vieles andre, was ſich Arabeskenartig durch die größern Gegenſtände ſchlingt, erinnert an die Zaubergärgärten der Armiden und Alcinen, wie ſie Arioſtos und Taſſos glühender Pinſel geſchildert hat.

La Barte, der nach Künſtlerweiſe einen guten Theil ſeiner Seele in den Augen hat, konnte ſich gar nicht ſatt ſehn an aller der

Herrlichkeit, zog mich bald zu dieſem bald zu jenem Gegenſtande, kehrte mit neuer Bewunderung zu dem zurück, was er eben erſt bewundert hatte, und hörte nicht auf zu betheuern, daß es ganz unmöglich ſey, den Reichthum auf eine geſchmackvollere und würdigere Weiſe anzuwenden. Ich war andrer Meinung und früher geſättigt. Die Menge aller dieſer Werkzeuge der Ueppigkeit ermüdete mich, und bey dem erſten Erſcheinen der Langenweile, konnte ich, nach meiner Weiſe, nicht umhin auch dem Unwillen über die Beſtimmung aller dieſer Anſtalten Gehör zu geben. Ich ſah die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen in ihrem einſamen Hauſe traurig und unmuthvoll des ungetreuen Gatten denken, der ſie auch einmal geliebt und ihr Treue geſchworen hatte; den Unwillen ſeiner Söhne über dieſe verſchwenderiſchen Ausſchweifungen, die ſie dereinſt vielleicht nachahmen werden; die Vernach-

läſſigung der heiligſten Pflichten; die Gleich-gültigkeit gegen das Elend, das ſich aus dem Beyſpiele ſchlimmer Sitten ergießt — Alles das wurde ſo lebendig in meiner Seele, daß ich von Zeit zu Zeit an das Fenſter treten mußte, um Luft zu ſchöpfen, und meine Blicke auf der anmuthigen, unſchuldigen Gegend auszuruhn.

Wir hatten dieſem Wohnſitze der Wolluſt ſchon längſt den Rücken zugekehrt, als mein Begleiter mit ſeinen Gedanken noch immer darinne verweilte, das Schönſte, was er geſehn, wiederholte, es mit Begeiſterung und Kenner-ſchaft beurtheilte, ohne in ſeinem Entzücken zu bemerken, wie wenig ich ſeine Stimmung theilte. Ich fand es nicht nöthig, ihm die meinige aufzudecken. Es iſt dem Künſtler nicht zu verargen, daß er ſich an Werken der Kunſt erfreut, ohne nach ihrer Anwen-dung zu fragen; daß er die freygebige Kunſt-liebe auch unabhängig von ihrem ſittlichen

Werthe ſchätzt, und nicht darnach fragt, mit wie vielem Schweiße des Elends dieſe Farbenpracht aufgetragen ſey; wie viele Seufzer ſich mit dieſen ſüßen Düften miſchen, oder wie viele Thränen an dem funkelnden Prunkgeräthe zittern. — Vor der Stadt ſtiegen wir aus; ich, um den Abend noch im Freyen zu genießen; La Barte, um mit einigen Freunden in der Vorſtadt zu eſſen, aufgeräumten Leuten, wie er ſagte, bey denen auch mir die Zeit nicht lang werden würde. Mir lag nichts an luſtigem Zeitvertreib. Ernſte Gedanken verfolgten mich; und je länger ich ſo mit mir allein auf und abging, deſto heftiger ergrimmte mein Inneres gegen die, welche in trägem Müſſiggange das Mark der Länder verſchwelgen.

Es war Nacht geworden, als ich in die Stadt zurückkehrte. Während ich nun, in meine Gedanken verſenkt, langſam unter den Arcaden weg nach Hauſe ging, vernahm ich

zu gleicher Zeit ein inneres Weinen, und ſtreifte an ein menſchliches Weſen, das ſich in einen Winkel an die Wand gedrückt hatte. Ich blieb ſtehn. Was gibt es hier? fragte ich. — Da erhob ſich bey dem ſchwachen Scheine der Laterne, die an einem gegenüberliegenden Hauſe brannte, ein blaſſes Kind, in ſchlechte Lumpen gekleidet, und ſagte, die Hände nach mir ausſtreckend: Haben Sie Erbarmen, gnädiger Herr! — Was fehlt Dir? was machſt Du hier? — Ich ſuche Hülfe, antwortete das Kind, und finde keine. — Für wen? fragte ich. — Für Mutter und Vater, die zu Hauſe Hungers ſterben, und ich auch. — Aber warum ſitzeſt Du hier in der einſamen Ecke, ſtatt Hülfe bey Menſchen zu ſuchen? — „Ich kann mich bey Tage nicht ſehn laſſen, antwortete das Kind, und wenn ich zur Nachtzeit in ein Haus käme, würde man Arges denken. Da ich nun Niemanden gefunden habe, den

ich um Hülfe hätte bitten können, hab' ich mich hier in den Winkel geſetzt." — Und dabey weinte es bitterlich.

Die Rede des Kindes, der Ton ſeiner Stimme, auch ſeine ganze Geſtalt, ſo viel ich davon erkennen konnte, beglaubigte ſeine Klagen. Ich that noch einige Fragen, und wurde überzeugt, daß ſich hier ein tiefes Elend verberge, dem durch ein dargereichtes Almoſen nicht geholfen werden könnte. Führe mich zu Deinen Eltern, ſagte ich. — Das Kind raffte ſich zuſammen, that einige Schritte vorwärts, zauderte dann, und blieb unentſchloſſen ſtehn. — Warum bedenkſt Du Dich? fragte ich. Da brach das Mädchen wieder in Thränen aus und ſagte: Ach, unſer Elend iſt gar zu groß; wie könnt' ich Sie da hineinführen? — Armes Kind, dachte ich bey mir ſelbſt, auf Dir laſtet nicht blos Hunger und Armuth; auch die Schaam der Armuth quält Dich, und der Anblick de-

rer, die, wie Du meinſt, zu glücklich ſind, um Zeugen Deines Elends zu ſeyn! — Dann faßte ich ihre abgezehrte Hand, und ſprach ihr Muth ein. Sie ſah mich zweifelnd an — der Troſt des Mitleids mochte ihr fremd ſeyn — dann ging ſie wieder einige Schritte vorwärts, blieb wieder ſtehn, und ſagte mit niedergeſchlagenen Blicken: Vater und Mutter haben den ganzen Tag nichts gegeſſen, und geſtern auch wenig. — Du haſt recht, ſagte ich, armes Kind. Faſt wäre das Erſte und Wichtigſte vergeſſen worden. — Dann kaufte ich einige Brode, und gab dem Mädchen etwas davon. Sie verſchlang es mit Heishunger, und ging nun ſchneller vorauf; auch eine Flaſche Wein nahm ich im Vorübergehn aus einem Wirthshauſe mit. Der Weg ging durch ſchmuzzige und enge Winkel in eine Gegend der Stadt, die ich noch nie betreten hatte. Nah am Thor war das Ziel. Meine Führerin

that einige ſchnellere Schritte, ſchlüpfte durch die Thür eines baufälligen Hauſes, blieb auf der Schwelle ſtehn, und ſagte, indem ſie mir die Hand zutraulich reichte: Hier gehen Stufen hinab; nehmen Sie ſich in Acht. — Eine feuchte Kellerluft umgab mich jezt; die Stufen waren ſchlüpfrig; kein Schimmer von Licht erleuchtete den Weg; wir kamen an eine zweyte Thür. Hier ſind die Eltern, ſagte das Kind, indem es die Thür aufſtieß. Alles war dunkel. Nur von einer Laterne auf der Straße fiel ein Streifen blaſſen Lichtes in einen Winkel der Stube, in welchem ſich zwey Leichenähnliche Geſtalten regten. Kömmſt Du endlich, Thereſe, ſagte eine ſchwache weibliche Stimme. Ich bin faſt vergangen aus Angſt. Aber mit wem ſprichſt Du denn? — Ach, Mutter, antwortete das Kind, da iſt ein guter Herr; der will uns helfen. Er bringt auch Brod mit, und ich habe ſchon davon gegeſſen.

Wenn wir nur erſt Licht hätten! — Nun ſuchte ſie tappend in dem Winkel eines Fenſters, fand ein Stümpfchen, zündete es an der Laterne auf der Straße an, und kam zurück, um die düſtre Scene des Jammers zu beleuchten. Eine Stube im Unterbau des Hauſes, mehr einem Kerker ähnlich; in dem Winkel ein Lager von Stroh mit einigen dürftigen Kiſſen, auf die ſich zwey Kranke ſtützten, Bilder des Hungers und Elends. Die Frau richtete ſich ein wenig auf; ihre großen ſchwarzen Augen ſtarrten mich wie eine fremde Erſcheinung an; mich anzureden hatte ſie nicht den Muth. Thereſe lief emſig hin und her; eine irdne Schüſſel wurde herbeygeſchafft, und das mitgebrachte Brod in den Wein geweicht. Alle griffen zu, und die Gier, mit der dieſe armen Menſchen ihren Hunger ſtillten, preßte mir Thränen aus. Thereſe weinte vor Freuden. Jetzt reckte der Mann, der noch kein Wort ge-

ſprochen, ſondern nur geſeufzt hatte, ſeine linke abgezehrte Hand in die Höh, und ſagte: Gott vergelt es Ihnen, mein Herr. Sie ſehen hier eine ſehr elende Familie! — Ich fragte, wie ihnen zu helfen wäre. — Das wird nicht leicht ſeyn, antwortete der Kranke; wir ſind allzu tief in Armuth verſunken; obgleich, Gott weiß es, nicht durch unſre Schuld. Ich bin ein armer Invalid, fuhr er fort, indem er zugleich den Stummel des rechten Armes emporhob; dieſes Weib theilt mein Elend, und hat es bis jetzt nach Kräften gemildert; aber ſie iſt ſelbſt krank geworden, und wir haben kein Verdienſt, ſo gern wir auch arbeiten möchten. Alle unſre Habe iſt verkauft oder im Leihhaus; ſelbſt der nothwendigſten Kleidungsſtücke haben wir uns begeben müſſen, nur um dieſes elende Leben zu friſten. —

Wenn ich geſtorben wäre, ſetzte die Frau hinzu, ſo wäre mir wohl; aber wer hätte dann für dieſen armen Mann Sorge getragen? Darum wünſchte ich mir Geſundheit; aber nun hat die Krankheit Alles aufgezehrt, und wir ſind zu Bettlern geworden, ohne Hülfe, ohne Kleider und ohne Verdienſt. — Bey dieſen Worten rang ſie die Hände und weinte bitterlich. Ich ſuchte ihr Muth zu machen, verſprach das Möglichſte für ihre Rettung zu thun, und nachdem ich ihnen noch einiges Geld zurückgelaſſen hatte, entzog ich mich den Dankſagungen dieſer Unglücklichen. Thereſe geleitete mich wieder die dunkeln Stufen hinauf, bedeckte meine Hände mit Küſſen und Thränen, und ſah mir nach, bis mich die Ecke der Straße ihren Augen entzog.

Schon am folgenden Morgen gelang es mir mit Hülfe einiger Beamten der

Stadt, mit denen ich in Verbindung ſtand, dieſen Verlaſſenen die nothdürftigen Kleider wieder zu ſchaffen, ſie aus ihrer ungeſunden Wohnung in eine beſſere zu bringen, und als der arme Invalid wieder von ſeiner Krankheit geneſen war, ſeinen Unterhalt auch für die Zukunft durch eine Anſtellung beym Zollamt zu ſichern. Wie unbedeutend war doch der Aufwand, deſſen es bedurfte, um drey Menſchen zu retten, die im Begriffe waren zu verſchmachten! Verzehrt nicht in Mesdelices Ein Tag, was für ein Jahr und länger den Wohlſtand einer ganzen Familie ſichert? und fordern nicht die Affen und Lorys des Prinzen mehr Nahrung, Aufwand und Pflege, als eben ſo viele Menſchen, die keinen Wunſch haben, als nur genügende Arbeit, um ihr beſchränktes Leben ehrlich zu friſten? —

Nach kurzer Zeit waren meine Schützlinge wieder auf einen rechtlichen Fuß geſetzt, und mit ihren Sorgen wich auch der Reſt ihrer Krankheit. Der Invalid, der mich jetzt bisweilen beſuchte, war ein verſtändiger und wohlgeſinnter Mann, der, obgleich nur einarmig, doch ſeinem Geſchäfte mit emſiger Gewiſſenhaftigkeit oblag. Seine Frau aber war die Emſigkeit ſelbſt, und Thereſe ſah gar heiter und zierlich aus, nachdem ſie wieder in ganze und reinliche Kleider gekommen war. Wie glücklich waren jetzt dieſe Menſchen, und wie wenig bedurften ſie zu ihrem Glücke! Ihre Liebe zu einander konnte man nicht ohne Rührung ſehn.

Das frühere Unglück dieſes Paares hing an dem Fehltritte der Mutter des Weibes, die als ein unerfahrnes Kind von einem jungen Patricier verführt, eine Tochter zur Welt gebracht, kurz darauf aber

vor Gram geſtorben war. Der Vater, ein geſchickter Tiſchler, und ein Ehrenmann in ſeiner Zunft, auch wohl etwas hochfahrend im Gefühle ſeiner Geſchicklichkeit und ausgebreiteten Kundſchaft, insbeſondre aber voll Stolz auf ſeine mit großer Schönheit begabte Tochter, ſah durch einen Fehltritt, welcher damals weniger noch als jetzt verziehen wurde, ſeine bürgerliche Ehre befleckt und ſeinen Stolz gedemüthigt. Die Freudigkeit, mit welcher er ſonſt ſein Handwerk getrieben hatte, war dahin; der Friede des Hauſes geſtört; die Frau wurde, als eine unachtſame Mutter, mit Vorwürfen überhäuft; und das Kind, das man doch nicht verſtoßen konnte, ging als ein lebender Vorwurf umher, der jede Freude verbitterte. Der wackre Sohn, in ſeiner Kunſt ebenfalls vorzüglich geſchickt, durch den Fall ſeiner einzigen Schweſter, die er auf das zärtlichſte liebte, tief

gekränkt, wurde theils durch ſeinen Gram, theils durch das Schelten des Vaters und die Thränen der Mutter aus dem Hauſe getrieben, und ging zum zweytenmale in die Fremde, um nie wieder in die Heimath zurückzukehren. Da ſich nun der Meiſter mit ſchlechten Geſellen behelfen mußte — denn die guten verließen den grämlichen Mann immer gar ſchnell — kam er in ſeinem Wohlſtand zurück, und ſtarb, von Kummer und Unmuth aufgerieben, in ſeinen beſten Jahren. Nach nicht langer Zeit folgte ihm auch ſeine Frau unter die Erde nach. Jetzt war das Kind, das nie ſeine Eltern gekannt hatte, allein noch übrig. Sie war jung und ſchwach, und kaum zum Dienſte geſchickt; doch mußte ſie dienen, um ihr Leben zu friſten, meiſt für geringen Lohn bey ſchwerer Arbeit, und oft, wegen des Fleckens ihrer Geburt, mit unverdienter Verachtung be-

handelt. In dieſem harten Druck hielt ihre Unſchuld ſie aufrecht, und ſie blühte ſchön und anmuthig auf. Demüthig ertrug ſie die unverſchuldete Schmach, mühte ſich raſtlos in ihrem Dienſte und widerſtand entſchloſſen jeder Verſuchung, mit der die Lüſte der reichen und vornehmen Jugend ihrer Armuth und Unſchuld nachſtellten. Ein junger Maurergeſell, der in ihrer Nachbarſchaft wohnte, und da er ſie täglich ſah, auch Zeuge ihrer Tugenden war, warf die Augen auf das ſchöne und züchtige Kind, und faßte allmählig eine ſo große Liebe zu ihr, daß ohne ſie zu leben ihm unmöglich ſchien. Lange trug er ſeine Liebe in ſtillem Herzen mit ſich umher; denn er hatte nicht den Muth es ihr zu ſagen, und ob er ſie ſchon täglich grüßte, konnte er doch nie mit der Arbeitſamen in ein Geſpräch kommen. Endlich geſchah es einmal, daß ſie Wäſche an

einem Brunnen wuſch, an deſſen Mauerwerke er etwas auszubeſſern hatte; da faßte er ſich ein Herz, half ihr den ſchweren Wäſchkorb vom Rücken nehmen, goß Waſſer in den Zuber, und leiſtete auf alle Weiſe hülfreiche Hand; endlich ſprach er auch von ſeiner Liebe, und fragte Mariannen, ob ſie ihn wohl leiden könnte? Nun war der Maurergeſell der feinſte Purſch in der Stadt, wohlgewachſen und groß, von männlicher Bildung, und dabei beſcheiden und ſittſam; ſo daß es ſchwer war, ihm nicht geneigt zu ſeyn. Auch war ihm Marianne von ganzem Herzen geneigt, und ſie hatte längſt merken können, wenn er immer die Gelegenheit ſuchte ihr zu begegnen, und ſie dann mit beſondrer Freundlichkeit grüßte, daß er ihr gut ſey. Als er aber jezt am Brunnen von ſeiner Liebe zu ſprechen anfing, erſchrack ſie ſo heftig, als ob ſie etwas ganz unerwartetes vernähme, und

antwortete lange nicht, ſondern wuſch im̃mer emſiger an ihrem Zeuge fort, bis er endlich ganz betrübt und hofnungslos ſagte: Sie kann mich alſo wohl gar nicht leiden? — Da ſchlug das arme Mädchen die großen ſchwarzen Augen verſchämt nach ihm auf und ſagte: Wie kann Er ſo reden, Thomas? Was kann es Ihm denn helfen, wenn ich Ihm auch noch ſo gut bin? Weiß er denn nicht — —? — Sie konnte nicht ausreden. Denn das, was ſie ſagen wollte, trieb eine glühende Röthe auf ihre Wangen, und Thränen perlten von ihren Augen herab. Ach das, was ſie nicht ausſprechen konnte, war die Schande ihrer Mutter und der Flecken ihrer unglücklichen Geburt. Thomas wußte das nicht; aber er erfuhr es nur allzubald. Sein Schrecken war nicht zu beſchreiben. Er hatte ſich angeſchickt das Meiſterrecht zu erlangen, und hatte ſich

darauf gefreut, um dann Mariannen zu heirathen. Nun war dieſe Freude dahin. Durch ein ſtrenges Geſetz der Zunft war die Heirath mit einem unehlichen Kinde durchaus unterſagt. Dieſes Geſetz zu umgehen, gab es kein Mittel; ſeiner Liebe zu entſagen, vermochte er eben ſo wenig. Sein Zuſtand war traurig. Was früher ſeine größte Freude geweſen, Mariannen zu ſehn und ſie zu grüſſen, war ihm jetzt eine Quelle des Schmerzes der ihn faſt zur Verzweiflung trieb. Und doch konnte er nicht umhin, nach ihr auszuſehn. Es war auch ſein einziger Troſt.

Während er ſich nun auf dieſe Weiſe quälte, brachen die Unruhen in Frankreich aus. Eine neue Ordnung der Dinge begann; die alten Sitten machten neuen Platz, und der Vorfahren mühſamer Bau brach zuſammen. Dieſe unerwarteten, dieſe ungeheuren Ereigniſſe beſchäftigten die gan=

ze Welt. Es gab keine gleichgültigen Zuſchauer mehr. Jedermann nahm Partey, die Einen jubelnd und von frohen Hofnungen beſeelt, die Andern zweifelnd und misbilligend. In allen dieſem Getöſe vernahm Thomas nur Eines: die Aufhebung des Zunftzwangs und aller Geſetze und Gebräuche, die an dem Zunftzwange hingen. Wenn doch Gott gäbe, daß das hier auch ſo wäre! dachte er erſt. Dann: Ach, wer doch ſo glücklich wäre in Frankreich zu ſeyn! da könnt' ich ſie ja gleich zur Frau nehmen! — Und endlich: Je, was hindert mich denn nach Frankreich zu wandern? Sie reißen dort viel ein, ſo werden ſie auch viel zu bauen haben. Einem tüchtigen Maurer kann es nimmer an Brod und Arbeit fehlen.

Der Tag, fuhr Thomas in ſeiner Erzählung fort, wo mir dieſer Gedanke klar geworden war, war mir nach langer Zeit

wieder ein hoher Feſttag. Ich ſagte Niemanden etwas von meinem Vorhaben, ſondern, nachdem ich meine Vorbereitungen gemacht hatte, ſchnürte ich mein Bündel in der Stille, und ſtellte mich in die Hausthür, um die Zeit abzupaſſen, wo Marianne an den Brunnen ging. Ich hatte lange nicht mit ihr geſprochen; aber ſo ſcheu ich früher immer gegen ſie geweſen war, ſo redet' ich ſie jetzt ganz dreiſt und wohlgemuth an. Ich ſagte ihr nochmals, daß ich keine andre Liebe faſſen könnte, als zu ihr, und daß ich jetzt mein Glück in einem Lande verſuchen wolle, wo man nicht nach Geburt und Abkunft frage, ſondern Jeden für ehrlich hielte, der ehrlich wäre. Wenn es mir nun dort gelingt, fuhr ich fort, wie gar nicht zu zweifeln ſteht, ſo komm' ich zurück, und hole Sie mir als meine Frau ab, wenn ich nur weiß, daß Sie mir gut iſt, und mir Ihr Wort dar-

auf gibt. — Auf dieſe meine Reden ſchlug Marianne die Augen nieder, und ſagte verſchämt: Warum ſollt' ich Ihm denn nicht gut ſeyn; iſt Er doch ein braver Mann, und ich hoffe, daß Er immer rechtſchaffen gegen mich ſeyn wird. Macht Er dann in der Welt ſein Glück, wie er ſagt, und darf mich heirathen, ohne daß es ihn um Ehre und Reputation bringt, wie hier zu Lande, ſo will ich Ihm in Gottes Nahmen folgen. — Da ſie nun ſo ſprach, ſchlug mir das Herz vor unſäglicher Luſt, und ich küßte ſie und ſagte: Bleibſt Du mir treu, wie ich Dir, ſo finden wir uns, nach kurzer Friſt, hier wieder, und alle Freude iſt unſer.

Das war unſer Verlöbniß.

Am folgenden Morgen, ſo früh der Tag graute, nahm ich mein Bündel auf die Schultern, freute mich des heitern Morgens, und trat auf die Straße heraus.

Da ſtand Marianne ſchon an der Hausthür, und nickte mir zu, und reichte mir die Hand. Wir konnten aber nichts zu einander ſagen, als Gott erhalte Dich, und Gott geleite Dich — das Uebrige, was wir auf dem Herzen hatten, blieb auch darinn. Ich ſah mich noch ſo lange um, als die Straße dauerte, und ging dann mit ſchwerem Herzen zum Thore hinaus. Im Freyen aber wurde mir wieder leicht, und da Mariannens Bild immer mit mir ging, ſo ergötzte ich mich an den Luftſchlöſſern, die ich recht nach Herzensluſt für mich und meine Marianne baute. Ich ſchritt dabey immer raſch zu, ſo daß, wer mich gehen ſah, glauben mußte, ich jagte irgend einem nach; und ſo kam ich denn bald genug in das gelobte Land, wo ich Ströme von Milch und Honig zu finden hoffte. Dieſe fand ich nun zwar nicht, aber doch Arbeit die Fülle, und das war

mir fürs Erſte genug. Das Leben war ziemlich wohlfeil, und da ich ſparſam wirthſchaftete, ſo konnte ich bald Etwas zuzücklegen, womit ich mir ein Patent löſen wollte. Darauf allein waren meine Gedanken gerichtet. Von dem, was ſie ihre Freyheit und Gleichheit nannten, ihren rothen Mützen, ihrem ça ira, und was weiter damals unter ihnen Mode war, verſtand ich wenig, oder machte mir doch nicht viel daraus; ob ich ſchon auch, guten Anſtands halber, an den republicaniſchen Feſttagen die Carmagnole mit tanzte, und ein Glas Wein auf das Wohl der Republik leerte. Freude war indeß bey dem republicaniſchen Lerm und Treiben nicht gar zu viel; weshalb ich denn auch lieber, wenn es gehn wollte, zu Hauſe blieb, an Mariannen dachte, und mich mit Planen von Einrichtung meines künftigen Haushalts beſchäftigte.

So war ohngefähr ein Jahr und etwas darüber vergangen; ich hatte mein Geld zuſammen, und berechnete ſchon die Zeit, wo ich wieder in meiner Heimath ſeyn, und alle meine Wünſche erfüllt ſehen könnte. Meine Freude war unausſprechlich. Aber ach, als ich ſchon den Tag meiner Abreiſe beſtimmt hatte, brach der Krieg aus. Ganz Frankreich ſchien ſich in ein Lager, jede Werkſtatt in eine Waffenſchmiede umzuwandeln, und weit entfernt, daß ich an die Rückkehr nach Hauſe hätte denken können, wurde ich vielmehr zum Kriegsdienſte gezwungen und mit dem Heere an die Gränze geſchickt. Meine Verzweiflung will ich nicht ſchildern. Es war aber nichts zu thun, als mich wohlgemuth zu ſtellen; denn an das Fortlaufen, wozu ich die größte Luſt hatte, war nicht zu denken. Die franzöſiſche Sache ging indeß gut vorwärts; nur nicht für mich; denn bey einer geringen Affäre, bey

welcher faſt niemand von unſern Leuten blieb, bekam ich einen Schuß in den Unterleib, der mir das Gehn noch jetzt erſchwert, und zu gleicher Zeit zerſchmetterte mir eine Kartätſchenkugel den rechten Arm. Ich kam in das Lazareth, und wurde nach einem Jahre daraus entlaſſen, aber ſo wie Sie ſehn. Da ich nun auf nichts mehr hoffen konnte, auch die Sachen in Frankreich ſich immer mehr verwirrten und verſchlimmerten, kam ich nach mancherley Zufällen, mit denen ich Sie nicht ermüden will, ohne es recht zu wiſſen und zu wollen, hier an. Der Ort gefiel mir, und da ich mich mit meinem Handwerke nicht mehr nähren konnte, beſchloß ich meinen Unterhalt auf eine andre Weiſe zu ſuchen. Mein Chriſtenthum hatte ich immer rechtſchaffen getrieben; des Rechnens war ich auch kundig; und da man aus der Noth eine Tugend machen muß, hatte ich auch gelernt mit der linken Hand zu ſchrei-

ben. Ich errichtete alſo eine Winkelſchu-
le, und erwarb mir, wenn ich den ganzen
Tag Unterricht gab, nothdürftig ſo viel, als
ich zu Nahrung und Kleidung brauchte.
Von Mariannen hatte ich ſeit einigen Jah-
ren nichts mehr gehört. Ich dachte ohn'
Unterlaß an ſie, und dieſer Gedanke betrüb-
te mich; aber was ich auch immer thun
mochte, mich ſeiner zu entſchlagen, es war
Alles umſonſt. Ich war in die Welt ge-
gangen, um ihr ein Glück zu bereiten, und
es mit ihr zu theilen; ſtatt deſſen hatte ich
einen verſtümmelten Körper, Armuth und
Elend zurückgebracht. Die alte Liebe war
noch wie ſonſt da; aber die alten Wünſche
wurden durch meine elende Lage und die
Schaam erſtickt.

An einem Feiertage, der für mich meiſt
ein Faſttag war — denn meine Schüler be-
zahlten mich Stundenweiß — ging ich zur
Abendzeit vor die Stadt, und da mich das

Gehen ſchnell ermüdete, und ich gerade hef=
tige Schmerzen an meinen alten Wunden
fühlte, ſetzte ich mich in den Schatten der
Bäume an dem Gerber = Brunnen nieder,
und dachte an den Abend, wo ich auch an
einem Brunnen zum Erſtenmale mit Ma=
riannen von meiner Liebe geſprochen hatte.
Dieſe Erinnerung machte mir das Herz
weich, und da ich zugleich an alles das Un=
glück denken mußte, das mich ſeitdem be=
troffen hatte, an die Vereitelung aller mei=
ner Hofnungen, und daß es jetzt ſo gar nichts
mit mir ſey, und ich dabey in den tiefen dun=
keln Brunnen ſah, wandelte mich eine Ver=
ſuchung an, mich hinabzuſtürzen, und ſo
mit Einemmale dem elenden Leben ein Ende
zu machen. Mit halbem Leibe ſtand ich über
die Lehne gebeugt, und ich glaube, ich hät=
te der Verſuchung nicht widerſtanden, hät=
te mich nicht mit Einemmal aus der Tiefe
des Waſſers eine weibliche Geſtalt ange=

ſchaut, die ſich meinem abgezehrten blei=chen Geſichte gegenüber erhob. Ich ſah in die Höh, und an der andern Seite des Brunnens ſtand, eben im Begriff den Ei=mer herabzulaſſen, ein Mädchen, das ich auf den erſten Blick für Mariannen erkann=te. Bey meiner raſchen Bewegung erhob ſie ihre Augen auf mich, wendete ſich aber, ohne mich erkannt zu haben, ſogleich wieder zu ihrem Geſchäfte, ſo daß ich unentſchloſ=ſen war, ob ich ſie anreden ſollte. Auch war ich ſo beſtürzt und verwirrt über dieſe unverhoffte Erſcheinung, gerade in dieſem Augenblicke und bey ſolchen Vorſätzen, daß ich lange keine Worte finden konnte. End=lich, da ſie den ſchweren Eimer mühſam heraufwand, wurden meine innerſten Gedan=ken laut, und ich ſagte, ohne recht zu wiſ=ſen, daß ich ſprach: Ehedem, Kind, konnt' ich Dir bey ſolcher Arbeit helfen, aber jetzt! — und dabey hob ich den Stummel mei=

nes rechten Arms in die Höh, indem ich zugleich die Linke nach ihr ausſtreckte: Du mußt dieſe ſchon für beyde nehmen, ſagte ich; auch kömmt ſie vom Herzen. — Bey dieſen Worten faßte mich das Mädchen mit ſcharfen Blicken, der Eimer entglitt ihrer Hand, und ſtürzte mit ſeiner Laſt in die Tiefe hinab; ſie aber ergriff die dargebotene Hand mit ihren beyden, und ſagte: Iſt das möglich, Thomas? — Und dann ſah ſie mich wieder an, und die Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und ſie verhüllte ſich das Geſicht. — Das iſt das Glück, das ich Dir verſprach, ſagte ich, und Alles, was ich mitgebracht habe. Mich ſelbſt nur halb, und ſonſt Nichts. Aber wie ſteht es mit Dir, Kind?

Marianne erzählte mir nun mit eiligen Worten — denn langes Verweilen erlaubte ihr Dienſt nicht — wie es auch ihr ſchlimm ergangen, zumal ſeitdem ſie nichts mehr von

mir gehört habe, denn vorher hätte ſie Alles in froher Hofnung ertragen; wie ſie dann, um mannichfaltiger Kränkungen willen, den Entſchluß habe faſſen müſſen, ihre Heimath zu verlaſſen und hierher zu ziehn. Jetzt ſtehe ſie bey einem Lohgerber im Dienſt, und hätte, obgleich der Arbeit viel ſey, doch über nichts zu klagen, wenn nicht der Sohn vom Hauſe ein Aug auf ſie geworfen hätte, und ihr unabläſſig mit Heirathsvorſchlägen anläge. Sie hätte darauf natürlich nicht hören wollen, weil ſie ja mit mir verlobt ſey; da er aber doch nicht abgelaſſen, in der Meinung, ich käme doch nimmer zurück, hätte ſie ihm endlich auch den Mangel ihrer Geburt geſagt. Er aber habe ihr geantwortet, man nehme das hier zu Lande nicht ſo genau, wie anderwärts, und er wolle ſchon machen, daß es nicht an den Tag käme. Hierauf habe ſie den Eltern die Abſichten ihres Sohnes entdeckt, ihre Abkunft aber aus Scheu ver-

ſchwiegen; doch da die Eltern, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, ſich ſeinen Wünſchen gar geneigt bewieſen, und auch in ſie gedrungen hätten, hätte ſie ihnen auch ihr Geheimniß geſagt. Anfänglich hätte dieſes Geſtändniß großen Eindruck auf ſie gemacht, und es ſey eine geraume Zeit nicht mehr die Rede von der Sache geweſen; da aber der Sohn ganz tiefſinnig geworden, hätten die Eltern ſich auch wie er über jene Bedenklichkeiten hinweggeſetzt, und lägen ihr nun ſeit geſtern noch heftiger an. Und doch kann ich ja nicht, ſetzte ſie hinzu, und jetzt noch weniger als je.

Wir mußten uns nach dieſen flüchtigen Mittheilungen trennen, nachdem wir ein zweytes Zuſammenkommen verabredet hatten. Wie ich aber an jenem Abend nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Alle meine Gedanken waren in Aufruhr, und einer ſtritt gegen den andern. Ueber Alles

aber leuchtete die Treue des Mädchens und mein eigner armſeliger Zuſtand heraus; ſo daß, wenn eine frohe Hofnung in mir aufkeimen wollte, ein einziger Blick auf mich ſelbſt mich wieder in die tiefſte Schwermuth zurückwarf. Eine Woche lang hatte ich mich mit dieſen Gedanken umhergetragen, als wir uns wieder zuſammenfanden, und Marianne mir erzählte, ſie habe einen neuen Sturm auszuhalten gehabt, und nun mit Einemmale der Sache durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ihr Verlobter zurückgekehrt ſey. Hierauf hätten ſie ihr den Dienſt aufgeſagt, und ſo freundlich dieſe Leute ſonſt gegen ſie geweſen, ſo hart wären ſie jetzt in ihrem Unwillen gegen ſie. In einigen Wochen müßte ſie abziehn.

Bey dieſer Nachricht, fuhr der Invalid fort, ſtand ich ſo beſtürzt, wie ein kranker kraftloſer Bettler, dem das Glück einen großen Schatz zuwirft, und da er ihn weder

fortſchaffen, noch irgendwo bergen kann, ihn auf der Landſtraße zurücklaſſen muß. So unausſprechlich ich Mariannen liebte, oder eben, weil ich ſie ſo heftig liebte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, ſie zur Theilnehmerin meines Elendes zu machen; und ich glaubte mich vor Gott verpflichtet, um ihres Unglücks willen den großen Schmerz, ſie an einen andern zu verliehren, ertragen zu müſſen. Auch hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Geſell, welcher ſich um ſie bewarb, ein wackrer Menſch war von guten Geſinnungen und ſehr leidlichem Weſen, und noch überdieß mit der Ausſicht auf ein anſtändiges Vermögen, ſo daß eine Verbindung mit ihm von vielen gewünſcht, für ein ſo armes Mädchen aber, wie Marianne war, ein ſeltnes Glück zu ſeyn ſchien. Ich ſagte ihr das Alles mit redlichem Gemüthe, und indem ich ihr die Vortheile ſchilderte, die ſie um meinetwillen ausſchlüge, ſtellte

ich dieſen mein ganzes Elend gegenüber, von dem ich ſelbſt der weſentlichſte Theil war. Nachdem ich nun Alles erſchöpft hatte, um ihren Sinn umzulenken, ſagte ſie: Ich erkenne auch in dem, was Du ſagſt, Dein rechtſchaffenes Gemüth, und liebe Dich darum nur noch mehr; und eben weil Du jetzt Hülfe bedarfſt, weich' ich nicht von Dir. Wollteſt Du auch Dein Verſprechen zurücknehmen und eidbrüchig werden, ſo bleib ich doch bey dem meinigen feſt.

Da ich ſie nun ſo feſten Sinnes ſah, drang ich mit Vorſtellungen nicht weiter in ſie, ſondern ſagte: Morgen Abend wollen wir weiter einen Rath faſſen. Und ſo trennte ich mich von ihr, und ging wieder nach Hauſe bekümmerter als je. Hatte ich Mariannen je geliebt, ſo war es jetzt, wo ſie eine ſo ſchwere Prüfung beſtand; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dieſe große Treue zu ihrem Verderben, wie es mir ſchien,

zu misbrauchen, und ſie der größten Vortheile zu berauben, um ſie in meine Armſeligkeit hineinzuziehn. Nachdem ich mich alſo die ganze Nacht mit mir berathen und ſchmerzlich gekämpft hatte, faßte ich einen herzhaften Entſchluß, verkaufte meine geringe Habe an einen Trödler, ſchrieb dann einen Brief an Mariannen, worinn ich ſie beſchwor mich zu vergeſſen, und dem Winke der Vorſehung zu folgen, die ja ihr Glück augenſcheinlich auf einem andern Wege begründen wollte. Zugleich nahm ich auf immer Abſchied von ihr, und nachdem ich den Brief einem meiner Rechenſchüler zur Beſtellung gegeben hatte, ergriff ich meine Krükke und ging mit dem Vorſatze, in meine Vaterſtadt zurückzukehren, zum Thore hinaus. Nicht leicht hatte wohl ein Mann dieſen Weg mit betrübterem Herzen betreten, und Wenigen iſt es wohl ſchwerer geworden, die Thränen zurückzuhalten, die ihn überwälti-

gen wollten. Indeß mochte wohl dieſe gro=ße Traurigkeit und der heftige Kampf, den ich überſtanden hatte, Schuld daran ſeyn, daß ich im erſten Nachtquartiere — es wa=ren nur wenige Meilen Wegs und ich hatte mich anſtrengen müſſen, es zu erreichen — daß ich hier krank wurde, und am folgenden Morgen meinen Weg nicht fortſetzen konnte. Ein heftiges Fieber brach aus; ich hoffte auf den Tod; auch gaben mich Alle verlohren, die mich ſahen. Dennoch ſiegte die Natur, und als ich wieder zum Bewußtſeyn erwach=te, ſaß der Engel der Treue und Liebe, mei=ne himmliſche Marianne, an meinem La=ger, und trocknete den Schweiß von meiner Stirn. Ich meinte zuerſt, es ſey ein Traum oder ein Fieberwahn; und da ich ſie mit ſtar=ren und unglaubigen Augen anſah, ſagte ſie mit unendlicher Freundlichkeit: Wenn Du auch noch ſo weit von mir fliehſt, ich finde Dich doch. — Haſt Du nicht einen Brief

von mir bekommen? fragte ich. — Wohl, antwortete ſie; aber ich habe Deine Liebe daraus geleſen, und nichts anders; denn das Andre war aus Deinem Kopfe und nicht aus dem Herzen geſchrieben. Darum hab' ich nicht Deinen Worten gefolgt, ſondern meinem Sinn. — Und nun erzählte ſie mir, wie ſie unabläſſig geforſcht habe, wo ich hingegangen, und endlich durch Zufall von meiner Krankheit hier gehört habe. Ihre Erſcheinung hatte die Gewalt des Fiebers gebrochen. Ich kehrte zum Leben zurück, und da ich ſah, daß ihre Treue jede Prüfung beſtand, faßte ich, im Vertrauen auf Gott, einen ruhigen Entſchluß, und nahm, als ich vom Krankenlager aufgeſtanden war, die, welche mir lieber als mein Leben war, zur Genoſſin meines Elends. —

Jetzt kehrten wir wieder hierher zurück. Ich ſetzte meine Schule mit gutem Erfolge fort; meine Frau half mir, wo ſie konnte,

und arbeitete mit unermüdlicher Emſigkeit Tag und Nacht. Wir lebten wie die Engel im Himmel; Ein Herz, Eine Seele, Ein Sinn war in uns beyden, und da wir mit Wenigem zufrieden waren, hatten wir immer genug. Der Himmel ſchenkte uns ein Kind; und dieß war ein neuer Zuwachs zu unſrer Glückſeligkeit. So hatten wir neun Jahre zuſammen gelebt, ohne daß etwas unſre Zufriedenheit ſtörte; als eine ſcheinbare Verbeſſerung unſerer Lage uns in das grenzenloſe Elend ſtürzte, aus dem Sie uns, durch Gottes wunderbare Fügung, wie durch ein Wunder gerettet haben.

Die Sache verhielt ſich ſo. Ein großer Theil des Verdienſtes meiner Frau beſtand in Muſſelinſtickerey für eine hieſige Fabrik, deren Inhaber ein Mann von Einfluß iſt. Da ſie ihre Arbeit wöchentlich dort ablieferte, kam ſie dem Fabrikherrn zu Geſicht. Ihre Geſtalt mochte ihm gefallen, und ſo ſuchte

er ſich durch freundliches Benehmen gegen ſie, und durch die guten Preiße, die er ihrer Arbeit machte, bey ihr in Gunſt zu ſezzen. Von ſeinen böſen Abſichten ließ er nichts merken; vielmehr ſchien Alles, was er that, reines Wohlwollen zu ſeyn; ſo daß, als er mir durch meine Frau unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Hausmeiſters in ſeiner Fabrik anbieten ließ, wir dieſen Antrag mit Freuden annahmen. Im Anfange hatten wir auch alle Urſache, uns einer Veränderung zu erfreuen, die unſre Lage weſentlich verbeſſert hatte, und wir arbeiteten mit größerer Luſt, weil es für einen ſo guten und wohlthätigen Herrn geſchah. Aber leider dauerte dieſer glückliche Wahn nur kurze Zeit. Die geheimen Abſichten unſers Herrn traten nur allzubald an das Licht, erſt in ſcherzhaften Anſpielungen, und dann in Anträgen, die zu deutlich waren, um einen Zweifel übrig zu laſſen. Mei-

ne Frau verſchwieg mir nichts. Sie war die Erſte, die mir rieth, lieber meine Stelle mit allen ihren Vortheilen aufzugeben, als in einem Verhåltniſſe auszudauern, das doch über lang oder kurz in offenbare Feindſeligkeit ausarten můßte. Ihr Rath ſtimmte mit meinen Anſichten überein, und ich verſchob ſeine Ausführung nur ſo lange, bis wir einen tauglichen Vorwand der Trennung gefunden håtten.

Während wir mit dieſen Gedanken beſchåftigt waren, und Plane für die Zukunft machten, verhångte die Vorſehung eine harte Prüfung über uns. Zu dem Haushalte unſers Herrn gehörte eine Perſon, mit der er eine Reihe von Jahren hindurch in unziemlichen Verhåltniſſen gelebt, und die jezt ihre Reize, aber noch nicht ihre Anſprüche verlohren hatte. Meine Anſtellung in dem Hauſe war nicht nach ihrem Sinne; als ſie aber anfing, die Neigung ihres Herrn zu

meiner Frau zu bemerken, kannte ſie ihrer Eiferſucht kein Maaß, und beſchloß unſern Untergang. Der Verſtellung gewohnt, bedeckte ſie ihre Geſinnungen mit Freundlichkeit, ſüßen Worten, und ſo übertriebnen Freundſchaftsverſicherungen, daß ſie bey minder argloſen Menſchen Verdacht hätten erregen müſſen. Immer machte ſie ſich bald dieſes bald jenes bey uns zu ſchaffen, lud meine Frau zu ſich ein, machte ihr kleine Geſchenke, und zeigte ihr bey jeder Gelegenheit die Koſtbarkeiten ihres Herrn, die ſie unter Beſchluß hatte. In welcher Abſicht dieß geſchah, ahndeten wir nicht; und ſo fiel es uns auch nicht ein, irgend eine Vorſicht dabey anzuwenden. Nun war ich am Sanct Johannis Tage mit meiner Frau und dem Kinde vor das Thor gegangen; und wir hatten, wie immer in dieſer Zeit geſchah, über unſre Lage geſprochen, und den Entſchluß gefaßt,

unſer Vorhaben nicht länger aufzuſchieben, ſondern noch in derſelben Woche unſern Abſchied zu fordern. Wie groß aber war unſre Beſtürzung, als wir bey der Rückkehr nach Hauſe unſre Wohnung geöffnet, und eine Amtsperſon darinne fanden, die uns Verhaftung ankündigte. Auf mein Befragen nach der Urſache hieß es, der Herr hätte, ſeitdem wir im Hauſe wären, bald Dieſes bald Jenes vermißt; erſt Kleinigkeiten, dann bedeutendere Dinge, endlich eine koſtbare Nadel und einen Ring. Der Verdacht habe auf Niemanden fallen können, als auf uns; und habe ſich nun auch, da man zu einer Nachſuchung geſchritten, ſo vollkommen beſtätigt, daß alle vermißten Gegenſtände in den Winkeln unſrer Wohnung verſteckt gefunden worden wären. Es half nicht, daß wir unſre Unſchuld betheuerten; auch nicht, daß ich mich gegen ein Verfahren

erklärte, welches aller Ordnung zuwider lief. Der Beamte zuckte die Achſeln, berief ſich auf höhern Befehl, und ließ uns einſperren. Unglücklicher Weiſe für uns waren gerade in dieſer Zeit mehrere bedeutende Diebſtähle in der Stadt verübt worden, deren Urhebern bisher ohne allen Erfolg nachgeſpürt worden war; und da man jetzt einen Faden zu haben glaubte, welcher wohl zu weitern Entdeckungen führen könnte, wurde die Unterſuchung mit großer Strenge vorgenommen; Zwar erklärte unſer ehemaliger Herr bey den Gerichten, er ſey mit der Wiedererlangung ſeines Eigenthums zufrieden, und verlange nicht die Sache auf das Aeußerſte getrieben zu ſehn. Aber dieſe Erklärung hatte keinen Erfolg. Man wollte unſer Eingeſtändniß, um uns ſtrafen zu können; und ſo vergingen acht peinliche Monate, in denen wir mit fruchtloſen Verhören

gequält, und bald mit Drohungen geſchreckt, bald mit Verſprechungen gelockt wurden. Da gelang es mir endlich den Richter von meiner Unſchuld zu überzeugen, und ihm den innern Zuſammenhang der Sache eben ſo klar zu machen, wie er mir vom Anfange an geweſen war; und ſchon war man im Begriff, die Anſtifterin unſers Unglücks gefangen zu ſetzen, als dieſe plötzlich ſtarb. Unſre Sache endigte nun ſchnell; wir waren frey, aber brodlos; und was uns mehr als der Mangel drückte, war der unbeſtimmte Verdacht, der bey den meiſten Menſchen gegen Beſchuldigte zurückbleibt, auch wenn ihre Unſchuld erkannt worden iſt. Die Folgen hievon zeigten ſich bald. Alle frühern Quellen unſers ſpärlichen Unterhaltes waren verſiegt; wir hatten keine Arbeit, weil uns das Vertrauen der Menſchen fehlte, und die Ahndung dieſer Urſache

machte uns Menſchenſcheu. So ſahen wir uns bald genöthigt, um dieſes armſelige Leben zu erhalten, zuerſt unſre entbehrliche Habe zu veräußern, bis es allmählig auch an das Unentbehrlichſte kam. Der Gram warf mich auf das Krankenlager; auch meine Frau fing an zu ſiechen; nur die Sorge um mich hielt ſie aufrecht, und ein ſchwacher Schimmer von Hofnung, daß Gott den Unſchuldigen doch nicht ganz verlaſſen werde. Was ſie in dieſer Zeit für mich gethan, das kann nur ein Engel thun; es ihr zu vergelten, geht weit über meine Gedanken hinaus. So kläglich unſer Zuſtand war — Sie haben ſelbſt unſer Elend geſehn, — ſo ging doch keine Klage über ihre Lippen; vielmehr tröſtete ſie mich, ſprach mir Muth ein, und verwieß mich auf Gott. Endlich, da uns gar nichts mehr übrig war, und ſie ſelbſt die Kraft ſich aufrecht zu hal-

ten verlohren hatte, ergab ſie ſich in den Tod, ermahnte auch mich zur Ergebung, und lag betend und weinend ſtill vor ſich hin. So wären wir auch wohl dahin geſtorben, wenn nicht der Jammer unſers Kindes geweſen wäre. Dieſer brach das mütterliche Herz. Sie ſchickte ſie aus auf die Straße, um das Mitleiden der Vorübergehenden anzuflehn. Ach, ſie hatte nicht betteln gelernt, und wäre ohne Hülfe zuückgekehrt, um mit uns zu verſchmachten, wenn ſich der Himmel unſer nicht eben in dem ſchrecklichſten Augenblicke erbarmt hätte. — —

Dieſes iſt die Geſchichte des wackern Thomas und ſeiner trefflichen Frau. Wie rauh ſind doch oft die Wege des Himmels; aber wie tröſtlich iſt auch die Erſcheinung einer treuen, tiefen und reinen Liebe mitten in dem Jammer ſo unausſprechlichen Elends! Wo bewährt ſich die unvergängli-

che Kraft der Liebe als im Leiden? und iſt nicht eben eine ſolche Bewährung auch ſchmerzlicher Leiden werth? Was iſt alle irdiſche Luſt, was ſind alle Erinnerungen an üppige Feſte voll Rauſch und Sinnenluſt gegen das Wort, das den Grabſtein eines treuen Paares ſchmückt: Wir haben unausſprechlich gelitten und uns unausſprechlich geliebt; aber die Liebe hat die Leiden beſiegt.

* * *

Auf der rechten Seite des Bartholo=mäusſees, unfern der Eiskapelle, zieht ſich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite ſteigen die Felſen, behaue=nen Wänden gleich, nackt und ſchroff zum Himmel empor; auf der andern lagern ſich abgeriſſene Wacken, wie Stufen für ein Titanenvolk, über einander, zwiſchen denen magres Nadelholz wurzelt. Auch über dieſen ſtarren kahle Spitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmergeyer, die oft mit ihrem Raube in den Klauen über den See ſchweben, und kreiſchend den harrenden Jungen im Neſt ihre erſehnte Ankunft verkündigen. Ein ſchmaler Fußſteig führt an der Wald=ſeite dieſer Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Waſſerfäden im Bogen ſprin=gen, und den Wandrer mit zartem Waſ=

ſerſtaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo ſich ungeheure Marmorwürfel über ſeinem Haupte wölben, und ein Thor bilden, in welchem ſich Felſen an Felſen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Geniſt herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze ſich ſchlingend, flattern umher, und umziehn das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finſter überbaut, an andern wieder ſich in breiten Spalten dem gaukelnden, zitternden Himmelslicht öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch einzelne Tropfen geſtört wird, die in langen Pauſen von der Höhe herabfallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von ſeinem Neſte in dem Felſenſpalt. Am Ende des unermeßlichen Doms ſenkt ſich der Fußſteig wieder herab einer ſteilen Felſenwand zu, die den Ausgang

zu ſchließen ſcheint. Das Gewölbe öffnet ſich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und ſich von der Felſenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines offnen Thals überraſcht. Ein grüner Teppich bunter Wieſen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingeſenkt, breitet ſich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches geſtickt, der ſich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Waſſerlilien an ſeinem Rande getränkt hat, ſich zur Rechten über eine Reihe ſchwarzer Marmorſtufen breitet, und unter üppigem Dornengebüſch ſchäumend und brauſend verliehrt. Am Rande der weiten Wieſe ſchwillt der Boden zur Linken und Rechten zu ſanften Hügeln auf, die ſich von Büſchen gekrönt über einander bauen, und an die Felſen lehnen, die nackt und bunt hinter

ihnen aufſteigen; und zwiſchen dieſen Hü- geln ſchlingen ſich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geſchützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe eines dieſer Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Caſtanien und Nuß- bäumen an, die es mit einem zweyten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lan- ge offne Gänge liefen an dem Hauſe weg, auf denen große Büſchel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete ſich in der Mitte, und zu beyden Seiten lu- den helle Fenſterſcheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hauſe aber lag ein reinlicher Hof, von buntem Staketen- werk eingefaßt. Ermüdet wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenſchloß, vor dem einige

rothbäckige, ſchwarzäugige Kinder ſich mit zwey jungen Geiſen neckten und ſtießen. Vor der Thür des Hauſes, unter einer Laube von Geisblatt, ſaß ein ſchlankes, blühendes Weib am Rocken, mit einem kleinen ſchlummernden Kinde neben ſich in einem Korbe, den ſie von Zeit zu Zeit mit dem Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Ey warum denn nicht? antwortete ſie mir mit dem gutmüthigſten Tone, machte mir dann neben ſich Platz, und nachdem ſie die Wiege ihres Säuglings noch Einmal angeſtoßen hatte, ging ſie mir Brod und Milch vorzuſetzen. Langt in Gottes Nahmen zu, ſagte ſie, und laßt es Euch ſchmecken. Ich habe jetzt im Hauſe zu ſchaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Geſellſchaft leiſten. Mit dieſen Worten nahm ſie die Wiege unter den Arm, und verſchwand

in das Haus, aus Scheu, wie ich glau= be, mit einem fremden Manne allein zu ſeyn. Die Kinder ſpielten unbekümmert fort, bis die jungen Geiſen, durch den Geruch des Brodes gelockt, ſich mir nä= herten, und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen denn die Kinder auch hinterdrein, und ſahen mich mit ihren großen heitern Augen an, und antworte= ten auf jede meiner Fragen ſo unbefangen, als ob ſie mich ſchon von lange her kenn= ten.

Ich hatte eben meine wohlſchmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer ſtattli= cher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weiſe des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngeſunden Mannes, ſein Haar ſchwarz und kraus. Eine Büchſe hing ihm über den breiten Schultern, und auf beyden Seiten war Geflügel und kleines

Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu, und hingen ſich an ihn; er aber nahm eines nach dem andern in die Höh, herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, ſetzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen „Willkommen" und „Woher des Landes?" aber ſo freundlich und wohlmeinend, wie man nur einem Bekannten thun könnte. Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beyden Händen, und kehrte nach kurzer Friſt, ſeiner Bürde entladen, zu mir zurück. Nach wenigem Hin- und Her-Reden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu ſpät ſey, nach Berchtesgaden

zurück zu kehren, die Nacht mit ſeinem Obdach und ſeiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der ſinkende Abend nicht bewogen hätte, dieſe Einladung anzunehmen, ſo hätte es das gefällige Weſen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bey dieſen heitern und verſtändigen Menſchen zu, die in ihrem ſtillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchaliſchen Hausweſens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefälligkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der minder beſchwerlich, einen angenehmen Wechſel von Bergen, Thälern und Waſſerfällen bot. Seine Geſpräche verkürzten mir die Zeit. Von einem unbeſieglichen Verlangen die Welt zu ſehn — einem Verlan=

gen, das, wie er ſagte, in ſeiner Familie einheimiſch war — war er kaum aus den Kinderjahren getreten, als er mit einem kleinen Kram Berchtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menſchen und ihre Lebensart, weniger aufmerkſam auf Gewinn, als auf Erfahrung und Kenntniſſe. Da er aber mit öffnen Augen reiſte, und mäßig und nüchtern war, ſo konnt' er auch auf ſeinen Vortheil merken; und ſein Handel ging im erſten Jahr ſo gut von Statten, daß er ſeinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er bis an das Ufer des Meeres; und da er eines Abends, nach vollbrachtem Geſchäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen ſah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu ſeinen

ſchoß, und die kleinen leiſen Wellen ſo ſüß flüſternd den Sand beſpülten, und immer wieder zurückglitten und wiederkamen, da war es ihm, als ob ihn Etwas von Jenſeits riefe, und er konnte der Sehnſucht nicht widerſtehn, zu ſehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menſchen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er ſagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück. Mehr als Einmal, fuhr er in ſeiner Erzählung fort, war ich verſucht, mich in fernen Gegenden unter vortheilhaften Verhältniſſen niederzulaſſen; aber ſo lockend auch oft die Ausſichten waren, und ſo geneigt ich den Anerbietungen ſeyn mochte, die mir gemacht wurden, ſo traten mir dann doch immer die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe geſpielt, der Bach, in welchem ich gefiſcht, und der ſtille Heerd, wo ich ſo oft

bey der Lampe auf die Geſchichten meines Vaters und Grosvaters gehorcht hatte, die eben ſo wie ich in der Fremde umhergezogen, und doch zuletzt wieder in den Hafen der einſamen Heimath zurückgekehrt waren. Und ſo groß meine Begierde war, immer etwas neues zu ſehn, ſo lag doch immer unſer einſames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrund, und an jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und ſchöner Länder hatte, hing ſich immer das Bild der Heimath an, und meine Liebe zu ihr. Darum hab' ich auch nie meine Landtracht abgelegt, noch mich ſonſt der väterlichen Sitten begeben; und wenn ſie gleich den Menſchen zuerſt ſonderbar vorkamen, ſo hab ich doch oft wahrnehmen können, daß ſie mich eben wegen meiner Treue gegen die Heimath lieber hatten. Denn es gibt wenige Menſchen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen ge-

ſinnt wären, wie wir, wenn ſie es ſich auch nicht immer ſo merken laſſen. So war ich nun bis in das ſechſte Jahr umhergezogen, hatte Glück und Unglück gehabt — doch des Glückes immer mehr — als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verſchriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, ſah aber viel, und hörte noch mehr, ſo daß mir am Abend immer der Kopf um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut geweſen wäre, ſicher mehr Angſt als Freude gemacht hätte. Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurückkam — denn ich hatte keine Ruh, wenn ich nicht Alles ſah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwelenſchmuck, und alle die Prinzen und andern großen Herrn mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen ohn' Unterlaß durch den

Kopf, und ich mußte an die Hochzeiten denken, wie ſie bey uns gehalten werden, und ſagte zu mir: Auf meiner Hochzeit geht es ſchon ſo prächtig nicht her, ob es ſchon auch nicht an Bändern und Flinkern fehlen ſoll, aber weit ſchöner und luſtiger. Und über den Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſo groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hauſe zu ſeyn, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Heerde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeſchreiblich langweilig vor; denn ich hatte nichts im Sinn, als die Braut, die ich mir ausſuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchſe durchwandern würde. Sobald ich alſo eine Gelegenheit fand, ſchiffte ich mich ein, nnd eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will niemanden ſagen, wie mir zu Muthe war,

als ich bey München vom Gaſteig herab unſere Alpen zum erſtenmale wieder ſah, und das ganze lange ſchroffe Gebirg mit ſeinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, vor mir am Horizonte aufſtieg. Ich mußte niederknien und die Arme nach dem Lande ausſtrecken, das mich ausgeſendet hatte, und nun wieder zu ſich einlud; nicht anders als ob hinter mir alles verſunken, und nur dieſer einzige Ausſchnitt der Erde übrig geblieben wäre; und die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen, als ich ſchon auf dem Wege nach Waſſerburg war. Nach einigen Tagen, in denen ich mir kein Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in die Heimath zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger, und von meiner unendlichen Wander- und Schau-Luſt geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Grosvater, dem ich

aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte. Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlaſſen; vielmehr wurden ſie in dem väterlichen Hauſe durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe recht lebendig aufgefriſcht.

Noch als Knabe und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung, hatte ich einſt im Puſterthale, als ich ſehr durſtig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirths ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa funfzehn Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber ſie war ſchlank und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Geſicht, ſchönere Augen und einen feinern Wuchs geſehn. Ich ſprach damals nicht weiter mit dem Kinde, ſondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meines Wegs. Kurz darauf trat

ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufſtiegen, war ich auch mit Einemmale wieder im Puſterthale vor dem Wirthshauſe, und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reiſen nichts Schöneres geſehn, und auf der Welt niemand anders lieben könnte. Von dieſem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreiſe hatte ich nichts in Gedanken als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß ſie in der langen Zeit einen andern geheirathet haben, oder wohl gar geſtorben ſeyn könnte. Ich war meiner Sache gewiß, und die Zweifel überliefen mich erſt, als ich wieder zu Hauſe ſaß, und mir meine künftige Wirthſchaft recht ausmahlen wollte. Sobald alſo der Grosvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich

ſelbſt keine Ruhe mehr, ſondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Puſterthale an. Ich ging und ging faſt ohne zu raſten; aber ſo wie ich mich meinem Ziele náherte, wurden mir die Füſſe ſchwerer, und als ich gar gegen Abend von fern die Nußbáume erblickte, die das Wirthshaus beſchatteten, und den Rauch über dem Dache aufſteigen ſah, da klopfte mir das Herz ſo gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter thun konnte, ſondern mich auf einen Stein ſetzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beſchienen wurde, behielt ich mit ſeinen ſchimmernden Fenſtern und ſeinen róthlichen Rauchſáulen immer im Geſicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen ſo wunderbar durch einander, daß ich es niemanden zu beſchreiben wüßte. Es half nichts, daß ich mich wegen meiner Feigheit ſchalt, und mir Muth zu machen ſuchte; denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg

trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit Einemmale, als ob alle meine Hofnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beyde Hände ſtützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun ſo da ſaß in meiner Armſeligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurückge= hen ſollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Guitarre, und ein mir wohlbekanntes Italieniſches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger ſelbſt hinter mir und grüß= ten mich. Da ſchämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zuſammen, ſo gut ich konnte, und fragte: Wohin des Wegs, ihr muntern Herrn? — Nicht weit hin, antwortete der Citharſchläger, und zeigte mit der Guitar= re nach dem Wirthshauſe. — Da können wir ja Geſellſchaft machen, ſagte ich froh und bang zugleich; denn ich hoffte etwas

von dem zu hören, was mir am Herzen lag. Die Sänger hatten jetzt ihre Muſik eingeſtellt, und ich frug von weitem her, wie es denn in dem Hauſe beſtellt ſey, ob die Leute freundlich und ihre Wirthſchaft gut ſey. — „Das Haus, ſagte der Jüngere meiner Begleiter, ein ſchwarzäugiger munterer Geſell, iſt leicht das beſte im ganzen Tyrolerland, und die Wirthſchaft reinlich und nett, obſchon der Wirth ſeit ein Paar Jahren ſchon geſtorben iſt. Aber die Wittbe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthſchaft zuſammen.“ — Das Herz ſchlug mir; die Hofnung regte ſich wieder. Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das iſt ein Satan! Seit ich hier im Lande herumziehe und Proſpecte mahle, komme ich wenigſtens alle vierzehn Tage einmal hierher; und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken ſoll. Aber das hat gute Wege. Kaum daß man ſie zu ſehen bekömmt,

und will man eben anfangen ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu ſprechen, gleich iſt die Alte mit ihren Falkenaugen bey der Hand, und ſchickt ſie auf den Boden und in den Keller. — Hat ſie denn eine hübſche Tochter? fragt' ich ganz ſchüchtern. — Ey ſo fragt, antwortete der Mahler. Wo kommt Ihr denn her in aller Welt, daß Ihr noch nichts von dem Nannerl im Puſterthale gehört habt, die mir und noch vernünftigern Leuten als mir den Kopf verrückt? — Ich bin lange vom Hauſe weg in der Fremde geweſen, antwortete ich, und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt. — Ihr werdet's gleich ſehn, ſagte der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen vernarrt, wie dieſer arme Burſche hier; aber, wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube, es ginge mir auch wie ihm. Ihr mögt noch ſo viel in der Welt

herumgeweſen ſeyn, aber dergleichen Schön= heit habt Ihr ſchwerlich ſchon geſehn. — Und nun ſchilderte mir der berede Geſell das ſiebzehnjährige Kind, wie ſchön und anmu= thig es ſey, und wie ſittſam und verſtändig zugleich. Ich verlohr kein Wort. Das iſt ſie, dacht' ich, nur größer, ſchöner, blü= hender — und meine Gedanken trieben mich jetzt ſo raſch vorwärts, daß mein Begleiter ſagte: Seht doch, kaum habt Ihr von dem ſchönen Kinde gehört, ſo kömmt Euch auch ſchon die Ungeduld in die Füſſe. Aber zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehn, reiten und fahren, kein Einziger ſich eines Vor= theils vor dem Andern zu rühmen gehabt.—

Dieſer letzte Zuſatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hofnung, und da der Mahler jetzt in der Nähe des Hauſes ſeine Guitarre wieder in

den Arm nahm, und ein neues Lied anſtimmte, fiel ich wohlgemuth ein, und ſang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weiſſagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bey dem Hauſe ankamen, und da ſtand auch ſchon die Wirthin in der Thür — eine ſtattliche Frau, die vormals ſchön mußte geweſen ſeyn. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die erſten Reden gewechſelt, ſo war ein Geſpräch im Gang, in welchem ſich die Neckereyen und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Nanny wurde auch gedacht. — Ihr ſperrt ſie uns doch nicht wieder ein? ſagte der Eine. Wenn ſie ſchon ein Juweel iſt, ſo ſind wir doch keine Diebe. Ihr könnt ſie immer herauskommen laſſen. — Wenn Ihr auch

eben keine Diebe ſeyd, antwortete die Wirthin, ſo ſeht Ihr doch aus Euern ſchwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus; und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny iſt gut da, wo ſie iſt, und Euch wird der Wein auch ohne ſie gut ſchmecken. — Die Sänger ſchüttelten den Kopf, und nachdem ſie ſich im Hauſe vergebens umgeſehn hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hauſe unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Guitarre wurde auch wieder geſtimmt, und manches beziehungsreiche Lied geſungen. Ich konnte jetzt nicht mitſingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das luſtige Geſchwätz meiner Begleiter hatte mich wieder ganz traurig gemacht.

Der Geſang war im beſten Gange, als ihn ein ängſtliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hauſe unterbrach, und

in demſelben Augenblicke ſchlug eine Flamme aus dem Schornſtein empor. Ich ſaß der Thür zunächſt — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende Nanny ſey, ſtürzte ich in das Haus, feſt entſchloſſen, ſie, wenn es ſeyn müßte, auch aus einem glühenden Feuerofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offnen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher der brennenden Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen ſtand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erſtarrt, und von der Flamme, die ihr entgegenſchoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt. Ich war mit zwey Sprüngen hinauf, faßte ſie um den Leib, und riß ſie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke verſengte, ſetzte ſie vor dem Hauſe ab, und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu ſehn. Dieſe

hatte ſich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdeſſen war der Mahler und ſein Freund auch nicht müſſig geweſen, und da es an Waſſer nicht fehlte, gelang es unſerm gemeinſamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen. Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn wer hätte die Gerettete anders ſeyn können? — ſah mich von dieſem Augenblicke wie einen Freund an, dem ſie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich ſie im Herzen getragen, und all mein Glück auf ihren Beſitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar. Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von ſechs Monaten folgte mir Nanny als mein Weib, in die einſame Heimath, wo Sie ſie unter ihren Kindern geſehn haben. Von da machen wir

jährlich eine Wanderung in das Puſter-thal — alle wie wir ſind, auch die kleinſten Kinder, um die alte Mutter zu beſuchen, die noch immer in der Wirthſchaft hilft. Außerdem aber verlaſſen wir das Haus nur an Feſttagen, um in die Kirche zu gehn; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber doch leben wir in unſrer Einſamkeit ſo ſtill und glück-lich, als ob ſie ein Paradies, und wir die Könige der Welt wären. Unſere Kin-der ſind unſre Geſellſchaft und unſre Er-heiterung. Schon regt ſich in dem Ael-teſten auch die an gebohrene Wanderluſt, und ich halte ihn nur noch eiuige Jahre zurück, damit ſich Körper und Geiſt mehr in ihm befeſtige. Dann mag er ſich auch verſu-chen. Aber ich weiß ſchon zum voraus, daß er eben ſo wie ich endigen, und wenn er die Welt lang genug durchzogen und ſich lang genug umgeſehn hat, er in ſeine Heimath

zurückkehren, ein Weib nehmen, und ſein Leben als Hirt und Jäger beſchließen wird. — So lautetete die einfache Geſchichte dieſes verſtändigen Aelplers!

Wie oft hat ſie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in dieſe Oaſis zurückgekehrt, zu dieſen einfachen und glücklichen Menſchen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachſten Gaben der Natur, den ſtillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freye Jugend. —

Fürwahr, es iſt ein ſeltſamer Gegenſatz in der Natur des Menſchen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß ſeine Wohlfahrt und Ruhe an Beſchränkung geknüpft iſt — an Beſchränkung der Begierden, des Genuſſes, des Beſitzes, der Beſtrebungen — und doch hat er kaum ſein Haupt über die nächſte Gegenwart erhoben, als ſich auch

der Haß gegen Beſchränkung in ſeinem Innern erhebt. Er ſtürmt, ſo bald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt ſeine Schritte mit Roſſen und Wagen, und bald dünkt ihm ſelbſt das leicht beſchwingte Schiff zu träg. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken ſelbſt möchte er ziehn, und von Stern zu Stern ſchreiten können. Mit der Erkenntniß iſt es eben ſo. Kaum hat er angefangen in ſich und in die Natur zu ſchauen, als er ſich von Finſterniſſen umfangen ſieht, und wenn er ſich kühn in die Wellen wirft, und raſtlos kämpft, endlich doch erkennt, daß das Meer des Wiſſens Schranken und Ufer hat, die den unerſchrockenſten Schwimmer zurückwerfen; daß er hier, um nur Etwas zu ergründen, ſein Streben beſchränken, und daß er ſich darein ergeben muß, bey Vielem, was ſeinen For-

ſchungstrieb reizt, vor dem verſchleyerten Heiligthume der Wahrheit ſtehen zu bleiben. Glücklich noch, wenn er durch ſeine Anſtrengung dieſe Ueberzeugung gewinnt! — Mit größerer Sehnſucht kehrt der Weltumſegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge warme Hütte, und findet in dem Austauſche gegenſeitiger Liebe, in der Erziehung ſeiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freygewählter Beſchränkung, das Glück, das ſich ſeinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß raſtet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verſchmachtet! der nach langem Bemühn zu der Kenntniß ſeiner Schranken gelangt, und die unendliche Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das ſie umhüllt.

* * *

Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der Beruhigung, die aus der Ueberzeugung entſpringt, und der Ruhe des Trägen, der ſich nicht um Wahrheit kümmert — zwiſchen der Gewißheit, etwas nicht wiſſen zu können, und der Gleichgültigkeit gegen das Wiſſen überhaupt. Ein Epiktet unterwirft ſich der Nothwendigkeit, die ihn zum Sclaven macht, und bleibt frey; auch ſein phrygiſcher Mitſclav unterwirft ſich ihr, und bleibt, auch wenn er entlaſſen wird, ein Knecht. Jener iſt ein Weiſer, und dieſer kaum ein Menſch. —

Der trägen Armuth folgt die Verachtung nach; Krates, der ſich freywillig ſeiner Güter begibt, um als ein Weiſer zu leben, iſt faſt ein Gott.

* * *

Wie die Natur um uns her nach Ausbreitung ſtrebt, ſo auch die Natur in uns.

Wie aber dort eine Kraft die andre hemmt und beſchränkt, ſo ſteht der Begierde des Menſchen nach dem Unbegränzten die Beſchaffenheit der Dinge ſelbſt entgegen, die ſein Streben wechſelſeitig anziehn und abſtoßen, woraus ein endloſes Kämpfen entſteht, das zur Verzweiflung führen müßte wenn nicht in der Mitte der kämpfenden Kräfte eine Vermittlerin aufträte, mit Maaß und Geſetz in der Hand, die den wilden Strom des Triebes in Ufer faßt, und indem ſie den Widerſtreit der Kräfte benutzt, das heftige Streben mit Sicherheit zu einem beruhigenden Ziele führt. Ein ſolches Ziel iſt jedem Menſchen geſteckt. Die geſunden Augen einer Frau finden es am leichteſten in der Mitte ihres Hausweſens und in der Liebe zu Mann und Kindern; der Mann in der Erfüllung der Pflichten, die ſich an ſeine Verhältniſſe reihn. Alle Prüfungen führen zu dieſem

Ziel. Bey ihm wohnt Ruhe in erfreuli=
cher Thätigkeit, und in der Mitte der Sor=
gen heitre Genüge. Ein Menſch, der ſich
auf dem Wege zu dieſem Ziele weiß, kann
nicht unglücklich ſeyn; wer es erreicht hat,
iſt ſchon hienieden ſo ſelig, als ein ſterb=
licher Menſch auf Erden werden kann.

* * *

Die meiſten Menſchen ſchnitzen ſich,
meiſt ungeſchickt genug, ein hölzernes Bild,
ſetzen es auf ihren Altar, und beten es
unter dem Nahmen der Wahrheit an.
Vielen iſt auch der roheſte Klotz als Fetiſch
gut genug. Mögen ſie doch! Wenn ſie
aber den anfeinden, der ihrem Götzendien=
ſte den Rücken kehrt, wenn ſie ihn zwin=
gen wollen, mit ihren Augen zu ſehn,
und da Achtung zu fühlen, wo ſie ver=
achten müſſen; wenn ſie wohl Gewalt brau=
chen, um den Andersgeſinnten zu den Füſ=
ſen ihres Fetiſches zu treiben — dann

fordern ſie jedes rechtſchaffene Herz zum Widerſtand auf, damit der Menſchheit nicht das heiligſte Recht, das Recht freyer Prüfung und freyer Wahl, entriſſen werde.

* * *

Viele klagen in unſern Zeiten die Philoſophie an, und reichen dem Sokrates den Giftbecher, die es in der Weisheit nicht einmal ſo weit gebracht hätten, als Simon der Schuſter. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, Mitgenoſſen eines Anytus und Melitus zu ſeyn. Schwer zu erringen iſt er nicht. Und welcher Menſch von geſundem Gefühl wollte nicht lieber Savanarola als Alexander der ſechſte, nicht lieber Huß, als der meineidige Kaiſer ſeyn, der ihn verbrennen ließ?

* * *

Die Grundlage aller Religion iſt der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menſchen geof=

fenbarten Gott. Dieſer Glaube, ohne den es gar keine poſitive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weiſe vor jeder poſitiven Religion voraus, und enthält das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortreflichkeit jeder gegebenen Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die ſich von jener Grundlage ablößt, verirrt ſich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus und nicht ſelten in Wahnſinn.

* * *

Der Gott, welcher dem Menſchen einen lebendigen Odem in die Naſe bließ, ſchrieb ihm auch das ewige Geſetz der Gottesfurcht, und den Glauben an die Tugend in das Herz. Die geſchriebenen Offenbarungen ſind die klare Wiederholung dieſes Geſetzes, ſie ſind das in Wort und Schrift ausgeſprochene Geſetz ſelbſt, und werden mit Recht Offenbarungen Gottes

genannt, ohne doch etwas zu lehren, das nicht ſchon in dem Geiſte des Menſchen lag. Nur auf dieſe Weiſe wird die göttliche Weisheit und Güte gerechtfertigt, und Gott erſcheint als der Vater des ganzen Menſchengeſchlechts. Iſt die Offenbarung nur Einem Volke, iſt ſie nur in Einer Sprache gegeben und an Eine Zeit geknüpft, und iſt dennoch durch ſie die Seligkeit derer bedingt, denen ſie nicht zugänglich iſt, dann erſcheint Gott als ein Despot, welcher einige ſeiner Kinder unendlich begünſtigt, andre unendlich zurückgeſetzt hat, und die unverſchuldete Unwiſſenheit der zurückgeſetzten mit den härteſten Strafen belegt. Er würde dann einem Könige gleichen, welcher ſeine Geſetze in ſeiner Bruſt verſchlöſſe, und doch ihre Verletzung mit grauſamen und endloſen Strafen belegte.

* *
*

Iſt denn der Farbenreiz, der auf der Oberfläche des Körpers ſpielt, ſo viel werth, daß ihr ihn ſogar durch einen ekelhaften Anſtrich erlügt?

Nur die Seele iſt der Anmuth Quell. Was man auch an ihre Stelle ſetzt, ſeine Wirkung iſt nur auf Augenblicke beſchränkt, und das Lügenhafte dieſer Wirkung ſtößt das geſunde Gefühl noch mehr zurück, als der Reiz die Sinne anziehn mag.

Wie eine gleichgültige Geſtalt durch geſuchten Putz widrig wird, ſo das Betragen durch einen falſchen Anſtrich von Anmuth. Die wahre Anmuth aber, die aus der Seele quillt, kann, wie durch Zauber, die Geſtalt verklären, indem ſie die Blicke auf das Innre zieht. Selbſt das Häsliche kann ſie verſchönern.

Die Liebestränke ſind aus der Mode gekommen; die Circen und Armiden ſpu-

ken nur noch in den Liedern der Vorzeit; kein Weib wird mehr einen Ulyß oder Rinaldo auf jene Weiſe gewinnen wollen. Aber iſt es denn ſchlimmer und ſchändlicher ſich durch Gaukeley und Liebeszauber mit einem trügeriſchen Scheine von Schönheit zu umgeben, als die friſche Blüthe der Jugend durch einen falſchen Anſtrich zu erheucheln, oder durch andre Mittel Reize zu lügen, die die Natur oder das Alter verſagt?

* * *

In einer wahrhaften Liebe glaubt Jedes leicht, daß es zu wenig liebe, und dann auch wieder, daß das Andre nicht genug liebe. Die Urſache iſt, weil man zu dem Unendlichen vergebens einen Maasſtab ſucht.

* * *

Was kann man zum Lobe der weiblichen Natur ſchöneres ſagen, als daß ſich

die mütterliche Liebe durch ihre Schmer-
zen und Leiden nährt?

* *
*

Es iſt eine artige Lehre vernünftiger Leute, daß man ſich einander recht kennen lernen ſoll, ehe man ſich liebt. Wer ſie befolgt, wird mit der Liebe wenig Noth haben. Das Leben geht dann über dem Kennenlernen hin, und man kömmt nie zum Schluß. Aber nicht aus dem Kennen kömmt die Liebe, ſondern aus der Liebe das Kennen. Es iſt das auch eines der Wunder unſrer innern Natur, und eines ihrer genialiſchſten.

* *
*

Wer in der Liebe nur den Zweck der Natur erkennt, das menſchliche Geſchlecht zu erhalten und fortzupflanzen, der mag auch in einem Mozartiſchen Requiem nur eine Veranlaſſung ſehn, Orgeln zu bauen,

Geigen und Flöten zu machen, und dergleichen.

* * *

Es mag wohl wenige Freundſchaften geben, die ſich nicht zuerſt, wie die Häckchen des Weinſtocks, an irgend eine Stütze des Bedürfniſſes hängen, ehe ſie auf die rechte Weiſe erſtarken, um das zu werden, was ſie ſeyn ſollen. Die Rebe iſt darum nicht ſchlechter, weil ihr die Ulme zur Stütze dient; aber ihr köſtlicher Wein würde ohne dieſen Verband nicht gedeihen. Ach, oft vertrocknet das Alter den Baum, an dem ſie ſich emporgewunden hat, und doch ſchmücken ihn noch dankbar die fremden Blätter, und ſchmiegen ſich liebend an ſeine ſtarren Arme, wie ein treues Weib den Mann, der einſt ihr Stolz und ihre Stütze war, auch wenn er ihr keinen Schutz mehr gewähren kann, doch noch ſo innig liebt, und ſo liebend

für ihn ſorgt, wie zu der Zeit, da er in der Blüthe ſeiner Kraft und ſeines Ruhmes ſtand.

* * *

Ich träumte einſtmals, und dieſer Traum hat ſich mit wenigen Veränderungen öfters bey mir eingefunden, als ging ich längſt einer Felſenwand, auf einem ſchmalen Fußſteige, der immer höher und höher hinauf zu dem ſchwindelnden Gipfel führte. Tiefe Dämmerung oder ein dichter Nebel lag um mich her. Nur das konnt' ich erkennen, was mir zu aller nächſt war, und auch das nicht deutlich. Aber ich wußte, daß zu meiner Rechten der Fels ſchroff emporſtieg, und zu meiner Linken ſich eben ſo ſchroff in die unermeßliche Tiefe ſenkte. Für mich war nur eben ein Fußbreit Raum. Indem ich nun hier bang und zagend vorwärtsſchritt, fühlte ich mit meinem Stabe ſchroffe Fel-

ſenſpitzen, die in den Weg hineinragten, und an die ich nur Einmal anzuſtoßen brauchte, um auf der andern Seite in den bodenloſen Abgrund zu ſtürzen, über dem mein linker Fuß ſchwebend hing. Noch zittern mir die Knie, wenn ich an dieſen angſtvollen Traum denke, aus dem mich nur eine noch größere Angſt rettete, indem ich wankend nach der Felſenwand griff, der Stein, auf den ich mich ſtützte, meiner Hand folgte, und ich mit ihm in den Abgrund hinabrollte. — —

Lange hat mich die Erinnerung an dieſen Traum verfolgt, und es war eine Zeit, wo ich immer vor dem Einſchlafen zu mir ſagte: Nur um Gotteswillen den ſchrecklichen Traum nicht! — Und doch was war am Ende dieſer Traum, als das Bild des Lebens und des ängſtlichen Wegs, der mit Dunkel umbaut, auf der einen Seite den Tod, und auf der andern eine

Stütze hat, die wenige Sicherheit und gro=
ße Gefahr beut? Keine Geſchicklichkeit,
Uebung und Fertigkeit reicht hier hin, das
Gleichgewicht zu halten, und wenn man
ſich wund gegangen und blutrünſtig geſtoßen
hat, wirft uns bald ein roherer, bald ein
leiſerer Stoß, zuſammen mit andern Opfern
in die Tiefe hinab.

* * *

Die Grundſätze der Selbſtſucht, des
Eigennutzes und der Genußgier, welche in
der Nacht des Lebens die Leitſterne unzäh=
liger Menſchen ſind, gleichen den tückiſchen
Ginen, die dem verirrten Wanderer Hülfe
bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und
endlich in einer Sandwüſte abwerfen, wo
er vor Durſt und fern von menſchlichem Tro=
ſte verſchmachtet.

* * *

Es gibt Menſchen, die zur Liebe weder
der Augen, noch des Herzens bedürfen; die

Einbildungskraft thut Alles. Sie lieben das Phantom, das ſie ſelbſt geſchaffen haben, und in dieſem Phantome ſich ſelbſt. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß ſie auf Betrug ausgehn; denn, ohne es zu ahnden, betrügen ſie ſich ſelbſt um das Beſte, was der Menſch erlangen kann. Oft bewundert dann die Welt eine Leidenſchaft, die ſo weit über ihren Gegenſtand hinausgeht, bis die Wahrheit endlich doch ihre Rechte behauptet, und der neue Pygmalion den Thon zertrümmert, vor dem er ſo eben gekniet hatte.

* * *

Der Geiſt iſt einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr iſt, von den Schlacken und der Aſche, die das Leben abſetzt, erſtickt zu werden. Man muß ihn alſo ohn' Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit ſeine Gluth zur Flamme werde; im Alter, damit ſie nicht abſterbe. Die Einför-

migkeit, die dem alternden Körper ſo zuträglich iſt, iſt für den Geiſt durchaus tödlich.

* * *

Neue, kühne, begeiſternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen ſteht. Der köſtlichſte Wein gedeiht auf Vulcanen.

* * *

Der ſchöpferiſche Geiſt ſtrömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht ſich Bahnen durch Felſen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, und vermehrt endlich, wenn er ſich aus zahlloſen Mündungen ergießt, das Meer der Wiſſenſchaft.

* * *

In dem Geiſte der meiſten Menſchen liegt eine ſchöpferiſche Kraft, die nur des rechten Augenblicks bedarf, um Funken zu

geben. Aber die äußere Gewalt, die unabläßige Einwirkung deſſen, was man Civiliſation nennt, die Mechanik der Staats-Einrichtungen, das ewige Lehren und Predigen bey den wenigſten Gelegenheiten zum Handeln — alle die Preſſen, die dem Menſchen von Klein auf angelegt werden, um alle in ein Format zu bringen, und ſie dann bequemer neben einander zu ſtellen; alle das endloſe Reiben und Schleifen, wodurch man gebildete Menſchen zu machen meint — das und jenes und vieles andre noch erſtickt die lebendige Kraft des Menſchen; und ſo wie dieſer Verſtümmelungs-Proceß fortgeſetzt wird, wird auch die Anzahl der Menſchen wachſen, die, in der Trägheit ihres entmannten Geiſtes, um doch etwas zu haben, nach fremden Geboten, fremdem Anſehn und fremden Gedanken ſchmachten. Wenn dieſe Art der Bildung ihr höchſtes Ziel erreicht haben wird, dann wird die Welt in

der geprieſenen Ruhe eines allgemeinen Paraguai ſchlummern; es wird nur Eine Kirche und nur Eine Lehre geben, und es wird gleichgültig ſeyn, ob ein vernünftiges Geſchöpf, oder ein Kempeliſches Automat den Staat und die Kirche verwaltet.

* * *

Wer ſich nur in dem Urtheile andrer erkennt, der beſchaut ſich in verfälſchten Spiegeln, und wird bald an ſich irr werden. Wer aber, ohne auf andre zu achten, immer nur in ſich ſelbſt ſchaut, iſt auf dem Wege zum Narciß. Die Mittelſtraße iſt auch hier zu finden ſchwer. Die Hauptſache aber iſt, die Wahrheit über Alles zu lieben, und der Täuſchung, ohne weichliche Selbſtſchonung, unabläßig den Krieg zu machen.

* * *

Selten kann die Erfahrung dem etwas helfen, der ſie nicht auch entbehren kann. Nichts iſt unwahrer als das Sprichwort,

das den Narren durch Schaden klug macht. Der Narr fühlt nur den Schaden; aber von der Urſache des Schadens, von ſeiner Narrheit, wird er dadurch noch nicht geheilt. Um die Gaben der Erfahrung recht zu benutzen, bedarf es eines wahrſagenden Geiſtes, der Dir das Geſchöpf der Erfahrung ſchon vor ſeinem Erſcheinen zeigt, ſo daß Du es, wenn es in die Wirklichkeit tritt, auf den erſten Blick erkennen, und beym Schopfe faſſen kannſt.

* *
*

Die Misgunſt der Menſchen findet beym Anblicke eines großen und leuchtenden Verdienſtes nicht eher Ruhe, als bis ſie es getheilt, und den Koloß in mehrere Stücke von gewöhnlicher Menſchengröße zerſchlagen hat.

* *
*

Das Leben iſt eine Seifenblaſe, die aus dem dunkeln Schlunde des Nichts aufſteigt, eine Zeitlang an dem Rande des Abgrundes

flattert, und vor dem Hauche des Todes zerſtiebt.

Die Hofnung der Seligkeit iſt eine Brük-ke aus Sonnen-Strahlen und Regenbo-gen-Farben gewebt, die uns über die furcht-bare Kluft des Todes hinwegführt.

* * *

Ohne Grundſätze kämpfen unſre Gefühle gegen das Böſe, wie ein Heer, das keinen Führer hat, und weit öftrer zurückgeworfen wird, als ſiegt.

* * *

Es gibt Menſchen genug, die von den herrlichſten Eigenſchaften, mit denen ſie be-gabt ſind, doch keinen rechten Gebrauch ma-chen können, weil Alles nur glänzende Ein-zelheiten ſind, denen der Zuſammenhang fehlt. Wie in einem Gewölbe, wenn es ſich halten ſoll, alle Theile nach dem Schluß-ſteine ſtreben müſſen, ſo muß auch in dem Menſchen ein Mittelpunkt ſeyn, der jedes

Einzelne in ihm gleichſam an ſich zieht. Wo dieſer fehlt, da iſt weder im Glück, noch im Unglück ein Halt. Alles zerflattert und zerſtiebt. Und ſo geſchieht es nicht ſelten, daß Menſchen, die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge etwas Rechtes zu ſeyn ſchienen, mit allen ihren glänzenden Gaben, bey der geringſten Prüfung ganz nichtig erſcheinen, die Hofnung der Welt täuſchen, und zu ihrer eignen Verwunderung in der Unbedeutenheit untergehn.

* * *

Ein Mädchen, dem eine geſunde und einfache Erziehung zu Theil geworden iſt, die ihren Anlagen eine natürliche Entfaltung verſtattete, und das Störende wegräumte, ohne ſelbſt etwas zu ſtören, oder unberufener Weiſe anzubilden, entwickelt meiſt ſeinen Character, zugleich mit dem Körper, in vollkommener Uebereinſtimmung nach allen Richtungen, wie ein Gewächs, aus ge-

ſundem Saamen erzeugt, auf einem freyen Raume in geſunder Luft ſeine Blätter und Blüthen entwickelt. Dieſe freye Entfaltung, dieſe natürliche innere Harmonie der Gefühle und Grundſätze, der Empfindungen und Gedanken gibt einem ſolchen Weibe die wunderbare Feſtigkeit, mit der es dem Andrange der Täuſchung, der Verführungen, der Widerwärtigkeiten meiſt ſo herrlichen Widerſtand thut. So ſieht man oft kleine, aber kunſtreich gebaute Fahrzeuge, die auf glattem Meere leicht und behende dahin ſchweben, im Sturm auf den ſchäumenden Gipfeln der Wellen tanzen, und ſelbſt durch ſtarrende Riffe und wilde Brandung den Weg in den Hafen finden. Bey den Männern iſt dieſe Harmonie der Entwickelung aus vielen Gründen ungleich ſchwieriger, und darum auch ſeltner. Sie ſegeln überall mühſamer, weil ſie ſchwerer, und nur gar zu oft ungleich beladen ſind, und

Manchen reißt ein einziger Windſtoß in den Grund, weil er, um ſchnell zu gehn, ſeine Segel zu hoch geſpannt hatte. Bey dem Einem fehlt es an dem Ballaſt, bey dem Andern an dem Takelwerk; und oft, wenn das prächtige Fahrzeug im Sonnenglanze prunkt, und ſeine bunten Wimpel luſtig flattern läßt, fehlt ihm ein tüchtiger Pilot am Steuer, und kräftige Hände, ſeinen Lauf zu richten und zu ſichern.

* * *

La L....., der ein gelehrter Mann und treflicher Mathematiker war, aber durch und durch ein Geck, ſagte mit der heiterſten Miene von der Welt: „Ich bin Atheiſt. Ich glaube nichts.“ — und war dabey ſo guter Dinge, wie Einer, der ſagen darf: Ich habe Alles, was mein Herz wünſcht; Friede mit Gott, meinem Herzen und der Welt. — Dieſer Ungläubige, dieſer Doyen der Atheiſten, wie er ſich in ſeiner Thorheit zu

nennen liebte, war übrigens ein ſehr recht=ſchaffener, zuverläßiger und wohlthätiger Mann. In der Schreckenszeit der franzö=ſiſchen Revolution ſchützte und verbarg er die Geächteten mit Gefahr ſeines eignen Le=bens, und machte ſich kein Verdienſt daraus. Sein ſittlicher Inſtinct leitete ihn richtiger als ſeine verworrene Philoſophie; und hätte er nicht geglaubt, dieſe aus Eitelkeit feſt halten zu müſſen, ſo würde ihm eben dann, wenn er um einer rechtſchaffnen That wil=len ſein Leben auf's Spiel ſetzte, der Glau=be an Gott in die Hände gegangen ſeyn.

* * *

Miſanthropie und Philanthropie ſchei=nen ſo feſt an einander gewachſen, wie jenes Zwillingspaar, das man nicht trennen konn=te, ohne beyde zu töden. Von beyden gibt es der Arten und Farben mehr als Eine. Welch' ein Unterſchied zwiſchen der Miſan=thropie eines Pascalſ und eines Chamfort,

und zwiſchen der Philanthropie eines Fenelon und Baſedow!

* * *

Wer die Vernunft nur in dem Augenblicke der Noth zu Hülfe ruft, wird wenigen Troſt von ihr haben. Mit der Religion iſt es eben das. Nicht das Werkzeug macht den Künſtler, ſondern die Uebung. Was hilft d e m ein Arſenal, der nie eine Flinte abgeſchoſſen hat. Die Feinde fallen über ihn her, eh' er ſein Werkzeug in Stand geſetzt hat, und richten es gegen ihn. Kann doch wohl ſelbſt d e r, der Religion und Weisheit zum täglichen Geſchäfte ſeines Lebens gemacht hat, in ſo feindſelige Verhältniſſe gerathen, daß er ſich von dieſen Tröſterinnen wie verlaſſen glaubt.

* * *

Jedes große und edle Gefühl, das wir uns aneignen, jede tugendhafte Handlung, die wir vollbringen, iſt eine Sproße an der

Leiter, welche zu Gott führt. Alle Erkenntniß Gottes geht von der Tugend aus. Die Tugend aber iſt eine Gabe Gottes. Ohne Gott gibt es weder Weisheit, noch Heiligkeit; und Gott iſt der Weisheit und Heiligkeit Mittelpunkt.

* *
*

Das Glück iſt ein Uſurpator, das Verdienſt ein legitimer Beſitzer. Man muß ſich frühzeitig gewöhnen, den legitimen Beſitz in den Händen des Uſurpators zu ſehn, wenn man zufrieden leben will.

Das Verdienſt liegt meiſt, wie die edelſten Metalle, in der Tiefe, und es bedarf einer eigenthümlichen Gabe, um ſein Daſeyn zu ahnden. Wer Großes ausführen will, muß dieſe Wünſchelruthe zu führen wiſſen. Alexander der Große, Julius Cäſar, Friedrich der Zweyte und Napoleon haben ſie beſſer geführt, als die meiſten andern ihres Standes, und ein guter Theil

des Großen, das ſie ausgeführt haben, kömmt auf die Rechnung dieſer unſchätzbaren Gabe.

* * *

Wenn die Aſtronomie die erhabenſte aller Wiſſenſchaften iſt, ſo iſt wohl die Wapkunde die allerarmſeligſte. Und doch was iſt auf der Rangliſte der Welt ein Wappenherold für ein ganz andrer Mann als Copernicus und Kepler!

* * *

Das reichſte menſchliche Glück iſt doch nur eine Blume, die auf Dornen wächſt. Oft iſt es ſo hinfälliger Natur, daß es ſich kaum gezeigt hat, als es ſchon hinwelkt. Und doch müht man ſich auch um dieſen kurzen Genuß! Aber nur das Glück hat einen Werth, das, wenn es vergeht, einen Saamen zurückläßt, welcher Früchte für die Ewigkeit trägt.

* * *

Die wahre Beſcheidenheit iſt darum ſo ſchön, weil ſie die Herrſchaft der Idee des Vollkommnen im Gemüthe verkündigt, und zugleich der Aufrichtigkeit und Wahrheit den Sieg über die Macht der Eitelkeit gibt.

Stolz, Dünkel und Anmaaßung iſt eben darum gemein, weil er die Abweſenheit der Idee des Vollkommenen verräth, ohne die es nichts Großes und Edles gibt.

* * *

Wenn die Undankbarkeit die Wohlthätigkeit vernichten dürfte, ſo müßte die Welt täglich Einmal in einer Sündfluth oder in Flammen untergehn.

Gemeine Seelen verhärtet der Undank, den ſie erfahren; zarten Gemüthern iſt er eine Aufforderung zu neuer Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit, die der Undank auslöſchen kann, iſt keine Tugend, ſondern wie ein ſchlechter und lockrer Zunder, auf den die Ei-

telkeit einen Funken geworfen hat, der eben ſo ſchnell erliſcht, als er gezündet hat.

* * *

Die wahre Herzensgüte nährt ſich an dem Guten, das ſie an andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweißt, wie der Böſe den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat.

* * *

Man kömmt nicht weit auf ſeinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterling nachjagt. Die Eitelkeit, die, von dem Reize des Augenblicks beherrſcht, bald zu dieſem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die beſten Kräfte zu Grunde. Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh Ein Ziel in das Aug gefaßt, und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

* * *

Wie mancher haßt ſeinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er ſich bewußt iſt, den Haß ſeines Nachbars zu verdienen!

* * *

Das tiefſte Weſen der Menſchheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe iſt die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr beſtehn. Sie iſt ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verſtandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, gibt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit analog iſt. Selbſt eine unglückliche Liebe hat davon ſo viel, daß, um dieſes Reſtes willen, ſelbſt ihre Schmerzen uns theuer ſind.

* * *

Für ein Herz, das ſich der Dankbarkeit nicht entſchlagen kann, iſt es das

größte Misgeſchick Menſchen verpflichtet zu ſeyn, die es verachten muß.

* * *

Wer ſich fürchtet, Andre nöthigenfalls zu beleidigen, wird nie der Erfüllung ſeiner Pflicht gewiß ſeyn. Wer ohne Noth beleidigt, wird die Hülfe Andrer oft entbehren müſſen, wo er ſie am nöthigſten braucht. Wer oft ohne Grund beleidigt, kauft für ein ſchlechtes Vergnügen, wenn er die Beleidigung nicht gut macht, Haß; wenn er ſie gut macht, Geringſchätzung.

* * *

Da alle menſchliche Wiſſenſchaft, wie umfaſſend ſie auch ſeyn mag, es niemals weiter bringen kann, als zu einer gründlichen Erkenntniß der menſchlichen Unwiſſenheit, ſo kann das Streben nach dem Wiſſen nicht das Höchſte und Letzte ſeyn. Das letzte Ziel dieſes Strebens iſt und bleibt Gott, deſſen Erkenntniß und Glau-

ben in dem Schooße jener unbeſieglichen Unwiſſenheit, wie das Licht in dem Schooße der Nacht gebohren wird.

* *
*

Die Kluft zwiſchen Gott und dem Menſchen iſt ſo groß, daß der Menſch verzweifeln müßte, je zu dem Anſchaun des Höchſten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieſes geſchieht, indem er ſich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine ſolche Offenbarung iſt Chriſtus geweſen. Mit Recht ſagte dieſer und eben in dieſem Sinn: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

* *
*

Wie durch den Ungehorſam die Sünde in die Welt gekommen iſt, ſo kömmt die Seligkeit aus dem Gehorſam. Das Geſetz, dem Du Dich unterworfen haſt, iſt

in Dein Herz geſchrieben; es iſt in göttli- chen und heiligen Worten ausgeſprochen, und wenn Du es nur vernehmen willſt, kömmt es Dir von allen Seiten entgegen. In Dir und auſſer Dir ſind die Tafeln des Geſetzes aufgeſtellt. Aber was könnte es helfen, wenn auch die Steine predigten, wenn die wilde Begierde, die kein Geſetz ehrt, wenn die Leidenſchaft, die es mit Füſſen tritt, Dein Ohr umbraußt; wenn Dein Stolz den Gehorſam eine Knecht- ſchaft ſchilt, und Dein Zorn die Tafeln des Geſetzes ſchonungslos zerſtört? Dar- um muß die Erziehung des Menſchen von der Zucht ausgehn, damit der Gehorſam möglich werde. Aus dem Gehorſam aber erwächſt die Liebe, und Liebe reinigt jede Begierde und Leidenſchaft, ſo daß, was ohne Liebe zerſtörend wüthete, nun mit ihr dem Geſetze dient. Denn was iſt Be- geiſterung anders, als die Leidenſchaft des

Guten? Und wie kann Begeiſterung mög=lich werden, auſſer durch den mit heiliger Liebe vereinten Glauben an das Rechte, an die Stimme Gottes in uns und den Wie=derſchein einer höhern und heiligern Welt, die wir, bis wir in ſie zurückkehren, wenn auch nur mangelhaft, doch nach unſrer Kraft, in uns und auſſer uns herzuſtel=len ſuchen müſſen.

* * *

Die Seligkeit des Menſchen beſteht in dem vollkommenen Zuſammenklange ſeiner Gefühle und Gedanken, ſeines Wollens und Thuns. Jedes von dieſen einzeln ge=nommen gleicht dem einzelnen Tone, der, wie rein er auch ſey, doch nur ein gerin=ges Vergnügen gewährt, während das Zu=ſammenſchmelzen mehrer ſolcher Töne uns in Entzücken ſetzt. Wie aber die mannich=faltigſten Töne der verſchiedenartigſten Werk=zeuge durch die Einheit einer Idee, nach

deren Darſtellung ſie gemeinſchaftlich ſtreben, in Zuſammenklang gebracht werden, ſo iſt auch in dem Innern des Menſchen ein idealer Mittelpunkt, nach welchem ſich die ganze Mannichfaltigkeit ſeiner Gedanken und Neigungen, ſeiner Beſtrebungen und Wünſche hinneigen muß. Dieſer Mittelpunkt iſt die Idee der göttlichen Heiligkeit, durch die ſich der Menſch auf Gott bezieht, welcher die Quelle aller Seligkeit iſt.

* * *

Ich habe irgendwo geleſen, es ſey ein heroiſcher Gehorſam die Geſetze Gottes zu beobachten, bloß weil es Gottes Geſetze ſind, ohne einer zeitlichen Belohnung gewiß zu ſeyn, oder auf eine künftige mit Sicherheit zu hoffen. Es ſcheint in der That, daß dieſer Heroismus bey einer reinen Tugend vorausgeſetzt wird, und daß jede andre, indem ſie auf Belohnung zählt

zu einem wucherlichen Handel wird, bey dem man für einige Anſtrengungen und Opfer unendlichen Gewinn hoffte. Soll darum die Hofnung der Seligkeit und der Glaube an ein Verhältniß unſers künftigen Zuſtandes mit unſerm gegenwärtigen Thun und Laſſen unverträglich mit der Tugend ſeyn? Keineswegs. Wie Dein Mund ſingt, wenn Dein Herz fröhlich iſt, ſo wirſt Du auch tugendhäft ſeyn, wenn Du fromm biſt. Du thuſt es nicht um Lohn, aber der Lohn iſt in dem Thun ſelbſt. Wie Du nun weißt, daß es auch hienieden kein Glück ohne Tugend gibt, ſo erwarteſt Du auch in einem höhern Leben eine erhöhtere Seligkeit, als die unmittelbare Folge einer vollkommeneren Heiligkeit. Dieß iſt ganz etwas Anderes, als fromm und tugendhaft ſeyn, um des Lohnes willen, ſo wie es etwas Anderes iſt nach Bildung ſtreben, um irgend eines

äußern Vortheils willen; und etwas Anderes, weil es ſchön iſt gebildet zu ſeyn. Das wahre Chriſtenthum weißt auch hier auf das Rechte hin, indem ihm die guten Werke, als ſolche, und ohne einen frommen und heiligen Sinn, zur Seligkeit unzulänglich ſind. Das falſche kehrt die Sache um.

* * *

Da die Furcht vor dem Böſen heftiger wirkt und länger anhält, als die Freude an dem Guten, ſo iſt es kein Wunder, daß es mehr Aberglauben als Glauben gibt. Denn es iſt das Eigenthümliche des Aberglaubens, daß er ſich, um wirkliche oder erträumte Uebel abzuwehren, um ſeiner Sicherheit willen unbedenklich ſogar an das böſe Princip wendet, oder von dem guten Princip durch jedes, auch das unſittlichſte Mittel Schutz gegen irdiſche Uebel zu gewinnen ſucht.

* * *

Man kann ſich gar wohl denken, daß in einer künſtlich geordneten Despotie — einer byzantiniſchen etwa — der Autokrat geſtorben war, ohne daß das Volk das geringſte davon inne wurde. Die zahlreiche Dienerſchaft drängt ſich nach wie vor in den Räumen des Pallaſtes; die Wachen wechſeln nach wie vor, die Speiſen werden bereitet wie ſonſt und in das Heiligthum ſeines innern Gemaches getragen; auch das Räderwerk der gewöhnlichen Regierungsgeſchäfte kann geraume Zeit noch fortgehn, nachdem die anregende Federkraft zu wirken aufgehört hat. Ein Stern erliſcht; aber die Boten ſeines Daſeyns, die Strahlen ſeines Glanzes wandern noch tauſende von Jahren hindurch zu unſern Augen, und wir ſind alle auf das Daſeyn des erloſchenen Sterns zu ſchwören bereit. Daſſelbe kann auch mit den Geſchöpfen des Aberglaubens geſchehn. Umringt ein Gö-

ßenbild, wie fraßenhaft es auch ſey, mit Altären und Tempeln; ordnet ihm lange Reihen von Dienern in mannichfaltigen Abſtufungen zu; ſchreibt dieſen Dienern ein ſtrenges Geſetz von Unterwürfigkeit und ſeltſamen Gebräuchen vor; häuft Feſttage auf Feſttage, und laßt dieſe mit eben ſo vielem blendenden Prunk als geheimnißvollen Ernſte begehn — und ihr werdet dem unförmlichen Götzen gläubige Anhänger und fanatiſche Verehrer verſchaffen, die auf die Göttlichkeit ihres Unholdes ſchwören und jeden Zweifler zu erwürgen bereit ſind. Durch die Macht dieſer Aeußerlichkeiten dauerte das Heidenthum eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und wich erſt der Zerſtörung ſeiner Tempel und der Auflöſung ſeiner Prieſterſchaft. Da erſt ſtarb der Glaube an das Alte ab, und machte dem beſſern Glauben Platz, welcher ſchüchtern in ſtiller Verborgenheit

erwachſen für ſtrafbare Gotteslåſterung galt, weil er dem toden Götzen, der im Beſitz war, den wahren und lebendigen, aber durch keinen Prunkdienſt gefeyerten Gott vorzuziehn wagte.

* * *

Die Abergläubiſchen, welche Gott nach ihren Leidenſchaften modeln, und dieſem Gebilde — dem Götzen ihrer Verkehrtheit und Selbſtſucht — nicht nur ſelbſt die Ehrfurcht zollen, die dem Heiligſten gebührt, ſondern auch andern gleiche Ehrfurcht aufzwingen wollen, dieſe Scheinfrommen ſind die wahren Prediger des Atheismus.

Prediger des Atheismus ſind auch die, welche das Aeuſſere des Cultus mit unnachlaßlicher Strenge beobachten, und auch wohl andere zu beobachten zwingen, während ſie das Innere der Gottesfurcht durch Falſchheit, Frevel, Betrug, Habſucht und böſe Lüſte verleugnen.

Der theoretiſche Atheismus verträgt ſich mit ſtrenger Tugend. Er iſt ein Irrthum des Verſtandes, den bey wohlgearteten Menſchen das Herz täglich und ſtündlich Lügen ſtraft. Er befolgt das Geſetz und leugnet den Geſetzgeber. Er bringt ohne Murren den Tribut ſeiner Opfer, und weißt die Huld des Empfängers von ſich. Er will lieber in troſtloſer Nacht wandeln, als dem Lichte folgen, das ihm die ewige Güte anbietet. Er iſt ein Wahnſinn, aber kein Verbrechen.

* * *

Es iſt dem Menſchen eigenthümlich nach Urſachen zu fragen, und in dieſem Forſchen nicht ruhen zu können. Wozu? Glücklicher wird er durch dieſes Forſchen nicht, wohl aber oft unzufriedner. Kinder und ſinnliche Menſchen, denen die Erſcheinung genügt, befinden ſich ohne Zweifel in einem behaglichern Zuſtande als der=

jenige, der ſein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Wiſſenſchaft wühlt, um zuletzt, nach unendlicher Anſtrengung, wahrzunehmen, wie wenig er weiß. Da es nun aber dieſer unbezwingliche Hang iſt, der uns auf der Leiter der Urſachen endlich auf den abſoluten Grund aller Erſcheinung und alles Daſeyns führt, ſo muß ſich wohl in ihm auch die Beſtimmung des Menſchen kund thun, der er ohne weitere Rückſichten folgen muß. Dieſe Beſtimmung aber iſt nichts anders als das Aufſteigen von dem Irdiſchen zu dem Ewigen, von der Welt zu dem Schöpfer der Welt.

* * *

Wie die Wahrheit in Gott iſt, ſo iſt auch das Streben nach Wahrheit ohne alle weitere Rückſicht — ein Streben, das gemeinen Menſchen eine Thorheit ſcheint — göttlich, dämoniſch und ein ſichres Unterpfand einer höhern Beſtimmung.

* * *

Es iſt ein großer Unterſchied, ob man an einer Sache nicht zweifelt, oder ob man ihrer gewiß iſt. Wem eine heilige Inquiſition das Zweifeln verbietet, und bey jeder Annäherung des Zweifels Ketten und Martern, Kerker und Scheiterhaufen, Aechtung und Beraubung, und im Hintergrunde von Allem die ewigen Flammen der Hölle zeigt, der kann doch keinen Augenblick ſicher ſeyn, daß ihm ſein anbefohlner und eingeſchreckter Glaube nicht wie Schnee in der Hand zerrinne.

* * *

Es iſt gar nicht ungereimt anzunehmen, daß Gott dem Weltall eine Seele gegeben, welche die nächſte Urſache aller Formen und Erſcheinungen ſey. Der ganze Mechanismus der Natur kann ihr Werk ſeyn; was aber auſſerhalb dieſes Mechanismus in dem Gebiete der Freyheit liegt, iſt unmittelbare Wirkung eines Weſens,

das über die Weltſeele unendlich erhaben, welches Gott iſt. Jene Seele der Welt, die wir auch Natur nennen, ſchafft das Leben in ſeinen mannichfaltigſten Formen, und ihr Streben iſt eben auf Mannichfaltigkeit und Wechſel, und auf Erhaltung durch Zerſtörung gerichtet. Sie kann Alles ſchaffen, nur Tugend nicht. Daß aber die Tugend, d. h. die ſittliche Freyheit, einer höhern Abkunft iſt, erhellt ſchon daraus, daß ſie die Macht der Natur überwinden kann, und um ihre Heiligkeit zu behaupten, die Form des phyſiſchen Daſeyns, an das ſie gebunden iſt, aufopfern muß.

* *
*

Wenn die Natur mit ihrem raſtloſen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohn' Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewundrung und Staunen untergehn. Erregt doch ſchon menſchliche Kunſt ein ſo gewaltiges Staunen; und

was iſt alle menſchliche Kunſt gegen die der Natur? Der Künſtler wählt einen ihm bequemen Stoff, in welchem er eine Form darſtellen will, die er meiſt auch ſelbſt wählt, und dieſe Darſtellung muß ſich begnügen mit Verähnlichung der Oberfläche. Das Innere bleibt roh, formlos, ungeſtaltet. Dahingegen drückt die Natur jedem Stoffe nach Gutdünken eine beliebige Form auf, bildet ihn aber zugleich in ſeinem Innern durch und durch bis auf den erſten, ſterblichen Augen verborgenen Keim. Und jedem ihrer Werke, das ſie organiſch bildete, gibt ſie einen Antheil ihres Lebens, das ſich mit wunderbarer Kraft immer von neuem erzeugt, endlos vermehrt, und bey dem mannichfaltigſten Wandel immer dauert. Das kleinſte, wie das größte Geſchöpf, auch nur als Maſchine betrachtet, zeigt eine Tiefe des Verſtandes der Natur, dem auch

nur nachzuſpüren wenigen ausgezeichneten und unermüdlichen Forſchern gelingt. Wenn ich mich in dieſen Betrachtungen verliehre, wenn ich von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Geſchöpfe, die dieſe kleine Erde füllen, zu dem grenzenloſen Weltgebäude emporſteige, von der Sonne zu dem Sirius und bis in die Nebelſterne der Milchſtraße hinaus, da erſcheint mir alle menſchliche Kunſt — wie herrlich ich ſie auch denken mag — ſo arm und klein, und die Erforſchung der Natur ſcheint mir das einzige, des Menſchen würdige Geſchäft.

* * *

Ich möchte tauſendmal lieber tod ſeyn, als mich in den Wahn hineinaltern, daß es nichts Großes und Reines auf Erden gäbe. Darum iſt es auch warlich kein Unglück früh zu ſterben, wenn noch die ganze Kraft des Geiſtes das Höchſte umfaßt; wenn der Menſch noch nicht ſo feſt an der Erde

Erde hängt, und ſich noch nicht ſo gemein gemacht hat mit dem Gemeinen, daß er die Ideale ſeiner Jugend vergäße oder wohl gar verlachte.

* * *

Die Tugend iſt nicht das letzte Ziel des Menſchen, ſondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf dieſem Wege trifft Moral und Religion zuſammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Heiligung zu Gott dringen; die falſche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienſt, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern.

Die, welche Tugend üben, nur um der Tugend willen, ohne Beziehung auf Gott, ſind hoch zu achten, aber ſie bleiben auf halbem Wege ſtehn, und verſchließen die Augen vor dem Glanze des Ziels, das am Ende ihrer Laufbahn ſtrahlt.

* * *

Durch die ganze Natur, von Gottes Thron aus, geht ein Strom der Harmonie, der das, was irdiſch geſchieden iſt, geiſtig eint. Wo wir in dem Mannichfaltigen der Erſcheinungen dieſe Harmonie finden, da ſcheint ſich unſerm Geiſte eine unendliche Tiefe zu öffnen, in welcher wir mit Entzükken die Gottheit ahnden, welche die Quelle aller Eintracht iſt.

* * *

Faſt durch alle Jahrhunderte des Chriſtenthums geht der Wahnſinn, daß ein gewiſſer Glaube das Recht habe zu verfolgen und zu quälen, um ſich allein geltend zu machen. Neben dem Baume der Liebe, welcher Mittel gegen alle Uebel trägt, iſt der Giftbaum des grimmigſten Haſſes, und auf ihm alle nur denkbaren Greuel gewachſen.

Das ſittliche Weſen des Menſchen und ſeine Tugenden ſind zunächſt an die menſch-

liche Geſellſchaft geknüpft, und es gibt keine Liebe zu Gott, die nicht mit der Liebe der Menſchen zuſammen hinge; wie denn auch dieſe des Chriſtenthums erſtes Geſetz iſt. Eine Religion alſo, die nicht aus dieſer Wurzel erwächſt, mag alles andere ſeyn, nur Chriſtenthum iſt ſie nicht. Die Wurzel des Fanatismus aber iſt Haß, ein recht bittrer, eigenliebiſcher und hochmüthiger Haß, der keinen Widerſpruch, ja, keinen Zweifel duldet; was ihm nicht anſteht, mit Gewalt bekämpft; lieber mordet als belehrt, und in dem Wahnſinne ſeiner Mordluſt mit blutbefleckten Händen von dem Gotte der Liebe Belohnungen fordert. Wenn ihm aber zu ſolchen Glaubensthaten die Gelegenheit mangelt, trennt er ſich von den Menſchen, ſeinen Brüdern, die er verachtet; brütet in der Einſamkeit ſeinen Hochmuth groß, und wähnt ein Heiliger zu ſeyn, weil er nichts für Andre thut, keine Pflichten erfüllt, ja,

die ſchönſten und heiligſten Gefühle der Menſchheit aus ſeinem Herzen geriſſen hat.

* * *

Wo man des Glaubens iſt, daß die Seligkeit durch Meinungen bedingt werde, da ſind die Torquemadas und das Arſenal ihres entſetzlichen Gerichtes unentbehrlich. Dann iſt Einheit in dieſen Meinungen — wie ſie auch immer entſtanden ſeyn mögen — das Erſte; und es iſt in der Ordnung, Jeden, der dieſe Einheit ſtört, durch alle Mittel auf den ſchmalen Weg der übrigen Heerde zurückzuzwingen. Dann iſt Mord, an Andersgeſinnten verübt, ein Gott gefälliges Opfer, und es iſt recht mit Ziska zu ſagen: „Fluch dem, der nicht ſeine Hände in dem Blute der Sünder gewaſchen, und ſich geheiligt hat in dem Blute der Unheiligen!“

* * *

Das Chriſtenthum iſt ſeiner ganzen Entſtehung nach die Religion der leidenden

Menſchheit. Die Alten hatten keine Hoſpitäler; in chriſtlichen Ländern iſt die Beſorgung der Kranken ein Hauptgegenſtand der öffentlichen und Privat-Sorge geworden. Wie oft haben Fürſtentöchter aus Demuth und chriſtlicher Liebe ihren Schmuck abgelegt, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, und den Bettler auf ſeinem Dornenlager zu pflegen, zu erquicken, zu tröſten! So hat die Religion, die zunächſt nur den Himmel in den Augen zu haben ſcheint, auch das Leben hienieden erleichtert.

* * *

Vergebens trauerſt Du über das Gute, das, wie Du wähneſt, untergegangen und vernichtet iſt. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth iſt zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; ſie arbeitet ſich doch wieder herauf, und erſcheint dann meiſt geläuterter und ſchöner. Wie arg ſie

auch der Blödſinn verkennen, oder wie tief er ſie in die Erde vergraben mag, immer entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und immer bietet ſie der Menſchheit, die ſie mit unerſchütterlicher Treue liebt, von neuem ihre Blüthen und Früchte dar. Geht man die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, das heißt ſeiner Meinungen und Ueberzeugungen, durch, ſo ſollte man faſt meinen, daß der Gottheit die zufällige Verbreitung des Wahren angenehmer ſey, als die methodiſche; oder, um beſſer zu ſagen, ſie will, daß ſie ſich den Menſchen frey und ohne Zwang anbiete, und von ihnen in freyer Liebe umfaßt werde. Es hat nie an Menſchen gefehlt, die der Wahrheit, oder dem, was ihnen Wahrheit ſchien, ihren Arm und ihr Schwerd anboten; ſie erzwangen auch wohl eine Art von Ehe mit ihr, aber dieſe Ehe trug keine Frucht. Es war eben, als ob ſie einen Wald pflanz-

ten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde; aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da ſich der Sturm erhob, lag Alles danieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glånzend und lieblich anzuſehn; aber ſie fielen faul herab, und dann erſt ſtieg vielleicht aus dieſem und jenem frey gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein friſcher, kråftiger Schoß empor. Wie oft iſt ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde geſprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das früher keiner Lehre zugånglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finſterniß angezündet? Du thuſt beſſer und frömmer, dieſen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menſchen aufzudringen. Jede Gewalt iſt hier

ſündhaft, ja, die größte der Sünden gegen den freyen Geiſt. Nur was ſich frey geſtaltet, erfreut ſich der Dauer. Darum ſind diejenigen die grauſamſten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerde pflügen, und ſie ſelbſt an das Joch der Gewalt feſſeln; und mit welchen Titeln und Würden ſie ſich auch ſchmücken mögen, ſie ſind jenem Tyrannen gleich zu ſezzen, der in ſeinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgeſang umzuwandeln verſtand.

———

Verlaß einmal den Wuſt Deiner Bücher, und tritt unter die Menſchen, damit das tode Wort lebendig und Dein Glaube geprüft werde. Dieſe Wuth zu leſen, die ſich der Menſchen in unſerm Jahrhundert bemächtigt hat, kömmt mir oft wie die Wuth des wilden Jägers, wie eine wahre Verdammniß vor. Immer vor-

wårts nach einem Ziele, das, wie der Horizont, nimmer erjagt wird; immer nach Auſſen getrieben, nie in das Innere ſchauend, ein Spielwerk der Meinungen, jedem feſten Glauben entfremdet — das iſt der Zuſtand dieſer mit der Leſewuth behafteten Kranken. Viel Trågheit iſt dabey, und auch des Hochmuths nicht wenig. Es iſt ergötzlich zu wåhnen, man denke das ſelbſt, was man lieſt, und die Verantwortung doch auf den zu ſchieben, der es uns zu denken gibt. Auch bequem iſt es nur in ſich aufzunehmen, wie ein Gefåß; aber auch nur bequem. Denn, wie das Gefåß, ſo erweitert auch der Geiſt ſich nicht, der nur aufnimmt, und nåhrt ſich nicht, und erhebt ſich nicht. Auch fůllt er ſich nimmer an, und was er aus ſeinem Vorrathe ſpendet, weiß ihm niemand recht Dank. Das Weſen des Geiſtes iſt der Flamme gleich; was Du ihm zufůhrſt, ſoll die Flamme nåh-

ren; aber wer die lebendige Kraft durch unabläſſiges Zugießen erſtickt, wird bald im Dunkeln ſitzen. Auch dem Saamenkorne gleicht der Geiſt, das von Wärme und Feuchtigkeit genährt, Keime treibt, in die Luft aufwärts ſtrebt und Blätter und Blüthen entfaltet, aus denen neuer Saame zur Erde fällt. Im Uebermaaße des Regens aber fault es dahin, oder es verdorrt im Uebermaaße der Hitze. Darum, wenn Dir um Bildung zu thun iſt, mäßige Deine Luſt nach fremden Gut, und verſäume nicht im Schweiße Deines Angeſichtes den eignen Akker zu pflügen, ſtatt die Ernte der Nachbarn in Deine Scheune zu führen. Denn nicht nach dem, was der Menſch hat, ſondern nach dem, was er thut und ſchafft, wird ſein Werth geſchätzt.

* *
*

Ich halte nicht viel von der Wahrheitsliebe eines Menſchen, der über das, was er

denkt und glaubt, die mündliche Mittheilung ſcheut. Freylich beunruhigt der Widerſpruch, und auf dem Pfühle des Wahnes liegſt Du in Deinen vier Wänden ruhiger. Es mag Dir freylich oft begegnen, daß Du recht gewiß, recht ſtolz aus Deinem Studirzimmer wie aus einem Tempel untrüglicher Wiſſenſchaft trittſt, und wenn Du Deine Offenbarungen kund gethan haſt, mit geſenktem Haupte und mit Zweifeln belaſtet nach Hauſe zurückkehrſt. Aber ſo ſoll es eben ſeyn. Zerſtöre den Bau der Ameiſe, zerreiß das Gewebe der Spinne, ſo oft Du willſt; raſtlos baut und webt ſie es wieder; ja, ſie ſetzt ihr Leben daran. So das Thier, das Du unvernünftig nennſt. Und der vernünftige Menſch, er, der ein Zweig der göttlichen Natur zu ſeyn ſich rühmt, er, deſſen innerſtes Weſen auf Wahrheit und Erkenntniß ruht, er ſollte aus ruchloſer Trägheit das Unhaltbare feſt halten, das Zer-

ſtörte nur bejammern, und lieber die Andersgeſinnten fliehn und verketzern, als alle ſeine Kraft, und, wenn es ſeyn muß, ſein Leben an den Bau der Wahrheit zu ſetzen?

* *
*

Seitdem ich mich aus der Welt zurückgezogen habe, und nur mit wenigen lebe, genieße ich ſie beſſer und reiner als vorher. Die Freuden und Genüſſe, die ſie mir geboten, die Erfahrungen, die ich in ihr geſammelt habe, Alles, was ich ſah und hörte, iſt mir geblieben, und hat ſich durch die Zeit und die Ferne gereinigt. Was ſich ehedem zu hart an mich drängte, mich gleichſam umſchlang und gefangen nahm, iſt jetzt, da es weiter von mir zu ſtehen ſcheint, zum bequemen Stoffe geworden, den meine Einbildungskraft nach Gutdünken bearbeitet, mein Verſtand ruhig zerlegt, und mein Herz, ohne Verletzung, mit Freude und Wehmuth genießt. Es iſt mir, als liebte ich die Men-

ſchen mehr, ſeitdem ich ſie mehr im Ganzen und aus der Ferne beſchaue, wo ihre einzelnen Gebrechen und Mångel verſchwinden; und das ganze Treiben der Welt, in dem mir oft bis zur Uebelkeit ſchwindelte, erſcheint mir jetzt wie eine luſtige Parodie, von Harlekin und Columbine auf den Bretern aufgeführt. Ich ſehe ihre Thorheiten ohne Aerger, ihre Schlechtigkeiten ohne Bitterkeit, und dagegen das Gute und Große, da es ſich reiner von der Maſſe abſondert, mit einer größern und innigern Theilnahme. Die Verwirrung der Verhåltniſſe hört auf feindſelig auf mein Inneres zu wirken; die Wage des Guten und Böſen liegt feſter in meiner Hand, und die ſittlichen Erſcheinungen ſtehen in ſchårfern und reinern Umriſſen vor meiner Seele. Die Nebel der Eitelkeit zerrinnen immer mehr; ich habe kein Intereſſe mehr mich oder Andre zu tåuſchen; ich ertrage die unverbeſſerlichen Mångel meiner

Natur mit geringerem Verdruß, und än≈
dere, was ſich ändern läßt, mit geringerer
Mühe. Muthiger als ſonſt trete ich jetzt
meinen Vorurtheilen entgegen, und ſcheue
die Anſichten weniger, die den Meinigen
entgegengeſetzt ſind. Der Kampf gilt jetzt
der Wahrheit allein. Ich bin nicht beſchämt,
mich beſiegt zu ſehn; ich triumphire nicht,
wenn ich obſiege; aber ich freue mich in mei≈
ner Stille, wenn ich einen alten Wahn in
mir gründlich zerſtört, einen alten Glauben
von neuem befeſtigt habe. In dieſem Stre≈
ben meiner Einſamkeit bin ich oft ſo glück≈
lich, als ob ich ſchon geſtorben wäre, und
die Erde mir wie ein leuchtender Hesperus,
ohne ſchmutzigen Dunſtkreis, als ein Ge≈
genſtand der Freude, der Bewundrung und
der Wehmuth erſchiene.

* * *

Nichts iſt ehrwürdiger als ein Greis,
der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wol≈

luſt, des Hochmuthes, der Rangſucht, des Geldgeizes rüſtig überſtanden, und ſeine Argo durch all dieſe Klippen ohne Leck geführt hat. Die Anzahl ſolcher Greiſe iſt ſehr gering. Die meiſten Menſchen, die nicht an ein Ruder angeſchmiedet, ſondern freye Herrn ihres Fahrzeuges ſind, bleiben gleich beym Ausfahren an einem jener Riffe hängen; arbeiten ſich dann zum andern und dritten hin, und ſo fort, bis ſie endlich auf der wüſten Inſel des Geizes ſizzen bleiben.

* *
*

Um mit der größten Strenge wahr und rechtſchaffen zu ſeyn, muß man das Maaß ſeiner Kräfte genau kennen, und nichts unternehmen, was dieſem Maaße nicht angemeſſen iſt. Das Gegentheil führt mehr oder weniger zur Oſtentation, die allmählig das Urtheil wie den Character verfälſcht.

* *
*

Für Einen Menſchen, welcher weiß, was er will, und ein beſtimmtes Ziel vor Augen hat, das ihn wie ein untrüglicher Polarſtern durch alle Syrten des Lebens leitet, gibt es immer hundert, die, wie ſchlaftrunken in der Finſterniß umher tappen, bald von einem Geſpenſte der Hofnung vorwårts gezogen, bald von dem des Verzagens zurückgehalten; und ohn' Unterlaß das Haupt bald dahin bald dorthin werfend, wo neckende Stimmen lockend durch einander ſchreyen. Der weiſe Mann ſchreitet rüſtig durch den Spuk, nur auf die Eine Stimme in ſeinem Innern hörend, und gelangt zum Ziel. Die Andern verlaufen ſich, nach unſäglicher Mühe und vielem vergeblichen Schweiß, in die ſchmuzzigen Untiefen des Lebens, wo ſie ihr Misgeſchick anklagen, oder auf den Jammer des Lebens ſchelten, und, wenn ſie es

könnten, Gott wegen ihres Blödſinns zur Rechenſchaft fordern möchten.

* *
*

Die Gültigkeit der Gebote unſrer Vernunft anerkennen, ohne einen Gott über ihr, deſſen Organ die Vernunft iſt, heißt einen Frieden auf die härteſten Bedingungen mit einem Geſanden abſchließen, der kein Creditiv aufzuweiſen hat.

* *
*

Der Himmel mit allen ſeinen Sternen und ſeinem ewigen Geſetz, alle dieſe Welten, die ſich in regelmäßigen Kreiſen um und durch einander drehn, dieſe Weltgebäude ohne Ende, neben- über- unter und hinter einander gebaut — dieß Alles hat gar nichts erhabenes an ſich, als in ſo fern es an dem Herzen Gottes liegt, und ein ſichtbares Zeichen ſeiner Unendlichkeit iſt. Dieſe Idee des unendlichen Gottes, der die Unermeßlichkeit der Welt umſpannt hält,

wird nicht durch Betrachtung des Himmels gefunden, ſondern zu ihr hingebracht, und iſt eben die Vermittlerin des entzückenden und begeiſternden Gefühls, in das wir bey der Betrachtung des Himmels verſinken.

* * *

Für das, was den Menſchen zunächſt umgibt, iſt er blind; er kennt die Ereigniſſe des nächſten Augenblicks nicht, und wühlt ſich daher mühſam, dem Maulwurfe gleich, durch die Erſcheinungen hin, die ihm das rechte Licht entziehn. Nur für das iſt ſein Aug hell, was jenſeits der Erſcheinungen liegt. So geht der blinde Oedipus an der Hand ſeiner Tochter bettelnd durch das Land; aber als er den Scheideweg des Lebens betritt, geht der Blinde, vom innern Lichte erleuchtet, vor den Sehenden her, und findet ohne Irrthum den Weg zu den Göttern.

* * *

Wer für eine Meinung ſein Leben aufopfert, beweißt nur, daß dieſe Meinung mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit auf das Innigſte verwachſen iſt. Uebrigens kann ſie grundfalſch und ein grober Irrthum ſeyn. Das Fürwahrhalten einer Meinung hängt oft an den zufälligſten Verknüpfungen.

* *
*

Eine Religion, die ſich mit Ceremonien umgibt, dieſe mit hoher Wichtigkeit behandelt, und ſie vermehrt und erweitert, ſtirbt eben an dieſen Aeuſſerlichkeiten ab, wie die Korkeiche, wenn ſie nicht ihrer Rinde entledigt wird.

* *
*

Das, was die Annäherung des tauſendjährigen Reiches am gewiſſeſten erwarten läßt, iſt das raſche Fortſchreiten, die mächtige Erweiterung der Wiſſenſchaften nach allen Seiten hin. Nie hat es in dieſer Rückſicht eine ſo rege, ſo fruchtbare

Zeit gegeben. Jeder Tag deutet neue Wege in unbekannte Gegenden an; immer weiter dringt das Licht, immer tiefer zieht ſich die Nacht zurück. Die Säulen des Herkules ſind längſt durchſchifft, und was die Gränze der Welt ſchien, iſt zu ihrer Mitte geworden. Unverdroſſen ſchreitet der wißbegierige Geiſt von Inſel zu Inſel rund um die Kugel der Wiſſenſchaft, und jede Umſchiffung deckt neue Länder auf. Dieß iſt erfreulich, wie irgend etwas; und der Geiſt, den dieſes lebendige Treiben nicht mit ergreift und in ſeine Wirbel reißt, muß aus dem Schooße der Trägheit gebohren ſeyn. Und doch ſpielt am Ende alles dieß Forſchen nur auf der Oberfläche der Natur. Immer iſt es nur eine andre Geſtalt des unerforſchlichen Proteus, den unſer Scharfſinn zu feſſeln hofft; er ſelbſt entſchlüpft unſern Banden und weiſſagt uns nicht. Iſt aber darum dieſes

ganze Seyn nur ein eitler Trug der alten Gauklerin, der Natur? Keineswegs. Es iſt wohl ein Weſen, eine Wahrheit in ihren Geſtaltungen, und eben dieſem Weſen trachtet der forſchende Geiſt nach; aber immer verſchwindet es ihm unter der Hand, wie dem Meſſer des Zergliederers an den Spitzen der Nerven die Quelle des Lebens entflieht. Du hörſt das Rauſchen dieſer Quelle, Du fühlſt die Kühlung, die ſie gibt, Du ſiehſt die Blumen, die ihr Naß nährt und tränkt: aber indem Du ihr nachgräbſt, weicht ſie der Forſchung aus, und zieht ſich in eine unerreichbare Tiefe zurück. — Was mein' ich alſo, wenn ich in dem endloſen Fortſchreiten der Wiſſenſchaft die Annäherung des tauſendjährigen Reiches ahnde? — Dieſe labyrinthiſchen Hallen, dieſe ſich immer weiter und weiter fortbauenden Tempel der Wiſſenſchaft führen ſie nicht alle zuletzt zu den

Myſterien der Unwiſſenheit, aber einer Unwiſſenheit, die ſich ſelbſt mit vollkommner Klarheit erkennt? Dieſes Erkennen iſt das letzte Ziel alles Forſchens in den Erſcheinungen; das Jenſeits deſſelben liegt nicht in der Menſchen Hand. Wenn ſich aber bey dieſem Ziele die Menſchheit verſammelt haben, wenn in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet ſeyn wird, daß das emſige Forſchen in der Erſcheinung das ewig Wahre nie entſchleyert, und alle ein tieferes unauslöſchliches Verlangen nach dieſem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Vorhang aufrollen, und der Herr wird erſcheinen in ſeiner Herrlichkeit, die Wahrheit an ſeiner Hand. Dann wird jener glühende Durſt an der unverſieglichen Quelle lebendigen Wiſſens geſtillt werden; es wird Eine Heerde und Ein Hirte ſeyn, und wie jetzt alle edeln Gemüther Eins ſind im Streben, ſo

werden ſie es dann im Erkennen des Einen ſeyn.

* * *

Es gibt ein Genie der Wahrheit, das inſtinctartig wirkt, und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünſchelruthe zeigt es mit Beſtimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialectik mühſam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung iſt je durch methodiſches Nachdenken gemacht worden. Der Genius ergreift ſie, wie der Tiger ſeine Beute, im Sprung.

* * *

Das was die edlern Kräfte des Menſchen in beſtändiger Spannung erhält, ſind jene erhabenen Räthſel der Natur, die ſich hinter jeder Erſcheinung verſtecken, ihn wachend und ſchlafend verfolgen und um Erlöſung flehn. Aber nicht anders, wie in Arioſtos bezaubertem Schloſſe, wo

der Gegenſtand des Verlangens bald hier bald da ſich zeigt und flehende Hände ausſtreckt, gehſt Du raſtlos auf und ab, und wenn Du alle die labyrinthiſchen Gänge der Metaphyſik durchirrt haſt, öffnet ſich doch der Tempel nicht, in welchem Du die Geliebte zu finden und Dir zu vermählen hoffeſt.

Wer kann zweifeln, daß bey weitem die meiſten Menſchen den Purpur am Könige, und überhaupt an Jedem den Rock höher achten, als das vernünftige Weſen, das darinne ſteckt? So iſt es auch mit dem Ceremonienwerk. Immerhin mag ein hoher Sinn darein gebannt ſeyn; gar wenige bekümmern ſich um dieſen Sinn; der größern Anzahl iſt die Ceremonie ſelbſt der letzte Zweck und Alles in Allem. So iſt es an Höfen, ſo in der Kirche. Und es ſind eben die, welche das Geheimniß

am beſten kennen ſollten, die mit ihrem Beyſpiel am meiſten vorangehn. Der Ceremonienmeiſter rollt ſein Faß gedankenlos und mit leerem Gepolter fort, und nur von denen, die am entfernteſten ſtehn, ahndet hier und da Einer in dem dumpfen Poltern den myſtiſchen Sinn.

* * *

Die empörende Erſcheinung der Feindſeligkeit, mit welcher ſich die chriſtlichen Secten einander am heiligen Grabe behandeln, ſo daß nur die Peitſchenhiebe der Janitſcharen Mord und Gewalt abwehren können, iſt über die ganze chriſtliche Erde verbreitet. Das Kreuz, das die Völker vereinigen ſollte, ſpaltet ſie, und ſie verfolgen und haſſen ſich um deſſentwillen, der zu ihnen ſprach: Liebet euch unter einander, das iſt das erſte Gebot. Und wiederum: Daran will ich euch erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr Lie-

be zu einander habt. — Soll man nun daraus nichts abnehmen, als die Verkehrtheit der Menſchen, oder wohl gar dem Chriſtenthum aufbürden, was die Schuld ſeiner Bekenner iſt? Schwerlich mit Recht. Sollte nicht vielmehr jener gegenſeitigen Feindſeligkeit die allgemeine Misbilligung des Willkührlichen zum Grunde liegen, das die wahre Religion überall mehr oder weniger verunſtaltet hat? Dieſes Willkührliche haßt Jeder in den Meinungen des Andern, während er es ſich ſelbſt durch einen ſehr natürlichen Selbſtbetrug verzeiht. Mit ſeinem Verſchwinden würde der Friede zurückkehren. Es iſt daher die erſte Pflicht eines wahren und aufrichtigen Chriſten das rechte Chriſtenthum aus den Banden der Willkühr zu retten und es auf das zurückzuführen, was ſein göttlicher Urheber gelehrt und geboten hat.

* * *

Ohne Gott iſt die Erde ein Kothklumpen, die Staaten Nothſtälle für die unbändige Menſchheit, der Krieg eine ſchändliche Schlächterey, die Wiſſenſchaften ein kindiſcher Zeitverderb, die Poeſie ein abgeſchmacktes Spiel mit Sylben und die Liebe ein ſchmutziges Bedürfniß.

* * *

Die Religion vereinigt die Geſinnungen, die Theologie ſpaltet ſie, der Glaubenszwang feſſelt ſie. Die Religion gleicht der ſtillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubenszwang einer ſternloſen Winternacht. Die erſte erleuchtet und erwärmt; die andre verwirrt; der Glaubenszwang tödet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

S. 69. Z. 2. lies Wortdrechſler. ſtatt Wortwechſler.

S. 144. Z. 10. nachleben. ſt. nach leben.

S. 162. Z. 16. wie ich ſchon. ſt. wie ſchon.

S. 198. Z. 3. ſchmåht. ſt. ſchwåcht.

S. 226. Z. 4 niedern. ſt. niedrern.

S. 242 letzte Z. Eurer. ſt. Eure.

S. 290. Z. 9. ſöhnte. ſt. ſehnte.

S. 360. Z. 5. haben. ſt. hat.

S. 467. Z. 12. vorgenommen. Zwar — ſt. vorgenommen; zwar —

S. 480 letzte Z. nach ſeinen iſt Füſſen ausgefallen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

in

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten

Bd.: 3. Des Frauenspiegels 3. Bd. - 1822. - 572 S.

Leipzig 1822

P.o.germ. 668 t-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111774-8